

Gerald Wolf

Der HirnGott

Ein Wissenschaftsroman

**3. Auflage. Kindle Direct Publishing. eBook 2014
Bearbeitet 2019**



Vorwort

1. Auflage (dr. ziethen verlag Oschersleben, 2005)

Dank all jenen, die durch Hinweise, durch Diskussion oder auch in Form zwangloser Gespräche zum Buch beigetragen haben. Besonders verpflichtet bin ich den Herren Prof. Dr. Matthias Springer, Prof. Dr. Harald Schultze, Oberarzt Dr. Rainer Wolf, Dr. Holger Wittig, Dr. Peter Seidel und Studiosus Björn Oswald sowie meinen Mitarbeitern, Herrn Dr. Thomas Horn und Herrn Prof. Dr. Mario Engelmann. Frau Julia Czerney, meine Sekretärin, übernahm die kritische Durchsicht des Manuskriptes und steuerte manche gute Idee bei. Herzlichen Dank schulde ich auch dem Verlags-Chef, Herrn Dr. Ziethen, der für den letzten Schliff sorgte und schließlich aus dem Manuskript ein Buch machte. Meine Frau Hella brachte mir als Abend-, Nacht- und Sonntagsschreiber liebevolle Geduld entgegen und ermutigte mich auch dann durch Lob, wenn unsere beiden Kinder, Antje und Dr. Ronald Wolf, mit den Elaboraten ihres Vaters besonders kritisch umgingen.

Gerald Wolf, Magdeburg im Februar 2005

2. Auflage (Sich Verlag Magdeburg, 2008)

Herr Wolfgang Sich, Leiter des Verlages, übernahm es dankenswerter Weise, den Roman in zweiter Auflage herauszubringen. Das ermöglichte eine Überarbeitung, bei der mir Frau Ursula Hensel als Lektorin hilfreich zur Seite stand. Beiden bin ich herzlich verbunden.

Gerald Wolf, Magdeburg im August 2008

3. Auflage

Die zweite Auflage des HirnGottes ist verkauft, eine weitere wurde möglich. Nach Jahren lese ich das Buch mit anderen Augen und bemerke manches, was besser zu formulieren ist. Dem eBook gegenüber zunächst skeptisch eingestellt, habe ich inzwischen selbst eine ganze Menge davon. Zwar möchte wohl kaum einer für den eBook-Reader seine mit konventionellen Büchern bestückten Regale aufgeben, dennoch haben die virtuellen Bücher auch ihre Vorteile. Nicht zuletzt deswegen, weil die Herstellungskosten gegen Null gehen. Das freut den Autor, und das freut den Käufer.

Auch dieses Mal hoffe ich, dass Ihnen, verehrte Leserinnen und verehrte Leser, die Lektüre Vergnügen bereitet, ebenso die Art von Wissenschaft, wie sie mir am Herzen liegt.

Gerald Wolf
Magdeburg im Juni 2014

Fünf Jahre sind inzwischen vergangen, und wiederum fielen einzelne Stellen auf, die der Korrektur bedürfen oder einem überzeugenderen Duktus zu weichen haben. Dazu gehört nun auch ein freundlicher Schluss.

Freude beim Lesen, aber auch so manche Einsicht, für die die Türen bisher verschlossen waren, wünscht Ihnen,
verehrte Leserin, verehrter Leser,

Ihr Gerald Wolf
Magdeburg im September 2019

1

Thomas Wisweh kommt aus Dinkelbachs Dienstzimmer, blasser als sonst, und lässt die Tür hinter sich ins Schloss fallen. Lauter als beabsichtigt. Sogleich öffnet er sie wieder, murmelt »Tschuldigung!« und schließt sie erneut. Kraftvoll wieder, aber leiser.

»Was ist denn los?«, fragt die Sekretärin, halb erschrocken, halb amüsiert. Er deutet in Richtung seiner Stirn und winkt ab.

»Der Chef ist nun mal so«, flüstert sie und macht dazu eine beschwichtigende Handbewegung. »Glauben Sie ja nicht, Herr Professor Wisweh, dass es nur Ihnen so geht!«

An den Schreibtisch zurückgekehrt, stiert Thomas auf die halbgeschlossene Jalousie, die Lesebrille auf der Nasenspitze. Streifenweise quetscht sich die Welt von draußen herein. Regnerisch ist es, cremig-grau der Himmel. Genauso trostlos wie das schäbige Institutsgebäude auf der gegenüberliegenden Seite. Tausende Male schon hat er hinübergesehen, Labors sind zu erkennen, geschäftige Weißkittel, dazwischen Leute in T-Shirts, Schlabberpullovern, Jeans. Auf den Ellenbogen gestützt, melkt er zwischen Daumen und Zeigefinger sein Ohrläppchen.

»Ich musste Ihren Bericht überarbeiten, Herr Wisweh«, höhnt es in Thomas. »Sie haben sich da, ähem, mal wieder einige grammatikalische, ja, nun, äh, Eigenwilligkeiten geleistet.« Unwillkürlich spitzt Thomas den Mund und rümpft die Nase. »Auch Ihr Stil, Herr Wisweh, er ist für solche Zwecke – nun, wie soll ich sagen – sehr, ja, sehr ungewöhnlich. Sehr ungewöhnlich.« Wenn dieser Kotzbrocken wenigstens auf sein dämliches Grienen verzichten wollte. Genauso falsch wie sein Gebiss. Mit einer solchen Waffel würde ich den Mund überhaupt nicht aufmachen. »Ja, und eines noch, Herr Wisweh: Die Zusammenfassung sollte, ähem, das hatte ich ja ausdrücklich gesagt, sollte fünfzehn Zeilen nicht überschreiten. Die Ihre hatte neunzehn, ja, äh, neunzehn!« Erbsenzähler, der!

Dinkelbach, der Instituts-Chef, ist Professor für Neuere Geschichte. Bis zur Emeritierung fehlen ihm noch zwei Jahre. Auf seinem Spezialgebiet, der Industrialisierung Mittel- und Westeuropas, hat er einiges vorzuweisen, keine Frage. Daher auch haben sie ihn in der

Fachgesellschaft zu ihrem Präsidenten gemacht, und seit dieser Zeit wohl hat in ihm die Überzeugung von der eigenen Großartigkeit Platz gegriffen. Sieht sich als phosphoreszierende Erscheinung am Historikerhimmel. Doch ausgebrannt ist er, der Alte, lebt nur noch von den Tantiemen seiner früheren Arbeiten. Umso mehr ist er jetzt darauf aus, mit patriarchalischem Gehabe den Institutsdirektor herauszukehren. Und so will es einfach nicht in seinen Schädel, dass ich völlig weisungsfrei bin. Als Inhaber einer Stiftungsprofessur bin ich genauso weisungsfrei wie die anderen Profs am Institut. Auch wenn ich hier der jüngste bin und die anderen einen festen Vertrag haben, Wurscht ist das, ohne Bedeutung, absolut schnuppe.

Mit einem Schnaufer wendet sich Thomas wieder dem Manuskript zu: *Sakralität und Sakralisierung im Kulturvergleich von Mittelalter und Neuzeit*. Von dem Herausgeber einer renommierten Fachzeitschrift ist er um ein Gutachten gebeten worden. Der jedenfalls, der weiß ihn zu schätzen! Bis morgen, spätestens bis übermorgen hatte er ihm versprochen. Aber was für dröge Seiten das sind, Sätze, an deren Ende man vergessen hat, was am Anfang steht, abgewetzte Beispiele, obskur die Aussage, von einem roten Faden keine Spur.

Nach ein paar Minuten gibt Thomas auf. Sein Blick fällt auf die Zeitschrift, die er heute Morgen im Supermarkt gekauft hat. Seitenweise Parteienstreit, Wirtschaftsprobleme, Nanotechniken, ein Artikel über die deutsche Bildungsmisere, ein anderer über die Globalisierung des religiös motivierten Terrorismus. Dazu Bilder von wild gestikulierenden Muslimen, von brandschatzenden Kreuzrittern, Porträts von Gläubigen, in deren Augen der Fanatismus flackert, ein Bild von einem Exorzismusopfer, eines von maskierten Selbstmordattentätern und ein anderes, auf dem man aufgebrachte Hindus sieht, die mit Stöcken bewehrt über eine Moschee herfallen. »Gott, ein Hirngespinnst?« schrillt die Überschrift des folgenden Artikels. Amerikanische Wissenschaftler hätten schon in den 1990ern eine Region in unserem Gehirn entdeckt, von dem die Gottesvorstellung produziert würde, das Gottes-Modul. Erleuchtung brächte es. Eine neue Forschungsrichtung sei im Entstehen, die »Neurotheologie«. Dazu Abbildungen mit Querschnitten durch das Gehirn. Von Epileptikern ist die Rede und von religiösen Eiferern. Ein Pfeil weist auf eine Region im Gehirn, die für unseren Glauben zuständig sei: *Hier wohnt Gott!*

Behauptet wird viel, der liebe Gott kann ein Lied davon singen. Von wegen Gott, ein Hirngespinnst! Da wird sich die Leserbrief-Abteilung noch ein paar Extra-Postsäcke zulegen müssen. Thomas schaut auf die Armbanduhr und wendet sich wieder seiner Arbeit zu.

Auf *Gottwin Thomas* hatten ihn seine Eltern taufen lassen, *Gottwin Thomas Wisweh*. Den *Gottwin* hat er seiner Mutter zu verdanken. Gott und der Kirche stand sie so nahe nicht, und sein Vater schon gar nicht. Doch Mutter neigte immer ein bisschen zum Besonderen, wiewohl oder gerade weil die Verhältnisse in seinem Elternhaus alles andere als besonders waren. In der näheren Verwandtschaft aber gab es jemanden, der es »zu etwas gebracht« hatte, und der hieß *Gottwin*. Mutters Schwager, ein Chirurg. Wie wünschte sie sich, dass ihr Sohn, das einzige Kind, es ihm einmal nachtut, mit Onkels Namen als Leitstern.

Noch knapp drei Stunden bis zum Date. Gestern erst hatte Thomas sie kennengelernt. Durch ein Malheur. In der Buchhandlung war's. Er hatte einen Stapel Bücher gestreift, wollte ihn am Kippen hindern und brachte dabei auch noch einen zweiten Stapel zu Fall. Sehr peinlich. Da sprang diese junge Frau herzu und wollte nicht zulassen, dass er ihr beim Aufsammeln hilft. Wie sie ihn angesehen hatte! Mit einem Lächeln, nur angedeutet zwar, aber eigenartig. Flirt-Forscher wollen herausgefunden haben, dass wenige Sekunden eines Blickkontaktes genügen, um festzustellen, ob jemand zu einem passt oder nicht. Und die Ampel in Thomas zeigte ein hell leuchtendes Grün. Als er vorschlug, sie zum Schadensausgleich auf eine Tasse Kaffee einzuladen, zögerte sie kurz. Heute nicht, meinte sie, aber anderntags. »Vielleicht«, hatte sie noch hinzugefügt. Wieder ein Lächeln, aber in seiner Mehrdeutigkeit eindeutiger als das erste. Als er nach ihrer Telefonnummer fragte, zog sie ein Kärtchen hervor: *Aileen Moresco* stand da zu lesen, *Buchhändlerin*. Offenbar gehört ihr der Laden.

Eine Stunde noch, dann sollte sich Thomas durch das Manuskript hindurch gekämpft haben: ... *Die polare Struktur, wie sie sich in den Begriffen sakral und profan widerspiegelt, ist, wann immer sich Göttliches im Leben und im Raum der Menschen offenbart ...*

Das Bild von dieser Aileen drängt sich wieder auf. Als er versucht, es genauer zu fassen, verschwimmen die Konturen. Ihr Blick ist es gewesen, was ihn an ihr so faszinierte. Auch wie sie sprach. Ein Blick zur Uhr: um drei! Im Bauch kribbelt es. Sogar in der Bibel soll das

Kribbeln beschrieben sein. Armselige Katholiken-Priester, wie jemals sollen sie diese Bibelstelle begreifen können. Erotik bedeutet für sie immer nur Fortpflanzung. Als ob wir Zuchtvieh wären.

Jedes Mal, wenn ich mich mit Astrid verabredet hatte, sinniert er, oder später dann mit Ivonne, flatterten wahre Scharen von Schmetterlingen unter meinem Zwerchfell herum – nein, nicht Schmetterlinge, eher schwirrte da so was wie ein Fliegenschwarm. Über Thomas' Gesicht huscht ein Schmunzeln. Ivonne, was wird sie jetzt machen? Viel zu viel hatte ich an ihr herumgenörgelt, und mir viel zu wenig Zeit für sie gelassen. Mich mit einer solchen Frau an der Seite wie ein Maulwurf in die Arbeit zu vergraben! Als Ivonne immer stiller wurde, irgendwie auch fremder, ist mir das noch nicht mal aufgefallen. Und dann war sie weg. Abgeschwirrt zu dem Heini mit dem roten Cabrio.

Thomas versucht, sich stärker auf den Text zu konzentrieren: ... *eines Prozesses, in dem jedes einzelne menschliche Wesen mehr und mehr und in immer stärker motivierender und sensibilisierender Weise als heilig angesehen und dieses Verständnis im Recht institutionalisiert* ...

Für seine Arbeit hatte Ivonne keinerlei Interesse aufgebracht. Auch die vielen schönen Bücher, die er ihr im Laufe der Zeit geschenkt hatte. Kaum jemals wird sie hineingeschaut haben. Und nun profitiert der Neue davon. Dieser Eierkopp und Bücher? Tatsächlich, ein Kopf wie ein Ei, eines mit der Spitze nach oben. Am Hubraum seines Cabrios gemessen, viel zu klein.

Die Uhr geht auf halb Fünf zu. Auf einmal sieht Thomas die Buchhändlerin ganz deutlich vor sich: freundliche, aufmerksame Augen, hochgewachsen, Flatterhosen und eine Haltung – wie sollte man die nennen? Arrogant nicht, aber sehr selbstsicher. Hochgemut hätte man früher so was genannt. Wie man es nur anstellt, seiner Selbst so sicher zu sein? Selbsttäuschung wahrscheinlich. Oder schlichtweg Maske.

Das Telefon meldet sich, unwillkürlich hebt Thomas sein Gesäß um Fingerbreite an: Aileen, die aus dem Buchladen! Sie bedauert, dass es heute leider nicht klappen würde. Ihre Mutter hätte sich überraschend angesagt. Im Moment sei sie gerade dabei, noch ein paar Besorgungen zu machen, aber morgen ...

Morgen! Thomas ist nicht sonderlich überrascht. Als ob er es geahnt hätte. Klar, sie war nur scheinbar auf seine Einladung eingegangen, wollte ihn abwimmeln. Und jetzt wieder. – Das mache nichts, gar nichts, fällt er ihr ins Wort, blinzeln, wie immer, wenn er unsicher ist. Es würde ihm heute ohnehin nicht allzu gut gepasst haben – wiewohl, ähm, obschon möglicherweise ...

So viel Zeit bliebe ihr aber noch, meint die Stimme am anderen Ende, dass sie ihm schnell etwas über das Buch erzählen könne, nach dem er gefragt hätte. Sie hätte es jetzt da.

Hatte er sie nach einem Buch gefragt?

Eine »feingesponnene« Geschichte sei es, in die sie regelrecht hineingefallen wäre. Er stellt sich vor, wie sie in ihren weiten Flatterhosen mit dem Handy am Ohr auf und ab spaziert. Nahezu ein Gegenstück zu Ivonne: Ein eher maskuliner Frauentyp, sportlich, und von intellektuellem Zuschnitt. Zwar hat Thomas des Öfteren schon mit geistvollen Frauen zu tun gehabt. Wenn solche Geschöpfe obendrein noch attraktiv sind, fühlte er sich immer herausgefordert, zu ihnen in die Arena zu steigen. Vera hätte ihn fast in den Wahnsinn getrieben, eine Kommilitonin, die später zur Kunstgeschichte übergewechselt war. Atemberaubend schön war sie, doch was immer er anstellte, um sich ihr zu präsentieren, erregte nur ihre Spottlust. Sonst nichts.

Aileen Moresco kommt zum Schluss der Textstelle, klappt das Buch hörbar zu und scheint auf einmal in Eile zu sein. Morgen, schlägt sie wieder vor, Ort und Zeit wie heute.

Er will versichern, dass auch er sich freue, auf morgen, und dass ..., sie unterbricht ihn, meint noch, sich ebenfalls auf das Treffen zu freuen, und schon ist die Verbindung abgebrochen.

Recht spröde. Eine Art von Distanzsicherung wahrscheinlich. Frauen bauen sie gern ein, damit es für die andere Seite etwas zu überwinden gibt.

Thomas Wisweh hat Geschichte studiert, in Leipzig, angefangen zu DDR-Zeiten und über die Wende hin fertigstudiert. Um das Erstarken der Produktivkräfte im ausgehenden Mittelalter ging es in seiner Diplomarbeit. Später hatte er sie in eine umfangreiche Doktorarbeit umgestrickt. Dann die Habilitation. Einfach Glück war es, dass er hier im Westen auf die Professur berufen wurde, eine Stiftungsprofessur, ausgeschrieben zum Thema *Persönlichkeitspotenziale im*

Epochenumbruch. Die Stelle ist nur befristet, aber immerhin eine Professur. Zunächst stand er auf Platz Drei der Berufungsliste, dann sagte die Nummer Eins ab, bald darauf der Zweitplatzierte, und er bekam den Ruf. Begeisterung, Ehrgeiz und eine stete Unrast sind es, die ihn in seinem Beruf antreiben. Zusätzlich nun das Auslaufen seiner Stelle.

Thomas ertappt sich, wie er ohne jedes Verständnis, nur mechanisch, über diese Textstelle hinweggelesen hatte: ... *Wenn die Bindung an Werte nicht aus rationalen Erwägungen erwächst, können rein rationale Argumentationen zwar im Kontext mit Wertbindungen verunsichern oder zur Umdeutung existierender Selbst- und Weltbilder Anlass geben, aber sie können eben nicht selbst die Kraft erzeugen, die in ...*

Er lehnt sich zurück und verschränkt die Arme hinter seinem Kopf. Mehr muss ich tun, sagt er sich. Einfach so weiterzumachen wie bisher, reicht nicht. Meinen Arbeiten fehlt der Pep. Herausragen muss man, zugkräftige Ideen ausbreiten, provozieren. Im übernächsten Jahr ist die Uhr hier abgelaufen, und was dann, wenn die Fakultät meine Stelle nicht übernimmt?

Der Magen meldet sich erneut, dieses Mal nicht mit dem Kribbeln, eher eine Art Brennen ist es. Die verdammte Bangigkeit wieder. Zwar hatte ihm der Rektor mit warmem Händedruck versichert, alles tun zu wollen, damit seine Stelle in eine reguläre Professur umgewandelt werden kann, und der Dekan sah die Sache schon als gegessen an. »Bei entsprechendem Erfolg, natürlich!«, hatte er hinzugefügt. Erfolg sei Pflicht, sagte Vater immer.

... die Engführung eines erfahrungsbezogenen Religionsbegriffs konkret in den unterschiedlichen Bereichen zu blinden Flecken und toten Winkeln der Erkenntnis ...

Irgendetwas Spektakuläres müsste es sein, bohrt es in Thomas, eine Theorie, und – jawohl – provokant muss sie sein, eine, an der sich die lieben Kollegen vom Fach reiben. Seit er in dem Artikel über Gott im Gehirn geblättert hat, nagt eine Idee in ihm herum, vage noch, irgendetwas in der Art von religiösem Fanatismus sollte es sein. Religiöser Fanatismus als historisch wirksames Potenzial. Oder so ähnlich. Das wäre was, gerade für ihn als Spezialisten für Mittelalter und den Beginn der Neuzeit. Und es passte zu dem mörderischen Terrorismus von heute. Offenbarungserlebnisse mögen bei solchen

Eiferern eine Rolle spielen, damals wie heute. Die Sache mit dem Gottesmodul, genau die muss da hinein, diese Neurotheologie. Thomas greift zu der Zeitschrift und wieder verfängt sein Blick in einzelnen Passagen: Die Religionen hätten durchaus ihren Beitrag zur Bewältigung des Daseins zu liefern, wären aber auch gefährlich, höchst gefährlich sogar. Religiös motivierte Gehirne, durchfährt es Thomas' eigenes Gehirn, jawohl, die sind es, die Geschichte geschrieben haben, die Epochenumbrüche antreiben. Oder bremsen. Genau so muss ich herangehen, die Hirnforschung mit einbeziehen. Als Historiker auf Du und Du mit der modernen Wissenschaft, ganz anders als die konventionelle Geschichtsschreibung, das Wiederkäuen und Umverdauen von Fakten und von deren Deutung.

Es klopft, Frau Gänsecke, die Sekretärin, steht in der Tür, jemand wolle ihn sprechen. Thomas winkt sie herein und bedeutet ihr, die Tür hinter sich zu schließen.

»Wer?«, fragt er im Ton des Überlasteten.

»Herr Yildiz. War schon mal da, Sie wissen doch, Herr Professor: Türkei oder Syrien oder so was. Sehr sympathisch.«

Und sogleich öffnet sie die Tür. Der Student grüßt mit einem unsicheren Kopfnicken und fragt, ob er nicht vielleicht seine Prüfung ein wenig verschieben dürfe. Hübscher Kerl, pechschwarzes Haar, brauner Teint. Thomas hingegen kommt sich immer zu blass vor. »Was für eine blendende Erscheinung«, hatte mal eine Kommilitonin über ihn gewitzelt. Im Ernteeinsatz damals, als sie sich beim Baden in der nahegelegenen Kiesgrube vom Staub des sozialistischen Kartoffelackers befreiten.

»Machen Sie sich keine unnötigen Sorgen«, beruhigt Thomas den Studenten mit der Miene des freundlichen Pädagogen, »kriegen wir hin. Aber«, gibt er mit bedeutsam gekräuselten Augenbrauen zu wissen, »anstrengen müssen Sie sich natürlich. Und sie schaffen es«, beruhigt er den Studenten sofort wieder, »sicher!«

Herr Yildiz ist alles andere als sicher, schaut verlegen drein und zupft an seiner Baseballmütze herum. Frau Gänsecke hatte ihm noch den Rat gegeben, die Mütze vom Kopf zu nehmen, der Herr Professor möge so was nicht. Mit fast schon weinerlichem Tonfall erzählt der Student, wie er von früh bis spät lerne, am nächsten Morgen aber sei sein Kopf wieder leer. Aus der Tiefe seiner schwarzbraunen Augen scheint ein Stück seiner schmerzenden Seele herauf. Thomas tritt

einen Schritt näher an ihn heran, murmelt mit Verschwörermiene ein paar Tipps, von wegen, was da in der Prüfung so alles drankommen könnte – *köönnte!* -, und winkt ihn mit einer nochmaligen Aufmunterung zur Tür hinaus.

Die Studenten mögen ihn. Kürzlich erst, auf dem Klo war's, hatte Thomas gehört, wie einer der Studenten meinte, wenn man mal so richtig in der Scheiße stecke, dann unbedingt zu Wisweh!

Bald verabschiedet sich auch Frau Gänsecke, sie hätte nun Feierabend. Nicht nur für den Instituts-Chef arbeitet sie, sondern erledigt auch für Thomas Sekretariatsarbeiten. Oft gibt es für sie ohnehin nur wenig zu tun. Gestern erst war es, als sie versuchte, einen Roman unter irgendwelchen Papieren zu verstecken, als Thomas überraschend vor ihrem Schreibtisch auftauchte. Er grünte, und sie lachte ihm offen ins Gesicht. Darauf holte sie das Buch wieder hervor und ließ ihn bereitwillig kontrollieren, ob es denn, wie er sich mit gespielt grimmigem Ernst versichern wollte, auch wirklich kein Schundroman sei.

Von der Decke des Arbeitszimmers geht ein eskalierender Druck aus, dem Thomas kaum noch widerstehen kann. Wieder wirft er einen Blick in das Magazin. Fett gedruckt steht da: »Wo nicht überall haben die Menschen nach den Göttern und nach Gott gesucht. Im Meer wähten sie den Meeresgott, im Wald den Waldgott, auf dem Olymp sollten die Götter thronen, Michelangelo malte Gott auf einer Wolke, selbst im Weltall wurde Gott gesucht, nur nicht im Nächstliegenden, im Gehirn.« – Tatsächlich: Ein Hirngott ist er, dieser Gottvater im Himmel, was sonst?! Manche Epileptiker sollen ein besonders deutlich ausgeprägtes Gottesmodul haben, heißt es einen Absatz weiter.

Thomas lehnt sich zurück. Ob da nicht die, wie hieß sie doch – jawoll, *Ebersbach*, die Neurologin, die sollte mehr darüber wissen. Sie hatte sich damals der Studentin angenommen, die während seiner Vorlesung einen Krampfanfall erlitt. Kurzer, spitzer Schrei, und damit war sie aus der Bank gekippt.

2

Als Thomas den Raum abschließen will, kommt Dinkelbach den Korridor entlang gestelzt, steuert an ihm vorbei, bleibt abrupt stehen, wendet und fragt:

»Sie wollen gerade gehen, Herr Wisweh? Ich hoffe, ich halte Sie nicht unnötig auf?« Wieder dieses Kampflächeln und der mattgraue Schimmer seiner falschen Zähne.

»Nein, nein, ganz und gar nicht. Will nur mal frische Luft schnappen.«

»Ja, also, ähem, was ich Ihnen schon lange sagen wollte, Herr Wisweh, wir sollten, äh, bei einer bessren Gelegenheit einmal gemeinsam überlegen, wie wir die Effektivität unseres Institutes, äh, mehren könnten.« Dinkel, wie der Alte von den Studenten und hinter dessen Rücken auch von den Mitarbeitern genannt wird, blinkt Thomas prüfend an. »Die Anzahl unserer Publikationen, wissen sie, lässt zu wünschen übrig. Auch der Bezug zu den Fragen unserer Zeit, nicht wahr? Sie ahnen vielleicht«, flüstert er und tritt ganz nahe heran, »diese Missgunst hier, schon die am Hause, aber vor allem an dieser Fakultät, jeder, chmmmh, befürchtet, demnächst weggespart zu werden. Der Dekan hatte neulich ... Nun ja, also, wenn ich da in puncto Außenwirksamkeit, Brisanz der Themen und so weiter, nicht wahr, Herr Wisweh, im Besonderen an Sie denke«, Kontrollblick wieder, »also bitte, ich weiß, ich habe Ihnen keinerlei Vorschriften zu machen. Nur, immerhin ist zu erkennen, dass die anderen Kollegen unseres Institutes, zumindest etwas mehr an ..., also ich meine Ihre Publikationsliste. Vor allem: Sie denken doch bitte immer an die Befristung Ihrer Stelle!« Und mit schief gezogenem Mundwinkel Bedauern mimend: »Sie wissen ja, spätestens, ähem, im nächsten, allerspätstens im übernächsten Jahr muss für Sie eine andere Lösung her! Da sollte noch einiges ... Nun ja, wie gesagt, wir müssen gelegentlich darüber sprechen.« Und mit einem »Schönen Abend!« verschwindet Dinkel in Richtung Toilette.

Die Zeitungsnotiz von neulich fällt Thomas ein. Ein Angestellter hatte seinen Chef mit einem schweren Aschenbecher erschlagen. Vom Untersuchungsrichter nach dem Motiv befragt, hatte der ihm

geantwortet, totschiagen wollte er das Ekel eigentlich nicht, aber er sei nun sehr erleichtert.

Nieselwetter. Grau, was sonst in Farbe ist. Ohne viel zu überlegen, steuert Thomas auf die »Zwickmühle« zu, den Ort des nun für morgen anberaumten Stelldicheins. Probesitzen möchte er, ein Bier trinken oder besser noch zwei. Als er das Restaurant betritt, weiß er, das ist nicht sein Soziotop. Ein Tisch mit Damen der naserümpfenden Art, dümmliche Arroganz verströmend. Die Kellnerin übersieht ihn geflissentlich, und er tut so, als ob er jemanden suche und wendet sich, wie ferngelenkt, wieder nach draußen.

Jetzt eilt Thomas regelrecht, wohin, weiß er selbst nicht. Nach Hause jedenfalls nicht. Ins Corso, beschließt er, dort findet regelmäßig ihr Professoren-Stammtisch statt. Mittlerweile regnet es in Strömen, und windig ist es. Sein neuer Schirm ist viel zu klein, und nach kurzer Zeit kriecht die Nässe an seinen Hosenbeinen hoch.

Nur ein paar Gäste sind da. Thomas setzt sich an einen kleinen Tisch am Fenster. Schön ist es nicht, das Corso. Eine Atmosphäre von kaltem Zigarettenqualm (im Nachbarraum darf geraucht werden), gemischt mit säuerlichem Küchenduft. Senfsoße oder so was. Das Bedienungspersonal wirkt gequält, und das der Küche hat sich längst der Tiefkühlkost-Mikrowellen-Kultur verschrieben. Was dieses Haus für die Leute aus den umliegenden Instituten so anziehend macht, ist ihm ein Rätsel. Benachbarte Restaurants haben mehr Charme, aber noch weniger Gäste.

Er schlendert zum Zeitungsständer in Nähe der Tür, seine Augen treffen den Spiegel. Graugrün sind sie, nichts Besonderes. Auch das aschblonde Haar. Jeder Zweite läuft so rum. An den Schläfen erste Anzeichen von Grau. Attraktiv sähe er aus, hieß es dann und wann. Wieso eigentlich? Eine Art von zweitem Wirbel sorgt vorn links ständig für Sturm. Thomas zieht seinen Kamm aus der Tasche und versucht das sterzelnde Haar zu bändigen. Als er dann in den Zeitungen herumsucht, allesamt von gestern, kommt Clemens hereingeschneit, Clemens, der Zoologe. Gewollt launig grüßt dieser:

»Da seh ich doch den Herrn Professor von der Zunft der Geistesfritzen«, und fragt wie selbstverständlich nach Thomas' Tisch. Noch im Setzen legt er los:

»Ich komme gerade von dieser idiotischen Forschungskommission. Die guten Leute dort wollen einfach nicht begreifen, dass unsere Publikationen nicht mit denen von Biochemikern oder irgendwelchen von diesen neumodischen Neurowissenschaftlern verglichen werden können. *Impact factor* heißt das Zauberwort. Damit wedeln diese Saftnasen ständig herum, wie mit einem Fetisch. Tonnenideologie, mies und wissenschaftsfern!«

Thomas hatte den Zoologie-Professor auf einem Computer-Lehrgang kennengelernt, und dann und wann sind sie sich wieder begegnet, so eben auch im Nachbarraum beim Professoren-Stammtisch. Clemens ist rotblond und hat ein rötliches Gesicht, das zu roten Flecken neigt, wenn er erregt ist. Sie ziehen am Hals hinunter, womöglich ist dann sein ganzer Körper gescheckt. Und in Rage ist Clemens fast immer. Sein Bärtchen, ebenfalls rotblond, entspringt mit schmaler Basis seinem massiven Kinn und sieht aus wie ein Bündel grober Sackjute-Fasern. Immer, wenn Clemens nachdenkt, zupft er an den Barthaaren herum, rollt sie über seinen Zeigefinger und zieht sie dann wieder glatt. Mit diesen Bartfasern erinnert der bullige Kopf an den eines großen, mit lauter Barteln bewehrten Fisches, den Thomas auf einem Marktstand an der französischen Atlantikküste hatte liegen sehen. Er selbst ist mit seinem Profil auch nicht völlig zufrieden. Die Nase könnte etwas weniger stupsig sein. Wird fotografiert, achtet er darauf, möglichst von vorn getroffen zu werden.

»Ich habe versucht«, presst Clemens hervor, »diesen sogenannten Kollegen beizubringen, dass die Veröffentlichungen eines Zoologen etwas anderes sind als die *Papers* von irgendwelchen dieser Labor-Ärsche da. Mag sein, Herr Wisweh, dass die Zitationshäufigkeit bei uns gering ist, geringer als bei denen, die sich mit ihren Zitaten ja ständig gegenseitig feiern. Kein Wunder, damit jubeln die den Impact-Factor ihrer Zeitschriften in erschwindelte Höhen.«

Clemens fuchtelt in der Luft herum, um die Kellnerin auf sich aufmerksam zu machen.

»Miese Bude hier, wahrscheinlich wollen die unsereinen hier gar nicht«, schnauft er, als er endlich sein Bier bestellen konnte. Er gehört zu jenen, denen ewig Unbill widerfährt. Den Clemens zum Prüfer zu haben, muss schierer Horror sein. »Aber anders als bei denen«, schimpft der weiter, »nicht wahr, verdient jede unserer Veröffentlichungen – Herr Wisweh, jede! –, ein Werk genannt zu

werden. Über Jahrhunderte hin haben unsere Arbeiten Bestand. Noch heute greifen wir auf alte, sogar auf uralte Arbeiten zurück. Das wird ja bei euch Historikern ganz ähnlich sein, nicht wahr? Aber bei diesen Typen in der Kommission zählen nur originäre laborexperimentelle Untersuchungen, sonst nichts, nur ihre dämlichen *Papers. Papers*, immer nur haben diese Schwachköpfe *Papers* im Sinn, lächerlich!« Dazu die Miene von jemandem, gegen den sich die halbe Welt verschworen hat. »Ein Buch bringt auf ihrer Liste gerade mal einen halben Punkt. Einen halben Punkt, Herr Wisweh! So was passt gar nicht in meinen Schädel: einen halben Punkt! Nie haben die ein Buch geschrieben, viel zu doof sind die doch für so was.«

Thomas blinzelt unbeholfen und nickt mattherzig. Ihm fällt zu Clemens' Getöse nichts Rechtes ein. Vielmehr muss er an Dinkelbach denken. Fehlte noch, dass der auch mit »Impact Factors« aufwartete. Aber an ihrer Fakultät, der Geisteswissenschaftlichen, haben sie eine ganz andere Publikationskultur, und so etwas wie eine Forschungskommission gibt es bei ihnen ohnehin nicht. Vielmehr geht es in ihrem Hause um das allgemeine Renommee, obschon darum nicht weniger eifersüchtig gekämpft wird.

Den Gedanken an Dinkel und dann wieder den an die Buchhändlerin versucht Thomas mit einem tiefen Zug aus dem Bierglas zu vertreiben, und Clemens nimmt einen ordentlichen Schluck aus dem seinem, das ihm gerade von der Kellnerin gebracht worden war.

»Der Hals schwillt mir an, wenn ich diese Angeber höre!« Als Clemens sich dabei an den Hals greifen will, hätte er fast sein Glas umgestoßen. »Toll, ihre Arbeiten, großartig, bitte schön, aber genauer besehen: einige wenige nur. Doch selbst die – morgen überholt, uninteressant. Neue Methoden, neue Aussagen. Was bleibt, ist Schrott. Schrott, der die Zeitschriftenregale füllt, und das Internet. Was diese Leute für Geld verschlucken! Unsereiner könnte ein Jahr lang forschen von den Moneten, die so ein Molekulargenetiker innerhalb von vierzehn Tagen verprasst.«

Clemens' Attacken sind durchaus amüsant, sofern man nicht gerade selbst die Zielscheibe ist. Er, Thomas, hingegen bewundert die »harten« Disziplinen, auf die der andere seine Keule schleudert. Eigentlich gehört doch dieser Clemens selbst dazu, er als Naturwissenschaftler, als Zoologe! Zwar liebt Thomas sein eigenes

Fach, die Geschichte, doch könnte er sich noch mal entscheiden, würde er vielleicht eher Molekulargenetiker werden wollen, oder einer von jenen Medizinern, denen der Laborkittel lieber ist als die Patienten. Die ganz kleinen Schritte sind es, mit denen diese Leute ihre Wissenschaft so unaufhaltsam voranbringen. Keiner von ihnen hatte sich etwa die Aufgabe gestellt zu enträtseln, was der Mensch an sich ist, oder wie das Leben so spielt und was wer wann gemacht oder unterlassen hat. Aber mittlerweile wissen sie über das Leben und wie es funktioniert oder nicht funktioniert weit besser Bescheid als all die Lehnstuhlforscher von den geisteswissenschaftlichen Fakultäten mit ihren ewigen Denk- und Sprachspielen. Bloßes Nachdenken reicht eben nicht.

Als ob Clemens seine Gedanken erraten hätte, schwenkt er auf einmal ein: »Nicht etwa, dass ich etwas gegen Naturwissenschaftler habe. Bin ja selbst einer. Nein, nein, da muss ich schon sagen: Im Gegenteil, das naturwissenschaftliche Banausentum des anderen Lagers, das geht mir auf die Nerven. Bei euch«, schmunzelt er Thomas verkrampft an, »will sagen: Gewiss meine ich nicht Sie, lieber Herr Kollege, aber da sind viele, bei denen man draufhaben muss, wie viele Sinfonien der Bruckner komponiert hat, doch zu wissen, worin sich Insekt und Spinne unterscheiden oder was ein Atom oder eine Zelle im Innersten zusammenhält, das fänden die eher peinlich, diese Plattwanzen!«

Dazu lacht der Clemens nach Art eines trockenen Hustens und steigt dann auf sein Lieblingsthema um, die Wegwespen. Sein Ausdruck wird milder, die roten Flecken im Gesicht verlieren an Kontrast, und unablässig lässt er nun, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, sein Bärtchen über den Zeigefinger rollen. Eine neue Spezies hätte man kürzlich entdeckt, sagt er, deren Erstbeschreibung von ihm um Haaresbreite verfehlt worden sei. Einen Monat früher wäre damit sein Kollege in Mainz herausgekommen.

»Hier muss ich Ihnen mal was erzählen, Herr Wisweh«. Clemens redet sowieso die ganze Zeit über. »Kürzlich, ich war mit meiner Frau im Elsass, sehe ich doch eine Eoferreola rhombica!« Auf das fragende Gesicht seines Gegenübers hin ergänzt er: »Eine Röhrenspinnen-Wegwespe. Klar, böhmisches Dorf für Sie. Aber Sie müssen wissen: Eine Wegwespe ist das, eine, die als Beute für ihre Nachkommen ausschließlich die Spinnenart *Eresus niger* annimmt. Ein

wunderschönes Tier, dieser Eresus, roter Hinterleib, auf dem sich vier schwarze Punkte abheben. Herrlich! Übrigens, nur die Männchen sind so hinreißend gefärbt. Typisch, was? Will sagen: Wir Männer sind nun mal von Natur aus schön.« Laut scheppert Clemens' Lachen, und die Gäste an den anderen Tischen blicken konsterniert auf. »Unsere Frauen, was müssen die nicht alles aufwenden, um mit der natürlichen Schönheit von uns gleichzuziehen. Was, wie? Hm?!«

Siegfried Clemens strahlt und wirkt dadurch fast liebenswert, wenngleich weit entfernt von »schön«.

»Diese Spinne ist sehr selten, mancherorts extrem selten.«

Aileen springt in Thomas' Bewusstsein. Ob sie für morgen schon wieder eine Ausrede parat hat? Vielleicht sollte er eher ...

»Also, womöglich haben Sie das nicht richtig verstanden«. Clemens fixiert Thomas durch seine spiegelblanke Brille, als ob er ein besonderes Insekt vor Augen habe. »Die *Eoferreola rhombica*«, wiederholt er, »ist natürlich noch viel seltener als ihr ohnehin rares Beuteobjekt. Und dieses tolle Biest fliegt mir einfach so über den Weg. Meine Frau hat sich übrigens auch sehr gefreut«.

Die gute Frau, denkt Thomas. Wie bloß hält die es mit diesem Ichling aus!

»Und wie ich die *Eoferreola* gerade im Kescher habe und sie einsammeln will, haut sie mir ab, auf und davon!«

Gott sei Dank, das arme Tier.

»Ich muss unbedingt noch mal dort hin, und darum ging es ja bei der Forschungskommission. Ich verfolge da eine bestimmte Idee – Evolution des Brutpflegeverhaltens bei hochspezialisierten solitären Wespen. Eine extrem interessante Sache! Glauben Sie, die Typen dort rücken für so ein Projekt ihre Moneten raus?«

»Die von der Forschungskommission?«

»Eben!«

»Naja, die denken natürlich an den Nutzenaspekt, und da müssen Sie vielleicht doch wohl ... «.

»Wenn ich das schon höre! Alles am geldwerten Vorteil messen zu wollen, ein populärer Irrsinn! Die würden ja bei euch Historikern genauso denken, denn welchen Nutzen – will sagen: praktischen Nutzen – soll eine alte Burgruine schon haben, oder eine alte Handschrift oder, sagen wir, lassen Sie uns in eine ganz andere Ecke gucken, ... ein ... ein Sinfonieorchester zum Beispiel, eine Parkanlage.

Nein, will sagen, es gibt mehr im menschlichen Leben als das, was deren hirnrissigem Nützlichkeitsdenken entspricht. Ich sage Ihnen, wenn die überhaupt denken, denken die doch nur an sich. Mafiosi sind das, kurzsichtige Reagenzglas-Biologen und gierige Chemiker. Und wenn ich mir gar erst die Physiker anschau. Forschungsgelder verplempern die in Millionenhöhe, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Sie ahnen gar nicht, Herr Wisweh, *w i e* mich das Ganze aufregt!«

»Aber Herr Clemens, möglicherweise, nun, ein klein bisschen verstehen muss man das schon. Wenn Sie diesen Kollegen von Ihren Wegwespen erzählen ...«

»Wegwespen, Wegwespen! Wenn euereins sich an irgendwelchen antiken Schnörkeln ergötzt, soll man ja auch Verständnis aufbringen.«

Clemens hält am *Sie* fest, wie es unter den Professoren-Kollegen durchaus üblich ist, bevorzugt für den Plural aber das familiäre *Euch*.

»In Deutschland, Herr Wisweh, hier bei uns, leben etwa vierzigtausend Tierarten, meistens Insekten, allein meine Hymenopteren: mehr als zehntausend Arten in Mitteleuropa! Für viele Familien unter diesen Hautflüglern gibt es hierzulande nicht einen einzigen Kenner mehr, weggestorben. Im Fernsehen zeigen die immer nur diesen Elefanten-Krokodil-Geparden-Kitsch. Glauben Sie mir, Herr Wisweh, die wirklich *w u n d e r b a r e* Welt der Käfer, die der Fliegen oder, eben bitte, der solitären Wespen, hier um uns herum, die wird einfach nicht zur Kenntnis genommen. Diese Arten sterben der Reihe nach aus, bevor wir von ihrer Existenz überhaupt wissen. Hier, inmitten von Deutschland! Und wir jammern immer nur den Regenwäldern hinterher. Auch hier muss etwas getan werden, hier, sage ich Ihnen, hier bei uns!«

Siegfried Clemens schreit jetzt fast. Längst wieder hat er den Anflug forscherschen Charmes aufgegeben. Seine roten Flecken scheinen zu leuchten. Scharf heben sie sich gegen das rötliche Weiß von Gesicht und Hals ab. Die anderen Gäste haben es zwar aufgegeben, zu ihnen rüberzuschauen, trotzdem fühlt sich Thomas unbehaglich und sucht nach einem Grund aufzubrechen.

»Glauben Sie ja nicht, Herr Wisweh, dass die Leute draußen so geschichtshungrig sind, wie viele in ihrem Bildungs-Snobismus vorgeben.« Der Zoologe bekommt kleine schmale Augen, als er nun auf die Provenienz seines Gegenübers abzielt: »Schauen Sie mal in

irgendwelche Reiseführer – Ruinen, Kriegsschauplätze, Kirchen, Schlösser, vergammelte Burgen. Meinen Sie nicht, dass das den Laien nach den ersten paar Lokalterminen anödet? Will sagen: Was sich doch wohl die meisten in ihrem Urlaub wünschen, ist Natur, viel, viel mehr Natur. Landschaften, in denen der Mensch mit seinen gierigen Pfoten noch nicht herumgegraben hat. Und landestypische Tiere und Pflanzen, das wollen die Leute sehen. Jawoll, und nun gucken Sie sich mal die Reiseführer an!«

»M-hm. Naja, wenn ...«

»Was heißt hier 'naja'? Das ist ja das Schlimme, die meisten, klar, wollen ihre Wamme in die Sonne legen, von Deppen-Musik beschallt werden und abends den fröhlichen Oskar spielen«.

Thomas hat sein Bier ausgetrunken, nach Hause möchte er. Siegfried Clemens scheint das zu spüren und kommt ihm ganz unvermittelt entgegen:

»Übrigens, ich muss los. Habe meiner Frau versprochen, heute Abend ...«

Thomas hat nicht verstanden, worum es ihm heute Abend geht, aber befreit zeigt er Verständnis und legt die Platte auf:

»Natürlich, natürlich, Herr Kollege Clemens, war aber schön, Sie wiederzusehen, müssen wir demnächst unbedingt fortsetzen.«

Thomas huscht durch den Regen und bleibt abrupt stehen – die Fußgänger-Ampel hat gerade auf »Rot« geschaltet -, da machen seine Augen unter den wartenden Autos ein rotes Cabrio aus, genauso wie ... Ein Schlag durchzuckt ihn: Ivonne! Oder dieser Heini mit der Eierbirne. Vielleicht auch jemand ganz anderes. Rasch läuft er ein Stück weiter, um besser in das Auto hineinsehen zu können. Sie ist es, Ivonne! Halb verborgen ist ihr Kopf unter dem schwarzen Verdeck, aber das Locken-Kunstwerk lässt keinen Zweifel zu. Jetzt schaut sie in seine Richtung. Eigentlich müsste sie ihn sehen. Er winkt und rennt auf das Cabrio zu, rennt hinein in die Menge der gerade startenden Autos, ein böses Hupen, und schon ist die Karawane in Fahrt. Mit ihr Ivonne. Das Rot des Cabrios verwandelt sich in dunkles Grau, ein grell rotes Aufblitzen im Schein der nächsten Laterne, und gleich darauf entschwindet das Gefährt, verloren im Tross der anderen Autos.

Thomas' Herz pocht in Höhe des Halses und schreit nach ihr. Warum bloß habe ich sie ziehen lassen, meine Ivonne, ich Riesenochse,

und nun spielt dieser Eierkopp mit ihr herum! Kämpfen hätte ich sollen! Ein ordentlicher Heiratsantrag, und wir säßen jetzt gemeinsam im Auto. In meinem.

Zu Hause angelangt, wählt Thomas Ivonnes Handynummer: »Der Teilnehmer ist gegenwärtig nicht erreichbar.«

3

Thomas hatte als Treffpunkt die »Waldschänke« empfohlen, da der Frühling plötzlich Sommer spiele. Aileen schien es gleich. Auch, dass er am Telefon mit dem Du operierte. *Aileen* dürfe er doch hoffentlich sagen, und – schon mal zum Üben – er heiße Thomas!

In dem Gartenlokal sind nur wenige Tische besetzt. Sie werden von einer riesigen Linde mit weit ausladenden Ästen überdacht. Die Sonne scheint mit voller Kraft und streut die Schatten der Blätter auf die sauberen, weißen Tischdecken. Die Luft ist still, und die Blattschatten ruhen auf den Tischen, als hätte sie jemand mit einem groben Pinsel draufgemalt. Drüben im nahen Wald, hoch oben auf der Spitze einer Fichte, sitzt eine Amsel und flötet ihr schönes, lautes Lied. Kaum ist es zu Ende, beginnt sie ihre Strophe von neuem. Immer und immer wieder.

Für dieses Mal will sich Thomas Zeit lassen, um Aileen genauer zu beäugen. Schlank ist sie – sehr schlank. Der ganze Körper, wie ihre Jeans verraten. Ihre Wangen lassen die Jochbeinpartie stärker hervortreten, als er es in Erinnerung hatte. Eine etwas herbe Schönheit, dabei ganz ebene Gesichtsüge. Wenn Aileen lacht, erscheint sie plötzlich viel weicher. Wie verzaubert. Und ihre Augen beginnen zu leuchten. Dann sieht man auch, dass die beiden oberen Frontzähne die anderen ein Stückchen überragen.

Thomas strafft seinen Körper und wendet sich mit dem Vermerk, wie aufregend doch die Amsel singe, dem Anblick des Waldes zu. Aber nur kurz, zu sehr ist er von seinem Vis-à-vis gefesselt. Aileen lächelt, als ob sie seine Unsicherheit ahne. Die Zähne sind auffallend weiß, fast so, wie man es von der Zahnpasta-Reklame her kennt. Jetzt lacht sie. Womöglich über ihn? Ihre Lachfalten deuten auf Übung hin, ziehen von der Nasenwurzel zur Kinnpartie und von da hin zur Wange, wo sie in der Höhlung unter dem Wangenknochen verlaufen. Überraschend, wie unvermittelt Aileen ihre eher rationale Natur in eine heitere, gemütvolle eintauscht, und wie ihre Mimik ebenso schnell in die Ernsthaftigkeit zurückfindet. Thomas will sich von dem Spiel ihrer

Physiognomie nicht allzu fasziniert zeigen und bemüht sich um einen möglichst neutralen Ausdruck.

Dem Kaffee, den beide vor sich haben, ist die Entfaltung seines Aromas nicht sonderlich gelungen.

»Schmeckt gar nicht richtig nach Kaffee«, wendet sich Thomas an die Kellnerin, »ist da auch wirklich echter drin?«

Aileen lässt ein kurzes, entschuldigendes Lachen hören und blickt die junge Frau freundlich zwinkernd an. Eifrig bestätigt diese, doch, jawohl, es wäre Bohnenkaffee, natürlich, und geht zum nächsten Tisch. Doof, das mit dem Kaffee, aber Thomas macht weiter und versucht, Aileen kennerisch darzulegen, was da beim Kaffeekochen oft falsch gemacht wird. Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand formen einen Ring, typisch für ihn, wenn er ins Dozieren kommt.

»Vor kurzem habe ich übers Kaffeekochen einen Aufsatz gelesen. Im Wartezimmer des Zahnarztes war das, in einer Frauenzeitschrift übrigens.«

Auf Aileens Gesicht macht sich wieder Heiterkeit breit. Er, die Zunge in die Wange gebohrt, blinzelt verunsichert.

»Ist ja auch egal wo, einleuchtend aber ist mir das, was die da geschrieben haben. Das Kaffeepulver darf dem heißen Wasser nur kurz ausgesetzt sein, denn das Koffein und das Aroma werden schneller extrahiert als die Bitterstoffe.«

Aileen macht große bewundernde Augen und strahlt ihn amüsiert an.

»Und die sollen bleiben, wo sie sind, im Kaffeesatz nämlich. Das, bitte schön, ist das Geheimnis der Kaffeekocherei!« Und mit einem falschen Grien: »Wie du siehst, wird man durch das Studium der Hausfrauenpresse zum Bescheidwiser.«

»Vielleicht wärest du ein großartiger Koch geworden, einer, der es schafft, die Wissenschaft in die Küche zu holen«, lacht sie. »Und wie war's denn beim Zahnarzt?«

»Wieso?«

»Na dort, wo du deine Studien treibst. Männer sind angeblich viel gefühlsstärker als wir Frauen und daher wohl auch viel schmerzempfindlicher. Ich selbst habe in einer Männerzeitschrift«, gewichtig hebt Aileen dazu ihren Zeigefinger, »in einer *Männerzeitschrift*, da habe ich mal gelesen, dass es auch den Tieren so geht, männlichen Tieren.« Dabei blitzt sie ihn mit freundlichen,

verständnisvoll blickenden Augen an. Wirklich hinreißend! »Hengste wären weit ängstlicher als Stuten, wurde ein Veterinär in dem Artikel zitiert, und Rüden bibberten regelrecht, wenn sie in den Behandlungsraum geführt werden, ganz anders als Hündinnen, die das eher gelassen nähmen.«

»Sicher seid ihr Frauen schon die richtigen Kerle, für den Gebärschmerz genauso wie für vieles andere auch.«

»Bestimmt! Selbst dann, wenn es nur darum geht, ins heiße Abwaschwasser zu greifen.«

Wie Aileen so mit ihm umspringt! Spröder Charme, entwaffnend. Seine Ivonne hingegen war herrlich anschmiegsam. Er hatte es immer sehr genossen, sich mit ihr im Tempel der Vorlust aufzuhalten, zum Beispiel, wenn sie sich im Restaurant in eine Ecke kuschelten, er ihren Körper spürte, ihre Wärme, und ihren Duft witterte. Bei seiner Tischgenossin hingegen scheint der Sinn fürs Sinnliche nicht so ausgeprägt. Immer wieder muss Thomas auf ihre muskulösen, sehnigen Arme blicken. Wie sie so dasitzt – auffallend gerade Haltung, leicht gebräunt, durchaus appetitlich. Womöglich gibt sie sich im Bett ebenfalls sportlich. Von ihrer Statur her zu urteilen, auch von ihrem Gang, könnte man sie für Mitte Zwanzig halten. Doch haben die Jahre in ihre Augenpartie kleine, scharfe Fältchen ziseliert. So wie ihre Lachfalten tiefer als bei ganz Jungen sind. Mitte Dreißig vielleicht, jünger zwar als er, aber kein Backfisch mehr. Aileen lächelt ihn gutmütig an.

»Du willst etwas sagen?«, fragt sie mit spöttischem Unterton. Tatsächlich, etwas gesprächiger könnte er schon sein.

»Ich? Ja, emm, ich brauche noch ein bisschen, um mir ein paar Worte zurechtzulegen.«

Herrlich, wie sie lacht. Am liebsten würde er sie an sich reißen. Ohne Worte.

»Sag mal«, beginnt er mit einer Offensive, hüstelnd, »ähm, eigentlich weiß ich nichts über dich.«

»Da geht's dir wie mir mit dir.«

»Hast du, ähm, hast du ... – jemand wie du läuft doch nicht frei herum.«

Aileen wird plötzlich ernst.

» Kinder, hast du Kinder?«

»Nein«, gibt sie entschieden zur Antwort, »Kinder habe ich nicht. Bin auch nicht verheiratet. Wenn du das meinen solltest. Und du?«

»Ein paar Mal fast, verheiratet meine ich, und Kinder – jedenfalls nicht, dass ich wüsste«, grient er. »Und Männer, mal nur so geschätzt«, fragt er mit gespielt großem Ernst weiter, »wie viele haben sich deinetwegen schon ins Schwert gestürzt? Oder vor den Zug geschmissen?«

»Ach, was soll diese ständige Zählerei«, redet sie wieder locker daher. »Bestimmt sind es viel weniger als bei dir.«

»Ach nein, so viele waren es nicht – Männer.«

Beide lachen befreit auf. Dennoch, er hätte von ihr schon gern Präziseres gewusst. Sie ist nicht der Typ, der seine Zeit vertut. Was wird sie denn bisher so getrieben haben, bei so viel Selbstsicherheit? Ihre Haare, bemerkt er erst jetzt, tendieren zum Aschblonden, nicht dünn, nicht stark, und am Hinterkopf zu einem aufreizenden Schwänzchen zusammengebunden. Jungmädchenfrisur halt. Er versucht, sie sich in einem Kleid vorzustellen, einem roten mit weißen Punkten, wie er es besonders mag. Bei Astrid zum Beispiel.

Langsam wird es dunkel. Auch kühler. Sie ziehen ins Innere der Gaststätte um. Rotwein soll es jetzt sein, trockener, und – nach kurzem Blick in die Karte – Zander. Rotwein passe sehr gut zu Fisch, beschließen sie.

»Benimm-Regeln«, gibt Thomas zu wissen, »die darf man getrost in die Tonne kippen, vorausgesetzt ...«

»... man kennt sie.«

»In Italien zum Beispiel gibt es bei Fisch und Rotwein gar kein Problem.«

Die junge, auffallend hübsche Kellnerin bringt eine Kerze und zündet sie umständlich an. Dass Thomas von der dunkelhaarigen Schönheit etwas zu ausführlich Notiz nimmt, scheint Aileen zu amüsieren. Eine Spur Eifersucht hätte ihm besser gefallen.

Nur ein paar Gäste teilen den Raum. Die niedrige Deckenbeleuchtung und der Kerzenschein tun ein Übriges, um die Umgebung vergessen zu lassen. Wie sie so in ihrer Ecke nebeneinander sitzen, könnte es sehr gemütlich sein. Doch dazu ist Thomas zu aufgekratzt, und sie ist dafür allem Anschein nach nicht so recht geschaffen.

Der Rotwein wird gebracht. Thomas probiert, nickt der Kellnerin zu und, nachdem beide Gläser gefüllt sind, nimmt er, sich in Aileens Richtung ein wenig, aber nicht zu förmlich verneigend, einen weiteren Schluck. Einer Eingebung folgend, wollte er auf das konventionelle Anstoßen samt »Prost!« verzichten. Es hätte nahegelegen, damit das Du zu besiegeln und sich auf so billige Art einen Kuss zu angeln. Aileen schien dergleichen erwartet zu haben. So aber tut sie es ihm nach und wirkt dabei ein wenig versteift. Gut so! Das Menü dann, und sie erzählt von ihrem heutigen Tag, einem Kunden, der sich zwischen zwei Büchern einfach nicht entscheiden konnte, schließlich beide in Geschenkpapier verpacken ließ und dann doch vorzog, überhaupt keins zu kaufen. Im Übrigen ginge ihre kleine Buchhandlung einigermaßen, doch könne der Umsatz höher sein. So manches Buch wäre aus ihren Regalen gar nicht mehr wegzudenken, zeigte zunehmend Gebrauchsspuren und warte nur noch darauf, verramscht zu werden. Das koste sie dann richtiggehend Geld. Ja, und gewisse Horrorkunden ...

»Horrorkunden?«

»Hm. Kaum solche, die klauen, eher die anderen, die sich mit Händen ..., na ja, die dann die Spuren ihres Tages eins zu eins in meine schönen Bücher kopieren. Natürlich kriege ich die dann nicht mehr los.«

»Die Kunden?«, lacht Thomas, etwas verhalten allerdings, da er sich fragt, ob er nicht auch schon Gegenstand derartiger Beobachtungen war. Verstohlen schaut er auf seine Fingernägel.

»Nun bist *du* aber dran, Thomas. Übrigens hattest du dich am Telefon mit Thomas vorgestellt, und dann: Komma, Tommy. Soll ich lieber Tommy sagen? Oder Tom?«

»Na ja, Thomas sagte meine Mutter immer, wenn ich was ausgefressen hatte. Im Allgemeinen ist mein Gewissen rein, also bitte: Tommy.«

»Wirklich beruhigend, das mit dem Gewissen«, lacht sie und nimmt zwischen zwei Bissen einen weiteren Schluck. »Und wenn deine Mutter mit dir schmusen wollte, dich in ihre Arme nahm und dir über den Kopf streichelte, was hat sie dann gesagt?«

»Dann ..., dann war ich ihr Tommilein, ihr liebes kleines Tommilein.«

Aileens Augen bekommen einen fast mütterlichen Ausdruck. »Tommilein, das liebe Tommilein«, schmunzelt sie. »Nun aber ist der Thomas groß, und der große, tüchtige Thomas erzählt mir bitte, was er denn den ganzen Tag über so alles macht. Und was er überhaupt so macht. Vielleicht hast du selber auch eine Buchhandlung und gehst zur Konkurrenz, um dort die Bücher stapelweise vom Tisch zu stoßen?«

»Klar, war Absicht.« In linkischer Manier hebt er ein weiteres Stück von seinem Fisch auf die Gabel, schiebt es in den Mund, betupft mit der Serviette umständlich seine Lippen, greift zum Rotwein und bekennt: »Schließlich wollte ich dich ja auf eine Tasse Kaffee einladen.« Noch ein Schluck Wein, und er bekennt, nicht von der Konkurrenz zu sein, aber vermögend genug, um sich ab und an ein Buch zu kaufen, aber eben nicht wie andere Leute gleich eine ganze Buchhandlung.

Aileen freut sich. »Und sag an, womit verdienst du dir dein Brot?«

»Mit Geschichte.«

»Mit Geschichte?«

»Bin an der Uni und dort an einem Institut für Geschichte. Als Professor. Eine Stiftungsprofessur nur«, ergänzt er abwinkend.

»Eine Stiftungs... ?« Aileen schießt einen taxierenden Blick ab. »Muss er denn, der Herr Professor, viel schimpfen mit den Studenten, wenn sie faul sind oder schwatzen? Oder hängen sie an seinen Lippen, wenn er, der kluge Herr Professor, ihnen etwas aus dem großen, dicken Geschichtsbuch vorliest?«

»Sie hängen an meinen Lippen, richtig. Und wenn sie dann meine Lippen wieder freigegeben haben, hocke mich zwischen meine alten, staubigen Bücher, um zu erfahren, wie denn der Lauf der Geschichte so war, in grauen, grauen Zeiten, als es weder ...«, über seinen Mund huscht ein breites Lächeln, »als es weder ein Tommilein, noch ein Aileenlein gab.«

Aileen wirft lachend ihren Kopf zurück und legt dann begütigend ihre Hand auf seinen Arm. »Aber im Ernst, wie sieht denn dein Tag so aus? Ich will es wirklich wissen!«

Thomas zögert etwas, kommt aber bald ins Erzählen. Seine Projektidee über die Geschichte des religiösen Fanatismus legt er gleich mit auf den Tisch. Noch heute Morgen hatte er im Internet über Menschen mit Offenbarungserlebnissen gelesen und wie sie sich durch Erlösungsversprechen für politische Zwecke instrumentalisieren lassen.

»Wieso ausgerechnet religiöser Fanatismus?« will Aileen wissen. »Und wie meinst du das: religiöser Fanatismus als Triebkraft. Für mich hat so was eher mit Grausamkeiten zu tun, mit Rückschritt und so weiter.«

Ganz so klar ist ihm das alles selbst nicht. Aber etwas in dieser Richtung sollte es sein. Bis hin zum Terrorismus von heute. »Ja das schon«, meint er mit einigem Zögern, »aber eben nicht nur. Und selbst wenn, wäre das für einen Historiker wichtig.«

Ja, fragt sie mit Skepsis in der Stimme, was denn die Erleuchtung, das Offenbarungserlebnis, und überhaupt, was solche himmlischen Erfahrungen mit seinem Fach, der Geschichte, zu tun hätten.

Seine bisherigen Freundinnen waren anders, kaum jemals willens, ihm in seinem Job als Resonanzboden zu dienen.

»Ungewöhnlich ist das alles schon«, sagt er und schaut ihr prüfend in die Augen, wie weit er denn ausholen darf, »gut gefragt. Ungewöhnlich, wie ich selber bin, nicht wahr«, blickt er sie Bestätigung heischend an, »so will ich eben auch das Ungewöhnliche.«

Aileen schmunzelt nachsichtig, nimmt einen Schluck und blinzelt ihn über den Rand des Weinglases an. »Aber ...«

»Als Historiker hat man sich nicht nur für das Was und Wann und das Wo und Wie zu interessieren, sondern auch für das Warum. Die Warum-Frage ist oft die schwierigste, aber die interessanteste. Die Geschichte, überhaupt die Geisteswissenschaften, sind ansonsten eher phänomenologischer Art. Sie widmen sich den konkreten Ereignissen, den Fakten, um sie zu ordnen und in Theorien zu kleiden.«

Aileen hört interessiert zu, doch immer zu einem *Aber* bereit. Thomas ist in Fahrt gekommen:

»Die Suche nach den Ursachen macht uns, den Geisteswissenschaftlern, Riesenprobleme, also ich meine das Kausalitätsprinzip, wie es von den Naturwissenschaftlern so überzeugend praktiziert wird. Und so erfolgreich. Na schön, ich jedenfalls will es auf meine Weise versuchen.« Genießerisch immer weiter im Humus seiner Gedanken stochernd, meint er: »Die Religion war ja in der Geschichte ständig Motor. Oder Bremse. Und so auch der Mensch in seinem religiösen Eifer. Wo da die normale religiöse Beflissenheit aufhört und der Fanatismus beginnt – wer schon weiß das genau. Ist ja auch ein verdammt aktuelles Problem. Gestern wieder

so ein Anschlag. Kant ... -«, unsicher schaut Thomas sie an, »ich höre gleich auf – Kant ...«

»Nein, nein, mach schon weiter! Glaube ja nicht, dass du immerzu Rücksicht auf meinen bescheidenen Bildungsstand nehmen musst.« Mit hochgezogenen Augenbrauen sagt sie das, und mit einem metallischen Klirren in der Stimme.

»Ach Quatsch«, bemüht sich Thomas im versöhnlichen Ton. »Hab nur Angst, dass ich dich langweile. Also gut, Kant hat dazu gemeint ...«

»Wozu?«

»Zum Fanatismus, zum religiösen. Ein Fanatiker, hat er gesagt, sei ein Verrückter von einer großen Vertraulichkeit mit den Mächten des Himmels. Die menschliche Natur kenne kein gefährlicheres Blendwerk. Hat er gesagt. Vielleicht ist das eine ...«

»Bist du eigentlich selbst religiös?«

»Wieso?«

»Wieso *wieso*?«

»Du stellst Fragen! Wie hältst *du's* denn mit der Religion, mein liebes Gretchen?«

Plötzlich wird sie wieder sehr ernst:

»Es ..., es gab Zeiten, schlimme Zeiten, da ..., nun, da hatte ich oft gebetet. Ohne Glauben wäre ich wahrscheinlich zerbrochen.« Auf seinen fragenden Blick hin sagt sie, nachdenklich lächelnd: »Aber ..., das erzähle ich dir ein andermal. Ja, und heute, tja, mal so und mal so, wie mir gerade zumute ist. Doch *du* bist ja dran. Also was ist mit deinem Glauben, bekenne!«

»Tja, mal so und mal so, wie mir gerade zumute ist«, lacht er, und Aileen lacht freimütig mit. »Ganz im Ernst, überzeugt bin ich, dass wir Menschen bei aller ..., nun, bei aller subjektiven und, und vielleicht auch objektiven Stärke letztendlich schwach sind und ewig schwach bleiben werden – unserem Schicksal gegenüber. Und vor allem wohl wegen der Gewissheit, nach einem kurzen Leben zwischen den zwei Ewigkeiten, der Ewigkeit vorher und der danach, von diesem Globus wieder verschwinden zu müssen.«

Als ob er von der Kolossalität seines eigenen Gedankens hingerissen wäre, verschränkt er sinnend die Arme hinter dem Kopf und streckt sich mit den Füßen bis hinüber zur anderen Seite des Tisches aus. Auf seinem Teller liegt fein säuberlich präpariert das, was

dem Zander zu Lebzeiten Halt gegeben hat. Aileen hingegen hat den Rand ihres Tellers mit einem Kranz von einzelnen Gräten geschmückt.

»Vom Baum der Erkenntnis haben wir genascht, nicht wahr, und unsere Endlichkeit, unsere Nichtigkeit«, Thomas nimmt einen ordentlichen Schluck Wein und blickt dabei in eine unbestimmte Ferne schräg nach oben, »jawohl, unsere Nichtigkeit müssen wir begreifen, ich die meine und du – Entschuldigung bitte«, grient er sie nun unschlüssig an, »ja, denke ich, und du die deine! Das hat uns anfällig gemacht für, für ... Tröstungen der verschiedensten Art, eben auch für die von Religionen.«

Sich ihr jetzt voll zuwendend, räsoniert er weiter, wobei er seine Hand wie in Gedanken, aber dennoch mit Bedacht, auf die ihre legt:

»Allerdings eben habe ich da ein Problem, wenn ich versuche, der Logik und der Sicht der heutigen Wissenschaft zuliebe Gott als Hirngespinnst abzutun, als Marionette unseres Oberstübchens.« Das war wohl auch an die Adresse ganz oben gerichtet, von wegen, sollte Gott tatsächlich der Schöpfer sein, dann hat er uns Menschen doch wohl so geschaffen, wie wir nun mal eben sind: zweifelnd und suchend. Warum sollte er dann, der große Gott, den Menschen alberne Elogen und frömmelnde Loyalitätsbekundungen abverlangen? Das zu unterstellen bedeutete erst recht Geringschätzung. Thomas sieht Aileen in die Augen: »Was meinst du?«

»Ja, was soll ich da meinen? Du bist nicht Gott. Vielleicht hat er ganz andere Motive.«

»Sicher denken wir beide jetzt nicht an die kindlich naive Gottvater-Figur«, Thomas gibt Aileens Hand kurz frei und dreht seinen Handteller als Geste der Unbestimmtheit nach oben, »also an den da mit dem wallenden Haar und dem Bart. Oder?«

Wieder fasst er nach ihrer Hand, und sie lässt es sich gefallen. Doch eben gerade mal das, mehr kommt nicht von ihr. Im Gegenteil, eine Art von Abwehrspannung glaubt er zu spüren.

»Egal, was da an all dem dran ist«, setzt er nach, »interessant ist es auf jeden Fall. Meinst du nicht? Womöglich alles eine Frage der Hirnforschung.«

»Wieso?«

»Entgleisung der Hirntätigkeit: Unnormale Gehirne hat es schon immer gegeben, in der Geschichte der Menschheit, und einige waren historisch wirksam. Epileptiker, heißt es, sollen für

Erleuchtungsphänomene besonders anfällig sein. Jedenfalls, habe ich mir überlegt, das Gehirn muss in meine Arbeit mit einbezogen werden.«

»Ja, aber du bist doch kein Hirnforscher, auch kein ..., kein Psychiater.« Ständig dieser skeptische Blick!

»Natürlich nicht. Doch solche Leute gibt's hier an unserer Uni. Muss sie eben einfach anzapfen.«

Aileen löst ihre Hand aus der seinen, schaut ihm fest in die Augen und tippt ihm dann mit dem Zeigefinger auf die Nasenspitze. Ihre Keckheit hat sie wiedergefunden.

»Auf meine Frage hin hast du viel gesagt, aber nicht wirklich geantwortet.«

»Welche?«

»Die nach dem Glauben.«

»Glauben, Glauben, Glauben – und ich glaubte, ich käme drum rum«, feixt Thomas. »Nimm es einfach hin: Ich habe da meine Zweifel. Die Natur ist meine Kirche, und der Gesang der Vögel ist mir das, was andern Leuten der Kirchengesang ist.«

»Ach, mein Tommy«, erwidert sie unangemessen ernst, »was schon können wir wissen, genau wissen? Hast du jemals darüber nachgedacht, was Schicksal ist, hm? Woher es kommt, und was es für unsereinen so alles in der Hand hält?« Die haarfeinen Linien auf Aileens Stirn legen sich in grüblerische Falten, als sie anfügt: »Denk mal einfach an die Endstation unseres Lebens. Welkt man einfach so dahin? Erwarten uns Siechtum oder furchtbare Schmerzen? Oder die – jawohl – die Verblödung? Ist man allein, wenn man stirbt, in einem hässlichen Krankenhausbett, in dem viele schon vor uns gestorben sind, oder hält vielleicht doch jemand unsere Hand?«

»Ach komm!«, wehrt Thomas ab und drückt dafür ihre Hand noch etwas fester.

»Nein, nein, lass mich mal. Ich frage mich, werde ich Angst vor dem Sterben haben, oder ..., oder bin ich dann vielleicht sogar froh, endlich erlöst zu werden? Vielleicht wird man auch einfach ... ausgeknipst und hat gar keine Zeit für ein letztes Nachdenken? Herzschlag und Aus. Oder doch nicht aus, weil es dort«, kurz hebt sie den Blick, »da droben weitergeht?«

Thomas umfasst mit der anderen Hand nun auch noch ihren Arm, will sie zu sich zurückholen. Am liebsten würde er sie fest an sich drücken. Doch wie kommt das bei ihr an?

»Für solch traurige Gedanken bist du viel zu jung, meine Liebe«, raunt er ihr zu. »Vielleicht ist es die östliche Philosophie, die im Hader mit Schicksal und Tod am besten zu helfen vermag.«

»Ich habe da kürzlich was über Konfuzius ...«

»Nein, ich denke da eher an den Buddhismus. Man braucht an nichts zu glauben, nur nachsinnen soll man, sich die Leidhaftigkeit alles Irdischen vor Augen halten und sich schließlich und endlich in die totale Wunschlosigkeit manövrieren. Denn Wünschen heißt leiden, sagt Buddha.« Thomas' Augen strahlen, als ob er der Erleuchtete selbst sei. »Bis man an dem Punkt ankommt, wo alles egal ist und man getrost – ich meine das im Wortsinne: getröstet! – ins Nirwana hinüberwechselt, ins große Nichts.«

»Im Moment siehst du ganz so aus, als ob du schon drüben wärest.« Eine Mischung aus Spott und Respekt flackert in ihren Augen. Dann ein erlösendes Lachen.

»Stunden, Tage, ein halbes Leben lang meditieren«, sinniert er weiter und zunehmend pathetisch im Ton, »bis man endlich im Gleichmut landet. Schließlich sogar mit dem Denken aufhört. Der Buddhismus ist in seiner reinen, ursprünglichen Form das vielleicht Tiefste, das Kühnste, was der menschliche Geist je zustande gebracht hat.«

»Na ja, ich weiß ja nicht, wahrscheinlich ist der Glaube an Gott tatsächlich einfacher.« Irgendwie verloren wirkt sie.

Langsam tut der Wein bei Thomas seine Wirkung, es ist sein drittes Glas. Wie beiläufig legt er den Arm um Aileens Schulter, verspürt aber nichts von der Reaktion, auf die er hofft. Im Gegenteil, ihm ist, als ob sie sich noch weiter versteift. Und nach einer kleinen Weile hat sie es geschafft, ein winziges Stück von ihm abzurücken. Sein Arm findet stattdessen auf ihrer Rückenlehne Halt.

Bedrückt sieht sie aus, und er hadert mit sich. Blöder hätte ich mich gar nicht anstellen können, mit derartigen Salbadereien zu landen versuchen! Fing alles so herrlich locker an. Bei den anderen wusste ich sofort, woran ich war. Ivonne hatte mir gleich beim ersten Mal ihre Liebe gestanden.

Die Kellnerin fragt, ob es denn noch etwas sein dürfe. Dass sie die letzten Gäste sind, hatte er gar nicht bemerkt. Als die Rechnung kommt, langt Aileen nach ihrer Handtasche. Widerstrebend überlässt sie ihm die Bezahlung. Thomas schwant, dass der Abend auf eine halbe Sache hinausläuft. Und er hat sich nicht geirrt. Vor der Haustür verabschiedet sich Aileen mit einem freundlichen »Danke, Thomas!«, einer kurzen Umarmung und einem ebenso flüchtigen Kuss. Sie verabreden ein neuerliches Zusammensein, und er ist wieder allein.

4

So gut es ging hatte sich Thomas mit Hilfe eines Kompendiums für Studenten auf das Gespräch mit Annemarie Ebersbach, Oberärztin an der Neurologischen Klinik, vorbereitet. Am Telefon meinte sie, Epilepsie wäre zwar ihr Spezialgebiet, aber bei seinem Problem »Gott im Gehirn« werde sie ihm schwerlich helfen können. Dennoch sei sie gern zu einem Gespräch bereit.

Frau Doktor Ebersbach, Endfünfzigerin, füllig, silbergraues Haar, erinnert ihn in ihrer feierlich entgegenkommenden Art an eine seiner Cousinen, an die, die an einer Münchner Schule als Musiklehrerin arbeitet. Im pieksauberen weißen Kittel sitzt die Neurologin vor ihm und mustert ihn durch eine stilvolle Brille. Dabei rückt sie fürsorglich die beiden Tassen Kaffee zurecht, die noch während der Begrüßungsformalitäten von der Sekretärin hereingebracht worden waren. Wie es denn um die Historiker und deren Fakultät bestellt sei, erkundigt sie sich. Das Universitätsklinikum wäre ja bekanntermaßen in ständigen Geldnöten, besonders jetzt, seit man ihnen die neue Rechtsform übergestülpt hätte und das Kommerzielle nun engste Grenzen setze. Das bisschen Haushaltgeld für unsere liebe Wissenschaft, ach du guter Gott!

»Nun, bei uns ist das eher noch schlimmer«, wirft Thomas ein.

»Herr Wisweh, ich sage Ihnen, wenn immer möglich sparen die an Personal, allerdings eben nicht an Verwaltungspersonal. An denen nicht, die leben im Sozialismus.«

»Im Sozialismus?«

»Natürlich: Gehen um vier nach Hause, machen dreißig Tage im Jahr krank, und wir, das schrumpfende ärztliche Personal, wir schufteten uns halb tot.«

Nun, dafür sah Frau Ebersbach recht lebendig aus.

»Nach zehn Stunden Dienst und nachts zuvor Bereitschaft, nicht wahr, malochen die meisten trotzdem noch in den Labors.« Und mit mütterlich besorgter Miene fügt sie hinzu, die Scheidungsrate sei entsprechend hoch. Wie auch immer, Wissenschaft könne bald nur noch als Hobby betrieben werden. Billige Pseudo-Forschung, ein paar belanglose Doktorarbeiten, dann und wann eine Bagatell-Publikation

in einer kleinen Fachzeitschrift – das ist unser Weg, droht sie und blickt Thomas auffordernd an, als ob er mit dem Finanzminister verschwägert wäre. Ihre Stimme ist lauter geworden, überhaupt ist sie auffallend klangvoll. Damit sollte die Frau Oberärztin mühelos über zwei Krankenstationen hinweg reichen.

»Ja, was ich ...«

»Aber lassen Sie uns zu Ihrem eigentlichen Anliegen kommen. Sie müssen wissen, lieber Herr Wisweh, Epilepsie ist eine häufige Krankheit, knapp ein Prozent der Bevölkerung.«

»Mhm!«, macht Thomas bedeutungsvoll, um Aufmerksamkeit zu signalisieren. In dem Kompendium stand dasselbe.

»Viele der Patienten sind eher unauffällig. Wenn Kinder betroffen sind und nicht gerade die großen spektakulären Anfallsformen zeigen, kennen meist nur die Eltern, die Ärzte und mitunter auch die Lehrer ihr Geheimnis. Die Symptome sind sehr unterschiedlich.« Vornehm-freundlich ist ihre Redeweise, ein bisschen an eine Erklärerin erinnernd, wie sie in Museen anzutreffen sind. »Gemeinsam aber ist ihnen das Anfallartige. Gewissermaßen aus heiterem Himmel kommt es zu blitzartigen elektrischen Entladungen in ihrem Gehirn, und das mit sehr unterschiedlichen Effekten, je nachdem, an welcher Stelle der Herd sitzt und ob das Gewitter örtlich begrenzt bleibt oder sich über das ganze Gehirn ausbreitet.«

Ähnliches hatte Thomas in dem Studenten-Lehrbuch gelesen. Die ganze Zeit über mustert ihn Frau Ebersbach über den Brillenrand hinweg, als ob sie sich versichern wolle, ob er ihren Erläuterungen auch wirklich folge. Prononciert spricht sie, und langsam. Sicher klärt sie so auch ihre Patienten auf.

Die Sekretärin kommt herein und macht eine fragende Handbewegung. Ihre Chefin wehrt in einem leisen, aber bestimmten Ton ab: Später! Und in der gleichen Weise wie vordem setzt sie fort:

»Da ist – müssen Sie wissen, lieber Herr Wisweh – der große Anfall, und so stellen sich die meisten eine Epilepsie vor: Der Kranke verliert urplötzlich das Bewusstsein und stürzt durch einen ebenso plötzlichen Tonusverlust wie vom Blitz getroffen hin. Alles in allem dauert dies nur wenige Minuten an. Dann, Herr Wisweh, gibt es die sogenannten kleinen Anfälle mit kürzeren Bewusstseinsstörungen, Dämmerattacken zum Beispiel nur. Und schließlich will ich die fokalen

Epilepsien nennen. Diese sind die für Ihre Thematik eigentlich interessanten.«

Endlich!

»Ja, darüber habe ich kürzlich nachgelesen«, sagt Thomas, froh etwas beisteuern zu können und in der Hoffnung, sie möge nun näher auf seine eigentlichen Fragen eingehen. »Ganz eigenartige psychische Auffälligkeiten soll es da geben, auch Kribbeln in den Gliedmaßen, vereinzelte Zuckungen. Über absonderliche Geschmacks- oder Geruchswahrnehmungen berichten manche und andere über – das ist für mich besonders interessant – über optische oder akustische Halluzinationen, über Stimmen!«

Die Neurologin schmunzelt anerkennend. Thomas ist, als müsse er rot werden und grient unbeholfen. Mit mütterlichem Charme legt sie ihre Hand auf seinen Arm, eine schöne Geste, die sie bestimmt auch bei ihren Patienten anwendet.

»Und nun«, fährt Frau Ebersbach fort, »soll eben die Form der fokalen Epilepsie, die mit visuellen Erscheinungsformen einhergeht, angeblich öfters mit einem ..., nun, einem ..., ähm spirituellem Erleuchtungserlebnis gekoppelt sein. Doch muss ich Ihnen sagen, Herr Wisweh, ich selbst habe in meiner Praxis Fälle von epilepsiebedingter religiöser Verzückung nur ein paar wenige Male gesehen – Gottesbegegnung oder was immer in dieser Art empfunden und erlebt werden mag.«

»Könnte es sein, wenn man solche Studien systematisch betreibt, dass dann mehr Fälle herauskommen?« Was sonst? Dumme Frage!

»Könnte sein, natürlich. Die Autoren, von denen Sie am Telefon sprachen, werden das so gemacht haben. Weit häufiger allerdings sind Halluzinationen mit religiösen Motiven bei Schizophrenen, und Patienten mit Hirntumoren zeigen mitunter ebenfalls psychotische Symptome, die dann denen ähneln, wie man sie von Schizophrenen her kennt. So mancher von den Patienten, ganz gleich mit welcher von diesen Krankheiten, sieht sich als ein neuer Messias. Wer weiß«, lacht sie, »was er damit für Chancen hätte, wenn er in die richtige Zeit hineingeboren wäre. Aber das ist ja Ihr Feld, Herr Kollege.«

Thomas zeigt schon wieder einen Anflug von Verlegenheit, denn dies nun ist nicht gerade sein Feld, wiewohl es genau das ist, wovon er mehr hören möchte.

»Doch zurück zur Epilepsie, lassen Sie mich bitte noch sagen, dass die Herde für fokale Epilepsien, solche mit anfallsartigen Visionen, Stimmen und dergleichen also, typischerweise im Schläfenlappenbereich des Gehirns liegen, hier also!« Dabei beschreibt sie mit der rechten Hand einen Bogen von der Augenregion bis hinter ihr Ohr. »Die Erregungen breiten sich in entsprechenden Fällen nicht über andere Hirnstrukturen aus, bleiben also im Herdbereich, im Fokus – wir sagen: Sie sind *fokal*. Daher, nicht wahr, der Name für diese Epilepsieform: fokale Epilepsie.«

Die Neurologin erklärt dann verdammt weitläufig, warum es im Gehirn überhaupt zu solch anfallsartigen Erregungssalven kommt. Manches sei da in kleinsten Details bekannt. Von bestimmten Ionenkanälen in der Zellmembran spricht sie, und von dem Signalstoff Glutamat. Andererseits wisse man noch nicht einmal, was der Grund für die zweifellos gegebene erbliche Mitbedingung sei. Nach einzelnen Genen werde gesucht. Wundeier eher, vermutet sie. So auch hätte sie die Haltung der Experten verstanden, als sie den jüngsten Epilepsie-Kongress in Boston besuchte.

Thomas' Ungeduld wächst, da er begreift, dass ihm die Neurologin nicht wirklich helfen kann. Wieder erscheint die Sekretärin in der Tür, und wieder wehrt ihre Chefin ab.

»Wie auch immer, Herr Wisweh«, folgert sie ohne das geringste Anzeichen von Eile, »spätestens mit der Erkenntnis, dass es sich bei der Epilepsie um einen Krankheitsmechanismus handelt, bei dem es durchaus mit rechten Dingen zugeht, der naturwissenschaftlich also zugänglich ist, kann von der 'Heiligkeit' der Krankheit keine Rede mehr sein.«

»Ja, ja«, meldet sich in ihm der Historiker zu Wort, »ich weiß, die Heilige Krankheit, der Morbus sacer. Hippokrates hat darüber ein Werk geschrieben. Nur Göttern schien man zuzutrauen, Menschen aus dem Stand zu Boden zu schleudern. Hippokrates aber wollte an den göttlichen Ursprung nicht glauben und schrieb schon damals das Anfallsleiden einer Krankheit des Gehirns zu.«

Frau Ebersbach lässt ihn freundlich gewähren.

»Erstaunlich, nicht wahr?«, insistiert Thomas. »Vor allem, wenn man an Aristoteles denkt, den großen Denker und Naturbeobachter. Denn hundert Jahre nach Hippokrates meinte er, das Herz sei die

Zentralinstanz für Funktionen, für die der andere bereits weit treffender das Gehirn verantwortlich gemacht hatte.«

Thomas, eifrig bemüht, seinen Kenntnisreichtum anzubringen, erinnert an eine Bibelstelle, wo beschrieben wird, wie ein Mann seinen Sohn zu Christus brachte. Der Sohn, offenkundig ein Epileptiker, erlitt vor Christus einen Anfall. Die nun folgende Stelle hatte er sich notiert, fischt sie aus seiner Jackentasche und rezitiert, nicht ohne Pathos:

»Und er fiel auf die Erde und schäumte. Jesus darauf: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir, dass du von ihm ausfahrest und fährst hinfort nicht mehr in ihn. Da schrie er ...«

»... Und riss ihn sehr«, setzt die Ebersbach lachend fort und deklamiert buchstabengetreu, »Und fuhr aus und ward als wäre er tot, dass auch viele der Umstehenden sagten, er ist tot. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf. Er stand auf und war geheilt.«

»Da staun ich aber!«, ruft Thomas im Ton der Anerkennung.

»Nun, es wird wohl kaum einen Epileptologen geben, der diese Bibelstelle nicht kennt«, lacht sie.

»Tja, Frau Ebersbach, da wollte ich Sie gerne fragen, wie sehen Sie denn das: War nun Jesus heilkundig, oder tritt er hier als ein Trick-Künstler auf? Vielleicht wusste er, dass ein derartiger Anfall nur kurze Zeit dauert.«

Die Neurologin zeigt ein dünnes Lächeln und meint, für diese Frage fühle sie sich nicht zuständig. Eines aber wolle sie noch mit auf den Weg geben: Während ihrer Unterhaltung hätte sie weiter über die Hypothese »Gott im Gehirn« nachdenken müssen. Der Ansatz sei schon irgendwie zwingend, sicher, andererseits auch trivial. Wo sonst, wenn nicht im Gehirn, sollte denn die Gotteswahrnehmung vonstattengehen? Doch *wo* im Gehirn – da müsse sie passen. Kurz überlegend fügt sie noch an:

»Der Kollege Sobetzki, ja, an den sollten Sie sich mal wenden. Der ist ein Meister der funktionellen Kernspintomographie, Sie wissen schon, diese schönen bunten Hirnkarten.«

Sie selbst, meint die Neurologin dann recht nachdenklich, habe sich über den Zusammenhang von spirituellen Erfahrungen und Gehirn bisher kaum Gedanken gemacht. Vielleicht erstaune ihn das, da doch das Gehirn ihr Arbeitsgegenstand sei.

»Nun, nun ähm, ja«, stottert Thomas, sich für sie eine Entschuldigung zurechtlegend, »ich könnte mir schon ...«

»Sie müssen bedenken, Herr Wisweh, dass bei der unvorstellbaren Kompliziertheit dieses Organs einfache Erklärungen im Grunde nichts bringen, nichts als falsche Klarheiten. Und das umso mehr, wenn es um extrem komplexe Denkinhalte und Erfahrungen geht, wie eben zum Beispiel um Gott.«

Er nickt abwägend.

»Wissen Sie«, fügt Frau Ebersbach nach einer kurzen Pause an, »ich empfinde meine Art zu glauben als ein derart elementares Bedürfnis, ähnlich wie ..., ja, so wie das Atmen. Ob ich nun weiß, wozu ich den Sauerstoff überhaupt brauche, ob ich also etwas über den Zellstoffwechsel gehört habe, über die Mitochondrien, und wie diese den Sauerstoff für die Wasserstoffoxidation einsetzen – was kümmert es? Ich atme, weil ich atmen muss und möchte. Und, tja, und so auch glaube ich eben. Einfach, weil ich glauben muss. Und möchte. Sind sie jetzt enttäuscht, Herr Wisweh, enttäuscht über meine Naivität?«

Thomas schüttelt höflich seinen Kopf und lächelt verlegen.

»Außerdem, das viele Leid, mit dem man hier ständig zu tun hat, es wäre ohne Stärke im Glauben gar nicht auszuhalten. Für mich jedenfalls. Und genauso kann ich es immer wieder an meinen Patienten beobachten.« Ihn aufmerksam wie zu Beginn der Unterredung durch die Brille musternd: »Diejenigen, die Gott auf ihrer Seite wähnen, nun, die haben es besser. Wenn ich da zum Beispiel an den jungen Mann denke – Hirntumor, hier bei uns verstorben, vor paar Tagen erst. Wie furchtbar sein Ringen am Ende war. Bis zuletzt lehnte er das Gespräch mit unserer Seelsorgerin ab. Er wollte stark sein im Glauben, dass da kein Gott sei. Meinen Sie nicht auch, Herr Wisweh, das Atheismus ebenfalls einen starken Glauben erfordert? Jedenfalls habe ich so manche erlebt, die auf eine schicksalhafte Diagnose hin sehr bald bereit waren, zum Gottesglauben zurückzukehren. Auch Eltern von chronisch kranken Kindern. Ganz besonders diese.«

Thomas nickt vage, lächelt verbindlich und schaut auf seine Uhr. Dann bedankt er sich dafür, dass sie sich so viel Zeit für ihn genommen habe, und geht mit dem Versprechen, wenn jemals aus seiner Untersuchung etwas Handgreifliches herauskäme – er denke da an ein Buch – wolle er ihr liebend gern ein Exemplar widmen.

Auf dem Flur wartet ein Patient. Seine Haltung, sein leerer Blick lassen vermuten, dass er sich mutlos in sein Schicksal gefügt hat. Ein

paar Meter weiter ein Bett auf Rädern, darin eine Greisin. Sie schläft mit offenem, zahnlosem Mund, das Gesicht wächsern. Völlig ausgezehrt. Eine Schwester kommt auf Thomas zu und fragt, ob sie ihm helfen könne. Wieso mir, fragt er sich, diesen armen Leuten hier sollte sie helfen. Er dankt freundlich und beeilt sich, ins Freie zu gelangen.

Frische Luft! Die Krankenhausatmosphäre würde ihn auf Dauer umbringen. Leid anzusehen und zu ahnen, dass da niemand helfen kann, ist ihm ein Gräuel. Unwillkürlich sieht er sich selbst in der Rolle eines Hilfe erheischenden Patienten, auf Leben und Tod den Ärzten, Schwestern und Pflegern ausgeliefert, allesamt Routiniers in der Verwaltung der Schicksale derer, die sich ihnen anvertrauen. Anvertrauen müssen. Und, fragt er sich, wenn es mich mal erwischt, wer holt mich hier heraus und pflegt mich zu Hause weiter? Eine Aileen wohl eher nicht.

Hilmar Faber ist ein Eigenbrötler geworden, jedenfalls sehen es seine Kollegen so. Anders als früher, sitzt er am liebsten in seiner Ecke, trinkt in der Abgeschlossenheit Tee und möchte von den anderen nicht behelligt werden. Auf ein Bier kommt er nur noch selten mit. Die Leute arbeiten für einen Handwerksbetrieb, der sich auf Reparatur- und Installationsarbeiten in Haushalten und kleineren Unternehmen versteht. Dadurch kommt Hilmar viel herum. Die Preise, für die er zu quittieren hat, sind gepfeffert. Eigentlich sollte es dem Betrieb hervorragend gehen, denn das Einkommen steht in einem ausgesprochenen Missverhältnis zu dem, was er und seine Kollegen den Kunden in Rechnung zu stellen haben. Der Chef aber tut ständig so, als ob seine Firma vom Bankrott bedroht wäre. Zum Glück hat Sabine, Hilmars Frau, einen Job in einem Supermarkt, für ein paar Stunden am Tage, so dass die Familie mit dem Geld einigermaßen auskommt.

Wie jeden Sonntagvormittag waren sie gemeinsam mit den Kindern zum Gottesdienst in der Marienkirche gewesen. Sabine hatte das Mittagessen schon vorbereitet, und Punkt zwölf, wie immer am Sonntag, stand alles auf dem Tisch. Punkt zwölf, darauf legt Hilmar Wert. Er überwachte das Tischdecken, und die beiden Kinder gaben sich ordentlich Mühe. Sandra hatte vorigen Sonntag ihren siebten Geburtstag, Johannes ist fünf. Das Tischgebet übernahm dieses Mal der Kleine. Alle lobten ihn. Doch bald fing der Ärger an. Die Kinder wollten in den Zoo, es wäre schon »ewig« versprochen worden, Vater meinte, sie sollten alle miteinander in den Garten fahren, er müsse unbedingt die Hecke verschneiden, und die Mutter wollte sich viel lieber an die neue Gardine heranmachen, das Kräuselband wäre noch anzunähen.

»Garten, Garten, Garten«, nörgelte sie, »andere Leute haben keinen Garten, und es geht ihnen wunderbar.« Heute jedenfalls wolle sie einfach mal ihre Ruhe haben.

»Also gut«, fasste der Vater zusammen: »Zuerst in den Zoo, dann in den Garten und am Abend wirst Du, Sabine, schon noch genug Zeit für deine Gardine finden.«

Es ist trotz allem ein guter Tag geworden. Jetzt, am Abend, spielen die Kinder Mensch-ärgere-dich-nicht, Sabine näht, und Hilmar findet die Zeit, sich die Wüsten-Rallye im Fernsehen anzuschauen. Er selbst fährt gern Auto, vor allem seitdem sich die Familie den neuen Golf zugelegt hat. Von der Perfektion dieses Benno Felgenhauers ist Hilmar angetan. Absolutes Können, Mut, aber auch Fairness und, so hat er in der Zeitung gelesen, der Felgenhauer soll ein hochanständiger Mensch sein, einer, der auf dem Teppich bleibt. Nicht so wie die anderen Sporthelden. Blasiert sind die, haben Marotten, und sind ohne Gefühl für Anstand und schon gar nicht für Gottes Gebote. Im Geld schwimmen sie, und alles scheinen sie sich erlauben zu dürfen. Erst kürzlich hat Hilmar gelesen, dass der Torwart ihrer Oberliga-Mannschaft seine Frau mit einer Neuen betrügt. Bei Felgenhauer hingegen war nie von irgendwelchen Skandalen die Rede. Ihm gönnt er das Preisgeld von Herzen, egal wie viel. Gott scheint ihn zu mögen, hält die Hand über ihn, auch wenn dessen Fahrerei noch so waghalsig ist.

Bis jetzt ist Felgenhauer Bestzeit gefahren, und eisern hält er an seiner Position fest. Doch im Moment brenzelt es, eine Panne, wie es scheint. Emsig bastelt er am Motor herum, steigt wieder ein, probiert, steigt wieder aus ... Hilmar faltet seine Hände und presst sie fest aneinander.

»Lieber GOTT«, murmelt er, »bitte!«

Der Herr hat schon oft geholfen. Nie ging es Hilmar um sich selbst oder seine Familie. Gott deshalb um Hilfe anzuflehen, will er sich aufheben für einen wirklichen Notfall. Und so auch mag Hilmar Leute nicht, die ständig für ihr eigenes Wohl beten. Immerzu sind sie darauf bedacht, »oben« einen guten Eindruck zu machen. Frömmelndes Getue muss für Gott eine Zumutung sein. Hilmar betet deshalb lieber im Verborgenen. Ohnehin kann er sich dann viel besser auf den Herrgott konzentrieren. Wieder versucht er es:

»Lieber GOTT, b i t t e !«

Felgenhauer setzt sich in seinen Wagen, startet, und ... Jawohl, ab geht die Post! Ein steiler Dünenkamm jetzt, herrlich, wie der Kerl darüber hinwegfegt! Weiter fährt er an der Spitze, die Panne hatte ihn nur wenig zurückgeworfen. Hilmar hält seine Hände gefaltet. Dem Herrn dankt er, nicht nur, weil er wieder geholfen hat, mehr noch für

die Gnade, ihn, Hilmar, überhaupt zu erhören. Milliarden von Menschen gibt es, das weiß er, und genauso wie er beten Hunderte von Millionen zum Herrn, zum Allgütigen. Nach menschlichem Ermessen kann Gott nicht jeden Einzelnen wahrnehmen. Und doch, er tut es. Gott, der Herr, ist für alle da, für jeden Einzelnen. Unfassbar, nach Menschenmaß nicht zu begreifen. Gott entzieht sich der Vorstellungskraft des Menschen. Pfarrer Herold sagt das auch. Trotzdem versucht es Hilmar immer wieder, sich Gott vorzustellen, und einige Male hatte sich der himmlische Vater ihm tatsächlich gezeigt. Ein Licht strahlte, so hell und so warm, wie es nur vom Allmächtigen kommen kann. Dabei wurde Hilmar von einem Gefühl des Glückes durchflutet, ein unvergleichliches Erlebnis, wonnehaft! Wie sehr wünschte er sich, dass dieses herrliche Gefühl andauere! Immerzu hofft er auf eine Wiederkehr des Wunders, indem er hingebungsvoll betet. Und so lehrt er auch seine Familie, sich die Glückseligkeit durch Verinnerlichung des Herrn zu verdienen.

Die Nachrichtensendung hat begonnen. Sabine ist mit ihrer Arbeit fertig und bringt die Kinder zu Bett. Mit Sandra hatte sie noch Lesen geübt. Wie jeden Abend geben die Kinder dem Vater einen Gute-Nacht-Kuss. Natürlich hat Sabine darauf geachtet, dass sich die beiden vor dem Zubettgehen waschen und die Zähne putzen. Von nebenan ist zu hören, wie die drei noch ein Lied zum Einschlafen singen. Das alles läuft auch ohne ihn. Um den Haushalt braucht er sich ebenfalls nicht zu kümmern, und auch nicht um Geldangelegenheiten. Damit kennt sich seine Frau als Kassierererin ja bestens aus. Wenn Sabine im Supermarkt an ihrer Kasse sitzt, macht sie eine gute Figur, findet Hilmar. Schlank, wie sie nun mal ist, das blondierte Haar hochgesteckt und kerzengerade der Rücken, so fällt sie unter ihren Kolleginnen angenehm auf. Vor allem liebt er an ihr die munteren, verständnisvoll blickenden Augen, und ihre Tüchtigkeit natürlich. Nächste Woche feiern sie Sabines sechsundzwanzigsten Geburtstag.

Der gemütliche Teil des Abends beginnt. Sabine stellt ein paar Süßigkeiten auf den Tisch, und Hilmar holt die Flasche Wein hervor, von der sie bereits am vorigen Wochenende getrunken hatten. Von Sender zu Sender tastet er sich durch das Fernsehprogramm und bleibt bei einer Extra-Ausgabe hängen. Ein Flugzeugunglück, grässlich.

Ein Attentat religiöser Fanatiker, heißt es. Hundertsiebenundfünfzig Tote. Sabine muss die Hände vor ihr Gesicht halten, so grauenvoll sind die Bilder. Wrackteile liegen verstreut auf einem Acker, Koffer und Reste davon, herausgerissene Sitze, Kleidungsfetzen, und dort, um Gottes willen, ist auch Spielzeug zu sehen, eine Puppe! Sabine fragt, wo denn da Gott war, selbst Kinder seien darunter. Oft nervt sie ihn mit solchen Fragen. Überhaupt lässt sie viel zu häufig Zweifel an der Festigkeit ihres Glaubens aufkommen.

»Gott allein weiß es«, brummt Hilmar.

»Aber ...«

»Sabine, hör bitte auf. Immer dasselbe!«

»Auch Kinder sind darunter! Die können doch noch gar nicht so viel gesündigt haben, die ärmsten!«

»Schau ...«

»Der Herr ist doch gut, und er hat alle Macht. Du selbst sagst es immer wieder, Hilmar. Kinder, um Himmels willen«, wimmert sie, »Warum konnte er nicht wenigstens die armen Kleinen retten?«

Sabines Gesicht läuft vor Zorn rot an.

»Schau«, quält sich Hilmar, »vielleicht weiß er, unser aller Gott, dass diese Kinder einmal zu schweren Sündern werden würden und hat damit Schlimmeres verhütet. Oder denke an Satan! Die Attentäter glaubten, im Auftrag von Gott zu handeln und waren aber die Werkzeuge des Teufels. Womöglich hatte Satan das Ganze noch schlimmer geplant, hatte vor, das Flugzeug in eine Wohnsiedlung stürzen zu lassen, und unser Herr konnte das verhindern ...«

»Ach, das glaubst du doch selber nicht!«

»Was weißt du, was weiß ich, wir alle wissen es nicht. Es hat keinen Sinn, wie oft soll ich dir das noch sagen, die Wege des Herrn andauernd zu hinterfragen. So oft schon habe ich dir das gesagt, immer wieder. Muss du denn immer und immer wieder ...?«

Auch Hilmars Kopf läuft rot an.

»Aber Gott, aber Gott ist doch mächtiger als der Teufel, warum lässt er so Schauriges zu ...«

»Ach ...«

»Denk mal an die kleine Ulrike von nebenan.«

»Hör auf!«

»So ein liebes Kind. Du weißt, wie furchtbar es war, damals. Wie die Kleine gelitten hat, bevor sie gestorben ist, an dem Hirntumor. Die Eltern sind heute noch völlig verzweifelt. Ganz besonders tut mir die Mutter leid. Die arme Karin wird nie wieder lachen können. Du würdest doch so ein furchtbares Leid nicht zulassen, wenn du Gott wärest. Nicht wahr?«

»Ich bin nicht Gott!«

»Und ich sage dir«, schreit Sabine jetzt, »ich sage dir, Hilmar, kriminell wäre das ja, jawohl, das wäre kriminell, wenn du helfen könntest, aber nicht wolltest!« Auf ihrer Stirn zeigt sich eine Ader, die sonst nicht einmal zu ahnen ist. Doch auch Hilmar könnte zerspringen.

»Ich bin nicht Gott!« donnert er. »Und Aus!«

Ungern erinnert er sich. Von Anfang an hätte er für die kleine Ulrike viel mehr beten sollen. Schließlich war alles zu spät. Vielleicht ist der Teufel ebenso mächtig wie Gott? Oder wollte er, unser allmächtiger Herr, Ulrikes Eltern prüfen? Wozu aber und warum zu diesem Preis? Wirklich, es war so ein niedliches kleines Kind! Andererseits, oft muss er sich fragen, warum bloß geht es manchen Menschen so gut, obwohl sie Gottes Gebote nicht achten, ihn gar lästern? Warum bloß? Selbst Pfarrer Herold weiß da keine Antwort. Der Herr sei nach Menschenmaß eben nicht messbar, basta. Gerade in dessen Unergründlichkeit zeige sich seine wahre Größe.

»Gott ist für uns unbegreiflich, Sabine«, meint Hilmar nun, versöhnlicher jetzt, »sonst wäre er nicht Gott.«

Sie winkt ab. Vielleicht hat er recht, vielleicht nicht. Immerhin macht Hilmar es sich mit seinem Glauben nicht einfach. Tief und grüblerisch sind seine Augen. Oft sieht ihn Sabine, wie er in seinem Sessel hockt und nachdenkt. Während ihm dann sein langes schwarzes Haar in die Stirn hängt und seine Augen verdeckt, grummelt er vor sich hin und darf nicht gestört werden. Ausgesprochen gottesfürchtig war er schon damals, als Sabine ihn kennengelernt hat. Siebzehn waren sie beide, und er hat sich seitdem nicht geändert, wird sich auch nicht mehr ändern. Eher schlimmer geworden ist es mit seiner Gottesfürchtigkeit. Ihn zu foppen bringt nichts, gar nichts. Das weiß sie, und trotzdem ...

Unterdessen folgt im Fernsehen auf die Extra-Ausgabe »Heimatlied«, beider Lieblingssendung. Mord und Totschlag, mit denen andere Leute ihren Abend bereichern mögen, lassen sie bei sich zu Hause nicht zu. Vor allem Sabine will es nicht. Deshalb schaut er eher heimlich in die beiden Bücher über den Krieg, eines über den Ersten Weltkrieg und ein anderes über den Zweiten. So schlimm der Krieg sein mag, irgendwie fasziniert Hilmar das Schreckliche. Gottes Macht ist da zu spüren, seine ungeheure Kraft im Zorn. Gott ist nicht nur der liebende Vater, nein, auch Tod und Verderben schickt er. Die meisten sehen Gott zu einfach. Er ist auch der strafende Vater.

Zu Weihnachten hatte Hilmar von Sabine ein Buch über Handfeuerwaffen geschenkt bekommen. Beeindruckend sind diese Dinge, Waffen überhaupt. Gott ähnlich machen sie einen. Jedermann geben sie Macht in die Hand, nämlich die, über Leben und Tod zu entscheiden. Das herrliche Buch hatte er, kurz vor Weihnachten war es, bei einem gemeinsamen Stadtbummel in der Auslage gesehen. Sabine schaute ihn damals von der Seite her so eigenartig an. Ja, und dann fand er es auf dem Gabentisch. Bestimmt war das Buch teuer. Voller farbiger Abbildungen, und auf glänzendem Papier gedruckt. So groß ist es, dass es nicht in das Regal zu den anderen passt. In der Schrankwand füllen ihre Bücher schon fast ein ganzes Fach. Während Hilmar sich mit Sabine die Sendung ansieht, holt er den Band aus der Schublade hervor und blättert darin herum. Waffen – vielleicht hat sie der Herr eigens dazu erfinden lassen, um die Menschen besser regieren zu können? Jeder, der sie in der Hand hält, ist ein Werkzeug Gottes. Oder des Teufels. Wenn er, Hilmar, jemals eine solche Waffe hätte, dann nur, um damit dem Herrn zu dienen.

6

Thomas sitzt an seinem Schreibtisch im Institut und kaut an einem Entwurf für die neue Studienordnung herum. Heute Morgen früh um acht hatte er deswegen einen Termin beim Dekan. Viele Tage Arbeit hat das Papier schon geschluckt. Manches konnte er zwar von den Studienordnungen anderer Fakultäten abschreiben, aber dazu waren die erst mal zu besorgen. Dinkelbach machte sich anheischig, einen Teil selbst zu bearbeiten, zum Glück gerade den zum Fächerkanon, der Thomas am wenigsten liegt. Aber *wie* er ihm das gesagt hatte! Als ob er, Thomas, dafür zu dämlich wäre. Außerdem ist die Studienordnung sowieso Chefsache!

Professor Heinrich Maue – »Spectabilis«, wie er sich als Dekan nach altem Brauch gern ansprechen lässt – schien mit dem Papier nicht recht zufrieden zu sein. Der Text war ihm nicht präzise genug, auch nicht sonderlich elegant. »Alles andere als einfach für einen Nicht-Juristen«, ließ ihn Maue wissen, »dennoch, justiziabel müssen solche Formulierungen sein. Und da sehe ich Probleme, verehrter Herr Kollege Wisweh.« Er sagte das windend und mit leicht flackerndem Blick, wie immer, wenn er Kritik zu äußern hat. »Wissen Sie, ich habe große Sorge, dass ich mit diesem Entwurf hier, dem zum Fach Geschichte, im Senat durchfalle. Geradezu pingelig sind die, besonders der Rektor. Ihr Entwurf – ich hoffe, Sie verstehen mich da – er müsste noch einmal gründlich überarbeitet werden. Müsste er schon!«

Dann wurde Maue konkret. Hier war ihm ein Satz zu schwülstig, da ohne rechten Sinn, im nächsten fehlte ein Wort, und an einer anderen Stelle war eines zu viel. Thomas merkte, wie seine Ohren zu glühen begannen. Wenn irgendjemand seinen Job hier an dieser Fakultät sichern kann, dann er, der Dekan. Und nun dieses Fiasko. Allerdings, das Ganze noch einmal »gründlich« überarbeiten zu müssen, ist maßlos übertrieben. Im Übrigen, so Maue, hätten die Studierenden zu einigen Paragraphen eigene Formulierungsvorschläge gemacht, die gänzlich fehlten, auf die aber größter Wert zu legen sei. Eine Menge Ärger könnte es sonst geben. Der Dekan spricht nie von den »Studenten«, immer nur von den »Studentinnen und Studenten« oder, sprachökonomischer, von den »Studierenden«. Frauen ohne

Männerprobleme können über den Gleichstellungs-Fimmel nur lachen. Neulich war im Fakultätsrat eine alte Prüfungsordnung auf das Gender-Mainstreaming-Prinzip hin zu novellieren. Die Prüfung, hieß es nun, sei für jeweils eine Studentin oder einen Studenten von zwei Prüferinnen oder Prüfern oder einer Prüferin und einem Prüfer ..., – das Volumen war um das Anderthalbfache angeschwollen. In der Fakultätsratsitzung dann triumphierte Maue zur Gleichstellungsbeauftragten hin, einer auffallend korpulente Version der menschlichen Spezies, und die, das Machwerk in ihren wurstigen Händen wägend, nickte ihm bedeutungsschwer zu.

Thomas will es einfach nicht gelingen, sich auf seinen Text zu konzentrieren, immer wieder muss er an den verpatzten Auftritt bei Maue denken. »Ja, lieber Herr Kollege Wisweh, unsere Studierenden müssen wir ernst nehmen, sehr ernst«, hatte der ihn wissen lassen. »Gerade an unserer Fakultät sind die jungen Leute gut organisiert und können, geht man nicht achtsam genug mit ihnen um, eine Menge Ärger bereiten.« Vor einigen Monaten erst wurde Maue als Dekan wiedergewählt. Souverän beherrscht er die Formen der akademischen Demokratie, muss man ihm lassen, und auch die Floskeln, mit denen die Scharniere in den hierarchischen Strukturen zu ölen sind. Ähnlich virtuos ist Maue im akademischen Ränkespiel. Offener Kampf liegt ihm nicht. Besonders genießt er es, wenn er zwischen Buxbäumen und gefiedelten Quartetten seine rhetorischen Girlanden entfalten kann. Selbst die flapsigsten Studenten legen dann die Ohren an, um am Ende festzustellen, dass sie soeben echte Größe erlebt hätten. Größe, die Maue in körperlicher Hinsicht fehlt. Den Hausmeister hat er angewiesen, hinter dem Rednerpult ein kleines Trittbänkchen bereitzuhalten.

Aileen mischt sich jetzt wieder in Thomas' Gedanken. Heute will er sie anrufen. Eigentlich wollte er das gestern schon, aber besser, den Fisch an seiner Angel ein bisschen zappeln lassen. Eigentlich wäre ja sie nun dran, Einsatz zu zeigen. So ihr überhaupt daran gelegen ist. Zunächst wohl schon, aber nun seit seiner Salbaderei in der Waldschänke? Er nimmt den Hörer ab und – legt ihn wieder auf. Er hat ihn noch in der Hand, da wird das Telefon von sich aus aktiv: Sie, Aileen! »Wisweh«, krächzt er in den Hörer. Er räuspert sich und wiederholt mit klarer Stimme seinen Namen. Nicht Aileen, die

Gänsecke ist es, will wissen, ob es bei dem heutigen Meeting bleibt, Gitte, seine Mitarbeiterin, hätte gefragt.

»Gitte? Was soll denn diese blöde Fragerei?«, ballert er ins Telefon. »War doch klare Ansage! Kindergarten, das!«

Thomas hatte einen Einfall gehabt, wie er den verdammten Satz von soeben umformuliert, jetzt ist er weg. Natürlich, wenn man dauernd gestört wird. Während er in seinen Hirnwindungen blättert, drängt sich wieder Maue auf. Dieses Männecken! Genauso schmalbrüstig und mickrig wie Dinkelbach, der Instituts-Chef. Einen Kämpen brauchte die Fakultät, einen, der Lanzen bricht, die Politiker in den Schwitzkasten nimmt und ordentlich Geld ranschafft. An allen Ecken und Kanten soll gespart werden, »verschlankt« – ein Euphemismus, den Maue bevorzugt, wenn es um Amputationen geht. Die Slawistik ist schon verloren, die Sinologie auch, und dasselbe Schicksal droht nun dem Kunstgeschichte-Institut. Den fakultätseigenen Sammlungen ebenso. Fragt sich, wann wir Historiker drankommen. Das Problem mit meiner Stiftungsprofessur hätte sich dann von selbst erledigt. Neulich – die Professur für Musikpädagogik sollte eingespart werden – hatte die Mitarbeitervertreterin dem Dekan vor dem versammelten Fakultätsrat entgegengeschleudert: »Wir alle befürchten, Spectabilis, Sie schnitzen an unserer Fakultät herum, bis bald nichts mehr da ist. Was wir unbedingt erhalten müssen, ist Viel-falt. Ihre Sparpolitik aber, leider muss man das so sagen, bedeutet Ein-falt!« Gelächter und versteckter Applaus in der ganzen Runde. Maue hatte zunächst versucht mitzulachen, und dann, als ob diesem Giftzweig die Maske aus der Hand geglitten wäre, war das verkniffene Gesicht genuiner Boshaftigkeit zum Vorschein gekommen.

An der Tür klopft es – das Meeting. Aller zwei Wochen kommen sie in seinem Arbeitszimmer zusammen, Gitte und eine neue Mitarbeiterin, zwei auswärtige Doktoranden und ein paar von den Studenten, die von ihm ein Thema für ihre Magisterarbeit erhalten hatten. Gitte ist ziemlich aufgeregt, sie hat über den Fortgang ihrer Doktorarbeit zu berichten. Es folgen die Berichte zweier Studenten, und danach die allgemeine Diskussion. Für Thomas schließt sich ohne Pause ein Studentenseminar an, Thema »Ausgehendes Mittelalter, Beginn der Neuzeit«, gefolgt von zwei Prüfungen, einer Stunde

Vorlesung und, am Nachmittag, eine Sitzung der Hochschullehrer des Institutes.

Dinkelbach scheint dieses Mal sichtlich bemüht, die Aufgaben möglichst gerecht zu verteilen. Er selbst, Thomas, ist mit Lehraufgaben bereits ausreichend eingedeckt und bleibt wegen der Studienordnungsgeschichte von weiteren verschont. Dafür kriegen Gudrun Schneider und Werner Seebald die Einführungsseminare und den Quellenlektüre-Kurs bei den Lehramtsstudenten aufgebremst, auch die nächsten Zwischenprüfungen, und Günther Schwantlitz hat sich ab sofort um das Seniorenstudium zu kümmern. Außerdem soll er die anstehende Modularisierung der Lehre entwurfsweise vorbereiten, und zwar die des gesamten Studienangebots im Fach Geschichte. Wurde Zeit meinen auch die anderen, Schwantlitz drückt sich wo er kann.

Für die Mensa fehlt heute die Zeit. Zwar täten Thomas ein, zwei Kilo weniger ganz gut, sein Bäuchlein ist kaum noch zu übersehen. Aber er fürchtet die Migräne, die sich regelmäßig einstellt, wenn er den Hunger übergeht. Fürsorglich hatte ihm die Gänsecke zwei Baguettes besorgt.

Nun, in der Abendstunde, nagt er an ein paar Müsli-Riegeln, die in seinem Schreibtisch für den Notfall bereitliegen. Thomas ist mittlerweile ernsthaft von der Idee beseelt, den Phänomenen des religiösen Fanatismus in der Menschheitsgeschichte nachzuspüren, und das unter der Flagge der modernen Hirnforschung. Die werden schon begreifen, hier am Institut und an der ganzen Fakultät, dass er nicht irgendwer ist. Als Historiker interessiert es ihn, wie sich die Kirche und die Gesellschaft religiösen Eiferern gegenüber verhalten haben, und wie in den jeweiligen Epochen. Das allein schon ist ein dickes Brötchen. Zwar werden das Mittelalter und die frühe Neuzeit ein besonderes Gewicht erhalten, aber es geht ihm auch um andere Epochen, um andere Kulturen und den Bezug zur Gegenwart. Theologie und Philosophie muss er dazu heranziehen, die Psychologie und, was Thomas gar nicht mehr loslässt, jawohl, alles eben immer auch unter dem Aspekt Hirnforschung! Heimlich liebäugelt er schon mit dem Attribut »neuro-historisch«. Der richtige Begriff zur richtigen Zeit, und man wird berühmt.

Mittlerweile wimmelt es nur so von diesen Neuro-Bindestrich-Fächern – Neuro-Ökonomie, Neuro-Musikologie, Neuro-Didaktik ...

Barfuß wird er dann ankommen, dieser Dinkelbach, barhäuptig und unbeschuh't wie einst Heinrich der Vierte. Und ich werde die Winterskälte in Person sein, sein Canossa soll er haben, der gute Dinkel!

Hirnforschung – er muss an den Biologie-Unterricht in der Schule denken. Frau Saballa, die mollige Biolehrerin, hatte vom Schlachthof ein Rindergehirn besorgt, und jeder durfte es mit dem Finger berühren. Klebrig weich war es. Die Mädchen machten »ähh« und »iehh«, doch auch ihm, Thomas, war diese teigige Masse nicht geheuer. Als Frau Saballa meinte, das Gehirn des Menschen – ihre Schweinsäuglein heftete sie dabei auf ihn – sähe ganz ähnlich aus und fasse sich genauso wie dieses hier an. Er wollte das gar nicht für möglich halten. Ein Menschengehirn müsste doch wohl etwas ganz Besonderes sein.

Unter *Gott* und *Gehirn* gegoogelt oder *god* und *brain*, wimmelt es von Websites. Ebenso bei *Neurotheologie* und noch mehr natürlich bei *neurotheology*. Die Sache scheint hochaktuell zu sein. Mit ingeniosen Untersuchungstechniken rückt man der persönlichen Gotteserfahrung zu Leibe, Methoden, wie sie auch für klinische Diagnosen eingesetzt werden. Für Schizophrene, so war zu lesen, seien religiöse Wahnvorstellungen schon seit langem bekannt. Diese Quellen wird er freilegen. Und er, Gottwin Thomas Wisweh, setzt für die Geschichtsforschung neue Akzente! Auf einem silbernen Tablett wird ihm der Dekan eine Dauerstelle präsentieren, und Dinkelbach wird ihn anflehen, doch bitte zu bleiben und nicht den Lockungen der anderen Universitäten zu folgen. Ja, und Aileen, sie wird mit all den anderen bei ihm Schlange stehen.

Verdammt noch mal, warum bloß ruft sie nicht an?!

Die Kernfrage für Thomas ist, wie die Zeit beschaffen sein musste und wie die jeweiligen Bedingungen waren, um Menschen mit ungewöhnlichen Erscheinungen entweder als Heilige zu verehren oder als vom Teufel Besessene zu verstoßen, zu verbrennen, zu ersäufen oder zu erdrosseln. Und was sonst noch dem noblen und ach so gottesfürchtigen Menschengeschlecht zur Tötung von Artgenossen eingefallen ist. Viele Geistesgestörte waren darunter. Sie für krank im Geiste zu halten, ist eine Errungenschaft der Neuzeit. An einen Mediziner müsste er sich wenden, an einen, der in der Lage ist, postum Diagnosen zu stellen. Er selbst hätte dann zu versuchen, die Angaben,

die der Kollege braucht, aus den Quellen hervorzubuddeln. Ab und an sollte das gelingen. Daraus könnte man am Ende eine imposante Theorie schnitzen, etwa: »Besessenheit als Triebkraft in der Geschichte«, oder »Epochenumbruch durch Übersinnlichkeit«. Luther war ja ein solcher, hatte Visionen, fühlte sich vom Teufel verfolgt. Auch Jesus. An die Mystiker des Mittelalters muss Thomas denken. Wie stünden sie im Lichte der heutigen Medizin da? Katharina von Siena oder Hildegard von Bingen oder Mechthild von Magdeburg, sie waren ob ihrer besonderen Fähigkeiten hochgeschätzt. Meister Eckehart, der zog wegen seiner Freigeistigkeit den Argwohn der kirchlichen Leitinstanzen auf sich. Und schlimmer noch: Andere wurden als Häretiker verurteilt und verbrannt, wie einst Margareta Porète auf der Place de Grève in Paris.

Thomas hatte sich endlich doch entschlossen, nach Hause zu gehen. Hier angekommen, lässt er die Rollläden herunter, obwohl es draußen noch ziemlich hell ist. Dort und da macht er eine Lampe an, gemütlich soll es sein. Von schieren Vitalbedürfnissen diktiert, isst er die beiden Baguettes, die er sich auf dem Heimweg noch schnell besorgt hat, direkt aus der Verpackung. Über der Spüle beißt er ab, um nicht in der Gegend herumzukrümeln. Nun könnte es eigentlich heimelig werden. Aber in ihm nagt wie fast immer diese verdammte Unrast, die schwerlich echte Behaglichkeit aufkommen lässt. Er legt die beiden Tageszeitungen und die Briefpost bereit, gießt sich ein Glas vom roten Saumur ein, schaltet den Fernseher an, rückt die Fernbedienung zurecht und, endlich, breitet er sich in dem bequemen Sessel aus. Seine langen Beine platziert er im Nachbarsessel.

Thomas liebt es zu prüfen, wie sich der Saumur in seinem Mund entfaltet. In der Öffentlichkeit geniert es ihn, Wein mit großer Geste zu probieren. Zu Hause aber, unbeobachtet, kaut er ihn, wie das die Kenner vormachen, saugt ihn durch seine Zähne, bis es schäumt, und jedes Mal ist er erneut beeindruckt, wie das Bukett zwischen Zunge und Gaumen ein ordentliches Duftsträußchen entwickelt. So jedenfalls wird es in dem dicken Buch über Weine beschrieben, das da irgendwo in einem der Regale steht. Thomas hat den Saumur in Paris kennengelernt – in einem Schnell-Restaurant. Egal, was Kenner dazu sagen, ihm schmeckt er.

Eine Nachrichtensendung läuft, während er die drei Briefe inspiziert und sogleich in den Papierkorb befördert – Werbe-Schrott. Vielleicht könnte er jetzt doch Aileen anrufen? Nein, soll sie zunächst mal zur Ruhe kommen, besser noch, sich ordentlich langweilen. Während Thomas nach und nach die Zeitungslektüre hinter sich bringt, hat er alle Sender durchgezappt. Nichts, was ihn fesseln könnte. Sportsendungen mag er sowieso nicht, und schon gar nicht diese fußballernden Rasen-Millionäre. Auch nicht die Politiker von der rötlichgrünlichschwärzlichen Einheitspartei, Populisten von Mitte-Links, die Luthers Rat folgen und dem Populus, dem Volk, für ein Einkommen aufs Maul schauen, das Thomas liebend gern mit seinem eigenen tauschen würde. Jetzt blickt ihm ein Gewerkschaftsboss ins Auge. Rollengemäß kernig gebärdet der sich. Mit so viel Arbeiter Groschen in der Tasche lässt sich gut daherreden. Sein Gehalt soll höher sein als das der Bundeskanzlerin. Zapp: Schon tausend Mal gesehen – selbstmörderische Gnus beim Durchschwimmen des krokodilverseuchten Mara-Flusses, ein trompetender Elefant dann und die Gepardenmutter mit ihren hungrigen Kleinen. Clemens' Wegwespen werden es nie ins Fernsehen schaffen.

Das Handy dudelt die Kleine Nachtmusik. Könnte der Anrufer sehen, mit welcher Leidensmiene er sich aus dem Sessel quält, würde er sofort wieder auflegen.

» ... Ai..., Aileen? Aileen!«, ruft Thomas in den Apparat, jählings umgestimmt. »Wie schön dich zu hören!« Wie es ginge, fragt sie. Ach Ödnis, nichts als Ödnis, stöhnt er, mutterseelenallein sei er und alternativlos der Flimmerkiste ausgeliefert. Sie wirkt sehr aufgeräumt und bedauert ihn miauend, wie er so im Selbstmitleid herumplätschert. Als Thomas gar noch auf die Tragik seiner Verpflegungssituation zu sprechen kommt, gibt sich Aileen erschüttert und macht den Vorschlag, er möge doch morgen Abend bei ihr zu Hause dinieren. Thomas strahlt, und gerührt bedankt er sich bei – *Ivonne!* Zu spät, Aileen quittiert den Ausrutscher mit einem schallenden Lachen.

»Ach, das macht mir überhaupt nichts aus«, versichert sie. »Als Historiker hängst du nun mal an der Vergangenheit, und dafür muss man doch wohl Verständnis aufbringen. Oder?« Ihr *Oder?* klirrt ein bisschen.

»Na ja, ich ...«

»Welche Vergangenheit, frage ich mich gerade, wird es denn bei dir sein? Die mit deiner Ivonne zum Beispiel? Die erste, die zweite ... ?«

»Die dritte, das Plusquamperfekt, ist es, bitte glaub mir! Aber wie es eben ..., nun ja, weißt du, Ivonne, ähm, das war ...«

Obwohl in seinem Gehirn die Rädchen nur so schnurren, verheddert er sich in unnötigen Erläuterungen, während Aileen durch den Hörer schmunzelt. Schließlich prustet sie los und lobt ihn, wie beeindruckend er den Fall wegzureden fähig sei. Bestimmt habe er das Zeug zu einem großartigen Anwalt:

»Ganz genau habe ich dich vor meinen Augen, wie du vor dem Richterkollegium stehst und einen Mord aus der Welt redest. Ich sitze im Publikum und höre dir, begnadet, wie du bist, bewundernd zu. Deine Ivonne sitzt neben mir und wundert mit. Die Robe steht dir gut, fantastisch gut, finden wir. Sicher würde dir auch das Priesterkleid stehen. Und dazu ein Heiligenschein.«

»Sag, was du sagen musst! Allerdings solltest du dann auch eine Revanche vertragen.«

»Und die wäre, bitte?«

»Tja, da muss ich erst mal überlegen. Also, was hältst du davon, zum Beispiel, wenn ich morgen in deiner Buchhandlung als Horrorkunde auftauche. Mit dem Fahrrad werde ich kommen!«

»Mit dem Fahrrad? Du kannst also Rad fahren? Muss schlimm sein, so begabt!«

»Nur, damit du Bescheid weißt, die Kette springt bei diesem Scheißding ständig runter, muss immer wieder neu aufgelegt werden. Freue mich schon drauf, dann in deinen schönen Büchern rumzublättern. – Toller Einfall, hm?«

»Tatsächlich, und ein begabter Ideenschmied noch dazu! Aber vielleicht verschiebst du diese Nummer auf später. Für den Fall, dass du morgen Abend trotzdem deine Fahrradketten-Tour aufführen willst, halte ich Wasser und Seife bereit. Sogar duschen kannst du bei mir.«

»Duschen? Ohooh! Ich, wir, wir beide zusammen, wir könnten uns dann gegenseitig abseifen. Überall, wenn du willst.«

»Vorsicht, verehrter Professor, sie spazieren da am Rande einer Ohrfeige entlang!« Und darauf mit Plüschstimme: »Vielleicht fällt mir noch etwas Besseres ein.«

Gleich am frühen Morgen des nächsten Tages wurde Thomas zu Dinkelbach gerufen. Der Chef sah ihn durchdringend an und eröffnete ihm, dass der Dekan mit seinem Entwurf zur Studienordnung alles andere als zufrieden sei. Einzig der Teil wäre zu akzeptieren, den er, Dinkelbach, gemacht habe. Maue hätte ihn gebeten, das Ganze selbst in die Hand zu nehmen, und er brauche nun dringend die Unterlagen, die sich Thomas von den anderen Unis beschafft hatte. Thomas spürte, wie es in ihm zu sieden anfing. Sollen doch diese Knispel die verdammte Chose alleine machen! Eine reguläre Professur, die kriege er auch woanders. Fehlte noch, dass er sich deswegen zum Zäpfchen rundschmelzen lässt, von diesen Arschlöchern. Da gibt es weiß Gott appetitlichere Öffnungen!

Thomas kann einfach nicht ruhig sitzen bleiben, springt auf, dreht ein paar Runden um seinen Arbeitstisch, setzt sich, und wieder drängt es ihn auf Wanderschaft. Totschlag im Kränkungsfall sollte zu den Grundrechten zählen. Wieder greift er zum Telefon und tippt die Nummer von Sobetzki ein, dem von Frau Ebersbach empfohlenen Neuropsychologen, und wieder läuft der Ruf ins Leere. Blicke noch die Kollegin, die in seiner Nähe wohnt, drei Häuser weiter. Eine aus der Neurophysiologie. Der Zufall hatte sie beide in der Straßenbahn zusammengeführt, und immer, wenn sie sich begegneten, wechselten sie ein paar Worte. Ihr Name war irgendetwas mit »Schulz«. Thomas schlägt im Telefonverzeichnis der Uni nach: nein, *Schulthofen* heißt sie.

Ein Anruf, und sofort fand sie sich bereit, die Frau Dr. Schulthofen. Das Schild am Eingang »Institut für Neurophysiologie« macht einen gepflegteren Eindruck als das Haus selbst. Thomas steigt in einen zerschrammten Fahrstuhl und gelangt in die dritte Etage. Ein Geruch, der an Tiere erinnert, auch an Chemikalien, eine Duftmischung, die vermutlich zum Inventar gehört. Das Flair eines solchen Institutes ist so ganz anders, als er es von seiner Einrichtung her kennt. Hier und da stehen Labortüren offen: Arbeitstische, die mit Geräten und irgendwelchen Utensilien vollgestellt sind, eine Frau im Sweatshirt

vor einem Turm aus übereinandergestellten elektrischen Apparaten dreht mit sichtbar höchster Konzentration an einem der vielen Knöpfe. Ein junger Mann im weißen Kittel kommt angeschossen, fast rennt er Thomas um. Ohne das Tempo zu verringern, schlägt er einen Haken und steuert auf ein großes, weißes Gerät zu, das an eine Waschmaschine erinnert.

»Ganz hinten links!«, ruft er auf die Frage nach Frau Dr. Schulthofen.

Thomas muss sich durch eine Gruppe von Studenten hindurchschlängeln. Einige tragen Kittel, andere nicht. Der Raum, vor dem sie warten, ist durch eine Fensterwand vom Flur her einsehbar. In Reihen angeordnete Labortische, darauf verstreut elektrische Geräte, Mikroskope, Pinzetten und sonstige Utensilien, Schreibblöcke, Bücher – ein Praktikumssaal vermutlich.

Dem Türschild entnimmt Thomas, dass seine Straßenbahnbekanntschaft Privatdozentin ist. Frau Schulthofen telefoniert gerade und bedeutet ihm hereinzukommen, das Telefonat sei gleich zu Ende. Sie weist auf einen zweiten Stuhl, und mit einer Handbewegung gibt sie zu verstehen, er möge sich bitte selbst helfen und die Sitzfläche freiräumen. Auf dem Stuhl liegt eine dicke, abgewetzte Schwarte. In den dunkelblauen Kunstledereinband ist in silbernen Buchstaben eingepreßt: *Neuropharmacology*.

Dass Frau Schulthofen eine Brille trägt, war Thomas bisher nicht aufgefallen. Auch sieht sie in ihrem Kittel ganz anders aus, als er sie von der Straße her kennt. Fast so blass wie ihr Kittel wirkt sie, keine Spur von Lippenstift, kein Eye-Liner, kein Rouge, Mittelscheitel, die Haare hängen glatt herunter – nichts, um das Auge eines Mannes zu erfreuen. Oder das von anderen Frauen zu ärgern. Der Raum ist klein, eine Art Denkwelle. Wo immer sich Platz gefunden hat, liegen Stöße von Kopien aus Fachzeitschriften, von Manuskripten, Vordrucken, Heftern, Sonstigem. Die Zimmerwand ist ringsum bis zur Decke mit Regalen ausgestattet. Ein paar Bücher sind zu Gruppen zusammengestellt, daneben Firmenkataloge, da und dort kleinere Geräte oder Teile davon, deren Verwendungszweck Thomas noch nicht einmal erraten kann. Überall sind Merktettel angepinnt. Der Schreibtisch aber wirkt aufgeräumt. Ein gerahmtes Foto zeigt die Inhaberin mit lachend aufgerissenem Mund und einer Sektflasche in der Hand. Neben ihr ein etwa gleichaltriger Mann, mit

Papierschlängen behangen und auf dem Kopf ein spitzes Hütchen. Auf dem Fensterbrett ficht ein Alpenveilchen ums Überleben, ohne Chance, wie es scheint.

Frau Schulthofen trommelt mit den Fingernägeln auf die Tischplatte und ruft dann ins Telefon: »Mehr und mehr sage ich mir, ich sollte den ganzen Mist hinschmeißen! Wegen so paar Viechern! Okay also, Ihr Wille ist mir Befehl!« Knallend legt sie den Hörer auf und wendet sich Thomas zu:

»Entschuldigung, Herr Wisweh, ich weiß, ich weiß, Neurotheologie, aber das muss ich jetzt erst mal loswerden. Sie können sich kaum vorstellen, wie uns von der Administration mitgespielt wird. Leute wie Sie, die ohne die Experimentiererei auskommen, ahnen vermutlich noch nicht einmal, wie nervtötend das ganze Drumherum hier ist. Ich will gar nicht vom Geld reden, um das wir ständig fechten müssen.«

»Kann ich mir denken, die vielen Geräte ...«

»Nein, allein schon die irrsinnigen Bestimmungen, die uns die Behörden und die Verwaltung aufs Auge drücken. Gerade ging es um Tierversuche, mit denen wir laufende Untersuchungen ergänzen müssen. Die waren ursprünglich nicht geplant, und nun ist der Teufel los. Wegen fünfzig Mäusen muss ich zehn Seiten Papier ausfüllen. Nicht nur wozu ich die brauche, die Viecher, nein, ob es nicht auch weniger Mäuse sein könnten, und warum es Zellkulturen nicht auch tun. Und dann noch muss für jede Piep-Maus angegeben werden, weshalb diese Behandlungsart und nicht eine andere, wie lange und was danach.«

»Was soll ich da sagen?! Aber mal ehrlich, tun Ihnen die armen Viecher nicht leid?«

»Ach herrje, Leid, Herr Wisweh, Leid kann einem nur tun, was zu Leid fähig ist. Keine Frage, Mäuse können Schmerz empfinden. Wir unterlassen auch wirklich nichts, um den Tieren Schmerz zu ersparen. Da wird mit Patienten viel weniger zimperlich umgegangen. Ja, und ob Tiere ..., also Tiere vom geistigen Entwicklungsstand einer Maus, überhaupt in der Lage sind zu leiden, wie wir das von uns Menschen kennen, möchte ich aus guten Gründen bezweifeln.«

»Aber ...«

Frau Schulthofen hebt abwehrend die Hand:

»Wissen Sie, Leidenschaft setzt Einsicht voraus, wie ich sie höheren Affen zum Beispiel gerne unterstellen will, nicht aber Mäusen oder Ratten, unseren üblichen Versuchstieren also.«

»Frage mich, ob Zehn- oder gar Fünfzehn-Stunden-Flüge, touristenmäßig zusammengefaltet in der Karnickel-Klasse, ob die überhaupt ...«

»Tatsächlich«, lacht die Schulthofen, »für Tierversuche solcher Art kriegten wir nie und nimmer eine Genehmigung!« Dazu lässt sie ein helles, girrendes Lachen hören. »Heuchlerisch, das Ganze! Die wilden Verwandten unserer Versuchstiere, nicht wahr, die dürfen ohne weiteres durch Giftköder umgebracht werden. Grässlich, wie ein solches Tierchen am Rattengift verreckt!«

Frau Schulthofen macht eine entschuldigende Geste, von wegen »verrecken«. Thomas weicht ihrem Blick höflich aus und antwortet mit einer abwinkenden Handbewegung.

»Oder eine Maus, wenn ihr von einer Schlagfalle die Vorderpfote abgeklemmt wird und sie dann so lange zappelt, bis sie vor Erschöpfung stirbt. Jeder Ochse«, hier wieder lächelt die Kollegin, um Nachsicht bittend, » ... nun, jeder Laie darf solche Fallen kaufen und in seinem Schuppen aufstellen. Aus der Diktion der Tierschutzgesetzgebung kann man ablesen, dass die da oben«, sie zeigt dabei auch wirklich nach oben, »dem Druck der schlecht informierten Massen beflissen folgen, die ja soo tierlieb sind. Allerdings, wenn es diesen Tierfreunden um ihr Grillsteak geht oder um die Leberwurst, ist das plötzlich alles was ganz anderes.«

Die sprachliche Intelligenz soll bei Frauen im Schnitt deutlich höher sein als bei Männern, fällt Thomas ein, kürzlich in einem Wissenschaftsmagazin gelesen zu haben. Vor allem, was den Sprachfluss und die Schnelligkeit in der Wortfindung anbelangt.

»Tja, Frau Schulthofen ...«, will er auf den eigentlichen Anlass zu sprechen kommen.

»Warum, Herr Wisweh, verbietet man denn nicht viel eher den Jägern, auf die armen Hasen, Rehe und Hirsche zu ballern, und das mit Lust, List und Tücke.«

Ständig ist die Schulthofen in Bewegung. Bald schraubt sie ihren Kugelschreiber auseinander und wieder zusammen, bald greift sie sich ins Haar, dann wieder steht sie plötzlich auf und sucht etwas in einem Stoß von Zetteln, oder nur, um sich zu vergewissern, ob das

Heizungsventil auch wirklich zugeschraubt ist. Thomas' Blick fällt auf ein Buch, das vor ihm im Regal liegt und auf dem ein brauner Ring von der Hinterlassenschaft einer Kaffeetasse zeugt, die ihre Untertasse nicht rechtzeitig gefunden hatte.

»Diese edlen Waidmänner, Fettwänste, die mit ihrer Schnapsflasche die halbe Nacht in einem Hinterhalt hocken ...«

»Da gibt's aber auch andere, die ...«

»Egal, in Kauf nehmen die, dass sie ihr Opfer nur anschießen, und das arme Tier dann irgendwo im Dickicht grausam verenden muss. Erst recht das Schächten, bloß wegen der Religionsfreiheit – na ja, also ...« In den Mundwinkeln der Schulthofen zeigen sich Reste von angetrocknetem Schaum. »Und hier bei unseren Labortieren, nicht wahr, da müssen wir für jeden Piep in umständlichster Form Genehmigungen einholen. Das ist Doppelmoral, das ist – machen wir uns doch nichts vor, Herr Wisweh –, das ist Ausdruck einer allgemeinen Wissenschafts- und Fortschrittsfeindlichkeit. Die Kranken haben das mit Leib und Leben zu bezahlen, wenn sie vergeblich auf neu zu entwickelnde Therapien warten müssen.«

Thomas fragt sich, ob die quirlige Kollegin ihren Ehemann genauso in die Zange nimmt. Ist sie überhaupt verheiratet? Thomas pariert mit einer Mischung aus Kopfnicken und Achselzucken und nutzt nun eine kurze Atempause, um zum Punkt hin zu lenken. Er möchte von der Hirnforscherin wissen, was sie mit dem Begriff *Neurotheologie* verbindet.

Offenbar kann die Kollegin damit nicht viel anfangen. Sie glaubt, davon schon gehört zu haben, auch in irgendeinem Nachrichtenmagazin hätte sie da mal was gelesen, oder war es in »Science« oder in »Nature«? Im Prinzip ginge es wohl, ja da sei sie sich ziemlich sicher, um Gott im Gehirn ..., wie er ...

Thomas kommt ihr entgegen und erzählt, was er dazu bereits weiß. Frau Schulthofen nickt immerfort bestätigend, aber nur um sich zu einem langen Exkurs über Nervenzellen, Membran-Elektrizität, Kaliumpotenzial und Synapsen auszubreiten.

Thomas fällt es schwer zuzuhören. Fragmente einer Sprache, in der er sich nicht auskennt, dringen in sein Ohr und finden keinen Ort zum Festmachen: Transmitter, Rezeptorliganden, transmembranale Proteine, neuronale Netze, Feedback ... Mehrere Bögen Papier verbraucht die Kollegin, um zu skizzieren, was da »so schwer gar nicht

zu begreifen« sei. Immer wieder steht sie auf, um bald im Internet, bald in irgendwelchen Büchern nach Abbildungen zu suchen. Thomas sitzt verkrampt auf seinem Stuhl. Begriffe, deren Bedeutung er gerade noch erahnt, werden durch neue Begriffe verschlungen, und diese wieder durch andere. Er weiß nicht, wie viel Zeit derweil vergangen ist, auf jeden Fall viel – und er traut sich auch nicht, auf seine Uhr zu schauen. Durch regelmäßiges Nicken und verständnisvolle Miene versucht er, seinen Verständnismangel zu kaschieren. Klarer als vor dem Vortrag ist ihm, dass das Gehirn eine diffizile Sache ist, hoffnungslos kompliziert. Bislang ahnte er gar nicht, was er alles nicht weiß. Positiv gewendet, ihm ist, als ob gerade mal sein Verständnis-*Mangel* an Niveau gewonnen habe.

Viel mehr hätte ihn zum Beispiel interessiert, auf welche Weise denn das, was wir mit unseren Augen sehen, vom Gehirn selbst gesehen wird. Es kann doch wohl nicht sein, dass da in unseren Hirnwindungen Bilder abgelegt werden, und wenn schon, wie sieht denn dann das Auge aus, das diese Bilder betrachtet? Gibt es überhaupt so ein inneres Auge? Ist es dasselbe, mit dem wir träumen und manche Menschen Gott schauen, oder mit dem wir Personen gewahr werden und Szenerien, die es real gar nicht gibt, Schneewittchen, das himmlische Paradies, die Hölle?

Thomas traut sich nicht, diese Fragen zu stellen oder gar noch einmal auf sein eigentliches Anliegen zurückzukommen, so sehr fürchtet er einen neuerlichen Vortrag. Frau Schulthofen scheint schließlich selbst zu ermatten und meint, so jedenfalls oder so ähnlich würde im Grundsatz das Gehirn funktionieren, ganz gleich, ob es sich um Sehen oder Hören, um eine Bewegung, ein Gefühl oder um einen Gedächtnisvorgang handele. Und so, und genau so, müsse er sich die Repräsentation von Gott im Gehirn vorstellen.

»Egal also«, versucht er ein Resümee, »egal, ob es sich um Gott oder um, ähm, die Kaffeetasse hier handelt oder um den Erlkönig? Ein einziges Wunder, dass da unser Gehirn nicht völlig durcheinander kommt!«

»Sie haben es erfasst, Herr Wisweh. Es ist auch für unsereinen ein Wunder!« Ob vielleicht noch etwas unklar geblieben sei?

Thomas hebt die Hände und beteuert, er hätte nun ungeheuer viel Stoff zum Nachdenken. Charmant bedankt er sich, versichert, dass alles sehr interessant gewesen sei, sie ihm außerordentlich geholfen

habe und verlässt das Institutsgebäude weit rascher, als er es Stunden zuvor betreten hatte.

An seinen Schreibtisch zurückgekehrt, mustert Thomas die Berge von Büchern und Heften, die sich dort drüben auf dem langen Arbeitstisch türmen. Ein Teil davon sind Quellenauszüge für den Beitrag über das ausgehende Mittelalter in Süddeutschland. Wenn es nach Dinkelbach ginge, müsste er damit längst fertig sein. Die anderen Sachen, weit umfangreicher noch, hat er sich für das neue Projekt besorgen lassen. Fron ist das, sagt er sich, dieses ganze Leben ein einziges Pensum zum Abarbeiten. Natürlich hätte ich mir auch ein anderes Thema aussuchen können, zum Beispiel das Projekt, mit dem ich ursprünglich weitermachen wollte, technische Innovationen in mittelalterlichen Gründungsstädten. Eine echte Alternative, vor allem weit besser überschaubar. Auch Dinkelbach schien davon angetan.

Aber die Frage, was religiöser Fanatismus in der Menschheitsgeschichte angerichtet hat und anrichtet, da steckt Brisanz drinnen, Sprengkraft! Erleuchtung, Offenbarung, göttliche Eingebungen. Natürlich ist dabei nicht nur an Buddha oder Jesus zu denken, oder an Leute wie Pascal, Paracelsus und Dostojewski, van Gogh und Salvador Dalí, nein, bitte, auch an die Selbstmordattentäter von heute. Vielleicht verfügen diese Typen alle zusammen über ein Gehirn, das sie Gott besonders intensiv wahrnehmen lässt, einerlei ob Fakt oder Fiktion. Die Umstände mögen verschieden sein, selbstverständlich, und auch die historische Wirksamkeit. Aber das genau ist der Stoff, mit dem man groß rauskommt! Was ich brauche, ist ein ordentlicher Mitstreiter unter den Hirnforschern. Und dann, dann wollen wir mal sehen, wie lange noch sich der freundliche, bescheidene Kollege aus dem Osten triezen lässt, von Dinkelbach und seinesgleichen. An die aufgeblasenen Figuren im Vorstand der Fachgesellschaft muss Thomas denken.

In seinem Schreibtischsessel hockend, streckt er die Arme weit von sich und verschränkt die Finger ineinander, bis es in den Gelenken knackt – ein Exerzitium aus seiner Kindheit. Geschenkt wird nichts, mein lieber Wisweh, arbeiten musst du! Das Paradies haben Adam und Eva nur deshalb verloren, *weil* es ihnen geschenkt wurde.

Dem Bücher- und Zeitschriftenturm, auf den er dabei blickt, liegt die Bibel obenauf. Kurz zuvor hatte er darin herumgeblättert, als er in

der Apostelgeschichte nach der Stelle suchte, wo berichtet wird, wie Saulus eine Vision hatte. Saulus, ein Vertreter des reinen jüdischen Glaubens und ein hartnäckiger Christenverfolger. Auf einer Reise von Jerusalem nach Damaskus befand er sich, als ihn plötzlich ein Licht vom Himmel umstrahlte. Der wiederauferstandene Christus erschien ihm, und Saulus mutierte zu Paulus, zum überzeugten Christen. Könnte ein epileptischer Anfall gewesen sein, war in einem Internetbeitrag zu lesen.

Das Bild von Jeanne d'Arc drängt sich Thomas auf, wie sie ihren göttlichen Visionen folgend Frankreich vor den Engländern rettete. Und wie viele Menschen sind es heutzutage, die da wähnen, mit Gott auf Du und Du zu stehen. Und wie viele »glücklich Erleuchtete« gibt es in den psychiatrischen Anstalten? Oder auf den Chefetagen. Oder in der großen Politik? George W. Bush behauptete ja, bei seinem Entschluss zum Irak-Krieg Numero Zwei sei er einer göttlichen Eingebung gefolgt. Und wo in seinem Gehirn hat es da geblinkt? War es dieselbe Stelle wie bei der Jungfrau von Orleans?

Es klopft. Ob er noch irgendetwas brauche, fragt Frau Gänsecke, sie habe jetzt Feierabend. An den morgigen Geburtstag von Marlies, seiner Mitarbeiterin, möge er doch bitte denken und an den Vorlesungstausch, er wisse ja. Die Sekretärin hat sich stadtfrein gemacht, graues Kostüm, rosa Halstuch, Rouge neu aufgetragen – genormter Chic. Adrett, wie man früher so sagte.

»Danke für heute, machen Sie's gut, Frau Gänsecke!« Aus einer plötzlichen Laune heraus fügt Thomas bedeutungsvoll zwinkernd noch hinzu: »Verwöhnen Sie mal ihren Mann so richtig, einen romantischen Abend also!«

»Und Sie selbst, an wen haben Sie denn heute Abend gedacht, Herr Professor?«, gibt sie keck zurück. »Nein, nein, immer nur diese Wissenschaft, da würde ich doch glatt vertrocknen! – Tschü-üss!«

Thomas winkt ihr kurz zu, und dann ist er mit sich wieder allein. Bin ja gespannt, womit Aileen heute Abend aufwartet. Sollte ich mal richtig auf den Busch hauen und mit Fliege angeschwirrt kommen, die mit dem Paisley-Muster, die Astrid so mochte? Vor ihm aufgeblättert liegt die Zeitschrift mit dem Aufsatz *The Ryoanji Temple in Kyoto and the Myoshinji School of the Rinzaï Branch of Zen Buddhism*. Fünfzehn

Steine, die mit konzentrischen, in den Kies geharkten Kreisen umgeben sind, bilden das Medium zur inneren Sammlung. Thomas ruckelt sich in eine bequeme Lage und versucht, das Meditieren selbst hinzukriegen. Nicht gerade im Lotussitz, viel zu anstrengend, nein einfach so, ganz entspannt eben. Relaxt. Ruhig. Ruh-uh-ig. Gaanz ruh-uh-ig ...

Erstaunlich, wie viele verschiedene Dinge ihm gleichzeitig durch den Kopf gehen. – Noch ruhiger, noch viel ruhiger, gaanz ruh-uh-ig! Je mehr er sich um Konzentration bemüht, umso schneller springen seine Gedanken und umso deutlicher macht sich in ihm animalischer Hunger breit. Er gibt auf.

Hastig sucht Thomas in allen möglichen und selbst in unmöglichen Fächern herum, nichts. Die Müsli-Riegel im Schreibtisch? Nur noch paar Krümel. Das Telefon erwacht: Eine Studentin entschuldigt sich mit flatternder Stimme für das morgige Hauptseminar. Ihre Großmutter wäre plötzlich erkrankt, sie könne daher den Vortrag leider nicht halten. Ob er, der Herr Professor, das bitte einsähe. Die Studentin klingt sehr leidend, als ob sie selbst die kranke Großmutter sei. Gleich darauf meldet sich das Telefon wieder:

»Ja, ... Aileen?... Holla! ... Ja, ja, ich freue mich ... – Ach. Ach nein, das tut mir aber leid ... Nein, nein, natürlich verstehe ich das. Um Gottes willen, nein. Fahre ..., fahre hin! Selbstverständlich! ... Und alles Gute für deine Mutter ... Übermorgen? Ja, gern, natürlich. Bis Sonnabend also!«

Thomas merkt fast körperlich, wie seine Stimmung zu Boden geht. Aileens Mutter sei auf der Treppe gestürzt, der Knöchel täte ihr weh, aber wohl nichts gebrochen. Dennoch müsse sie hin, fände sonst keine Ruhe. Etwa dreißig Kilometer mit dem Auto.

»Tut mir leid, lieber Thomas. Wirklich. Übermorgen bin ich wieder zurück. Und du?«, lächelt sie ins Telefon.

»Ich?«

»Hhm?« Nach einer kleinen Atempause: »Wirst du dich in der Zwischenzeit bei deiner Ivonne ausweinen?«

Gerade wollte er bestätigen, was ihm da in den Mund gelegt wurde, aber er lenkte um:

»Nein, bei meinem Psychiater!«

8

Thomas empfindet sich durchaus als Stadtmensch, doch dann und wann zieht es ihn hinaus, irgendwohin, Hauptsache Natur. Heute zum Sonnabend ist es wieder so weit, sein Kopf soll auslüften. Mit seinem betagten Alfa-Romeo geht es die gut asphaltierte Ausfallstraße entlang. Die Häuserfronten lockern sich auf, herausgeputzte Vorgärten, eine Gartenkolonie, eine Baumschule ziehen vorüber. So sehr er das Grün liebt, Gärten mag er nicht, Karikaturen der Natur sind das. Dann Felder, unterbrochen durch kleinere Waldstücke.

Die Luft ist auffallend klar, blauer Himmel und Schönwetterwolken, ein freundlicher Frühlingstag. Rechter Hand eine aufgegebene Lehmgrube, Schienenreste, Bauschutt, der von frischem Grün überwuchert wird. Inmitten des Ödlandes ein ausgedienter Bagger. Früher mal hatte er seine gefräßigen Hauer in die Natur gegraben. Doch die hat gewonnen, als Pockenkrankte, mit lauter Narben.

Weit vorn, mitten auf dem Asphalt, sitzt ein großer Vogel. Unwillig fliegt er auf, schaukelt im Wind. Ein Milan, ein Roter, durch den tief gegabelten Schwanz für Thomas leicht zu erkennen. An einem platt gefahrenen Hasen hatte er sich zu schaffen gemacht.

Im Hintergrund immer der Gedanke an den heutigen Abend. Erst kommt Aileens Mutter zu Besuch, dann ist was mit ihrem Knöchel, und heute ...? Sie hält mich für blöd, die smarte Aileen! Thomas merkt, wie sich das Blut in seinem Kopf staut. Kurz entschlossen fingert er nach seinem Handy, das neben ihm auf dem Beifahrersitz liegt, zwei Tasten und Ivonnes Nummer zeigt sich auf dem Display. Es tutet. Ewig. Kein Anrufbeantworter.

Das Flirren von Licht und Schatten lässt Thomas' Gedanken tanzen. Gott, eine Hirngeburt? Eigentlich ein derber Affront. Kann man denn darauf vertrauen, was diese Neurotheologen da behaupten? Die Meinungen scheinen geteilt zu sein. Noch gründlicher muss er recherchieren, die Palette an Suchwörtern erweitern, zum Beispiel unter Spiritualität und Erleuchtung nachgucken, unter *spirituality* und *enlithenment* ... Thomas saugt die Luft durch die Zähne, die Kurve war steiler, als sie aussah.

Der Wald wird zusammenhängender. Schließlich biegt Thomas in einen Fahrweg ein, parkt sein Auto so weit wie möglich zu dessen Rand hin, hängt sich sein Fernglas um und spaziert drauflos. Ohne besonderes Ziel, einfach nur gehen, gucken, atmen. Überall Vogelgesang. Viele ihrer Stimmen kennt er. Schon als Schüler hatte es ihm die Ornithologie angetan, und noch heute pflegt er das Hobby, wann immer sich die Gelegenheit bietet. Es dauert auch nicht lange, da vermeint er, den dünnen Ruf einer Haubenmeise zu hören. Nein, eine Tannenmeise ist es, durch das Fernglas klar zu erkennen: weißer Fleck am Hinterkopf, der Kohlmeise ähnlich, aber kleiner. Und keinerlei Gelb im Gefieder. Öfter schon gesehen, die Tannenmeise, das Wiedersehen macht trotzdem Freude.

Gleich nach den ersten hundert Metern fühlt sich Thomas gelockert. Gewöhnlich beherrscht ihn eine – wie hieß es doch neulich in der Apothekenzeitung? – eine »chronische psychomotorische Unruhe«. Millionen von Menschen würden darunter leiden. Leiden? Er nicht, im Gegenteil, die Unrast ist ihm eine wichtige Triebfeder. Aber gewiss lebt es sich angenehmer, ohne ständig bis zum Anschlag aufgezo- gen zu sein.

Sein erster Berufswunsch war Förster. Vielleicht hätte das besser zu ihm gepasst. Den ganzen Tag an der frischen Luft – Wald, Tiere. Zufälle sind es, die darüber entscheiden, wie im Leben Weiche für Weiche gestellt wird. Und wohin das Gleis führt, auf das man dann geraten ist. Und wo und wie es endet. Wie tiefsinnig Aileen bei diesem Gedanken wurde! Eine andere Weichenstellung, und er, Thomas, hätte einen Sieben- oder Achtstunden-Tag, massig Freizeit oder wenigstens bezahlte Überstunden. So sind es täglich zehn, manchmal zwölf Stunden. Und am Wochenende kann er seinen Job auch nicht einfach an den Nagel hängen.

Jetzt aber, befiehlt er sich, atmen, nichts von all dem an sich ranlassen! Keinen Gedanken an Aileen und kein neuer Versuch, Ivonne zu erreichen. Nur Natur. Viele können kaum noch was mit der Natur anfangen. Nichts zu kaufen gibt es da, nur langweiliges Grün und lauter Ungeziefer. Gerade mal zum Joggen mag sie taugen, die Mutter Natur. Und das auch nur bedingt, die Duschen fehlen, nirgendwo Getränke-Automaten. Nein, er, Professor Gottwin Thomas Wisweh, er joggt nicht, er wandert. Als Beamter, wie er einer ist, wenn auch nur auf Zeit, sollte er eher schreiten, maßvoll schreiten. Und nachmittags Punkt

vier nach Hause gehen. Wie zum Beispiel die da von der Oberfinanzdirektion, die in dem Glas-Beton-Klotz ganz in der Nähe seines Institutes. In der dunklen Jahreszeit gehen dort Punkt vier die Lichter aus. Die Tussis vom Kraftfahrzeug-Meldeamt fallen ihm ein. Zwei Stunden haben die ihn warten lassen, kürzlich, als er einen neuen Führerschein brauchte. Natürlich sind die gar keine Beamtinnen, die tun nur so. Aber öffentlicher Dienst.

»Di-di-di-di-di die --Würzgebühr« – ein Buchfink singt ganz in der Nähe. Wie sich das Lied in die Menschengsprache übertragen lässt, hatte ihm sein Vater verraten. Noch ein kleiner Junge war er damals. Vater liebte die Natur. Wieder schmettert es: »Di-di-di-di die --Würzgebühr«. Jetzt auch sieht er den Urheber. Zehn, fünfzehn Meter vor ihm sitzt er auf einem Zweig am Stamm einer Fichte. Behutsam nähert sich Thomas. »Di-di-di-di...«, die »Würzgebühr« schenkt sich der Vogel, fliegt auf und lässt noch kurz das Weiß im Flügel blinken. Weg ist er, ab in den dunklen, dunklen Tann.

Öffentlicher Dienst – die Leute in den Forschungslabors und die an den Uni-Kliniken gehen Thomas durch den Kopf, auch seine beiden Doktorandinnen, die Marlies und die Gitte. Angestellte sind sie, genauso öffentlicher Dienst wie er und die da mit den Führerscheinen. Doch mit einer halben Stelle müssen sie sich zufriedengeben, seine beiden »Pferdchen«, wie er sie liebevoll nennt. Und dafür arbeiten sie fünfzig und sechzig Stunden die Woche, bei halbem Gehalt! Ein Arbeiter von der Müllabfuhr oder eine Ticketabreißerin kriegen glatt das Doppelte. Das bewährte Prinzip der Selbstausbeutung ist es, was die Leute mit befristeten Arbeitsverträgen antreibt. Nur bei entsprechender Leistung besteht Aussicht auf einen nächsten Job, und dann vielleicht auf eine Vollzeitstelle. Thomas kennt einen jungen Naturwissenschaftler – im selben Haus wohnt er, schräg unter ihm –, der sechzig und siebzig Stunden pro Woche malocht, irgendwo an der Medizinischen Fakultät. Und bei welcher Perspektive! Ein Leben lang mal hier, mal dort ein Zeitvertrag, wenn überhaupt. Er selbst, Thomas, hat seinen Hals in derselben Schlinge, wenn auch als Professor, als scheinbar Arrivierter. Die Nachrichten im Autoradio brachten es vorhin: Metallstreik. Die wollen für ihren – unbefristeten! – Fünfunddreißig-Stunden-Job noch mehr Geld. Und das demnächst für einen Achtundzwanzig-Stunden-Tag!

Mozarts Kleine Nachtmusik ertönt, *Ivonne* steht auf dem Display!

»Hallo, Ivonne! Ich hatte versucht ...«

»Ja, ich weiß«, kommt es von ihr. Wie vertraut ihre Stimme klingt, dunkel ist sie, immer schwingt ein Fragezeichen mit. »Wie geht's dir denn?«

»Wie's geht, wollte ich eigentlich von dir wissen.«

»Ach, na ja.«

»Das solltest du mir mal genauer erzählen.«

»Ja?«

»Wir könnten uns mal wieder treffen. Wenn dein Egon nichts dagegen hat.«

»Egon?«, kichert es aus dem Apparat. »Gregor heißt er doch. Wann denn? Heute?«

In Thomas blinkt das Alarmzeichen: »Heute passt's nicht so gut. Aber morgen?«

»Ja?«

»Im *Amabile*? War doch sehr gemütlich dort, letztens.«

»Wenn du meinst.« Typisch Ivonne, nie weiß man, woran man mit ihr ist.

»Morgen um sieben, okay?« Thomas gibt sich den Anschein von Eile, bittet noch, sie möge ihn nicht so lange warten lassen, und wieder ist er mit der Natur allein. Hadernd, ob das soeben eine gute Idee war.

Ein Schuss in der Ferne. Womöglich hat gerade einer von Frau Schulthofens Ballermännern einem Reh den Hinterlauf weggeschossen. Thomas bückt sich, eine Gruppe mittelgroßer brauner Pilze sprießt aus einem Baumstubben. Einen pflückt er ab. Glänzend schleimig ist der Hut, Lamellenfutter. Riecht gut. Doch ihn zu kosten, getraut er sich nicht. Wer weiß, vielleicht doch giftig. Beim Aufrichten knackt es in den Gelenken. Sport sollte er treiben, viel mehr, keine Frage. Aileen geht bestimmt zum Fitness-Training, so wie sie aussieht. Alle machen das. Auch Arbeiter, die heutzutage ja bloß noch Knöpfe drücken.

Thomas hat die Fichtenzone hinter sich gelassen. Eichen, Eschen, Buchen, Hainbuchen bestimmen den Wald, Ebereschen säumen den Weg. Linkerhand eine große Wiese. Bunt ist sie, keine von diesen eintönigen Fettwiesen, wie es die Agrarökonomie diktiert. Manche der Blumen kennt er. Sein Vater hatte ihm früh schon – noch nicht einmal in die Schule ging er – die Namen von Pflanzen beigebracht. Soweit er sie selbst kannte. Heute, hin und wieder, schaut Thomas in seinen

Pflanzenatlas, um die Namen aufzufrischen. Das Rot des Klatschmohns, herrlich, wie sich die Farbkleckse über die ganze Wiese verteilen. Oder ist es der Saatmohn? Oder der Sandmohn? Rot blühen alle drei, zum Verwechseln ähnlich. Van Gogh wäre es egal gewesen, hier hätte er seine Staffelei aufgestellt, paar Kleckse mit dem Pinsel, und sein roter Mohn hätte die Welt einmal mehr verzückt.

Vieles streift seinen Blick nur, bei manchem aber verharret Thomas. Vor seinen Füßen der Natternkopf. Er bückt sich, um die strammen, borstigen Blütenstände genauer anzuschauen. Rosa die Knospen, auch die ganz jungen Blüten, und blau, kräftig blau, die älteren. Ihr Griffel ist in zwei Enden gespalten. Wie die Zunge einer Natter.

Thomas schreitet wieder kräftig aus. Am Wegrand nun Brombeergebüsch, hier und da die staksigen, graugrünen Stängel der Wegwarte, noch ohne Blüten. Rechterhand zum Wald hin Massen von Wiesenkerbel. Wie sich seine Mutter, als sie mal wieder gemeinsam spazieren gingen, vom Vater hatte schwören lassen, dass es nicht etwa der giftige Schierling sei. Ein paar Blätter nahm sie dann mit. Zu Hause hackte sie diese mit dem Wiegemesser klein und mischte die tiefgrüne Masse in die Butter, den Rest in den Quark. Vater meinte, er wollte zunächst alleine probieren und mampfte Mutters Kräuterbutter-Kräuterquark-Brote mit Todesverachtung hinter. Selten habe ihm etwas so gut geschmeckt. Allerdings war er auffällig schnell satt und hatte die Reste dann irgendwie verschwinden lassen.

Vor Thomas' Füßen fliegt ein Insekt auf und setzt sich ein paar Meter weiter wieder mitten auf den Weg. Langer, zugespitzter Hinterleib, braun und rötlich. Suchend irrt das Tier umher und zuckt dabei ständig mit den Flügeln. Und schon fliegt es ein Stück weiter. Was es so alles gibt. Hinschauen muss man, sehen muss man können. Wie viel tausend Insektenarten, meinte doch der Clemens, leben allein in Deutschland? Man sollte von dieser Welt geistig mehr erfassen als die Kuh von der Botanik, die sie mit Wohlbehagen frisst. Einstein hatte das so oder so ähnlich gesagt. Was eigentlich wusste er denn, der große Denker, von der lebenden Natur? Hatte die je sein Auge beschäftigt?

Das Handy meldet sich. Hastig fingert Thomas seine Taschen ab. Ivonne noch mal? – Aileen ist es! Freudig klingt ihre Stimme, Mutter ginge es leidlich, sie selbst sei auf dem Rückweg und ganz in Erwartung eines schönen Abends.

Rennen muss er jetzt, oder noch besser: singen. Leise zunächst, dann immer lauter werdend: »Dona Nobis Pacem«. Das Stückchen Mozart kennt Thomas noch aus der Schule. Sein Herz berührte es schon damals, auch wenn die Sangeskunst nie zu seinen Vorzügen gehörte. Nur die drei Wörter waren zu lernen, und die wiederholt er nun mit allen ihren melodischen Wendungen. Wie ein Geigenbogen überstreichen sie seine Seele.

Thomas hat sich doch ermannt, Fliege zu tragen. Wie damals in der Tanzstundenzeit beim ersten Stelldichein, so fühlt er sich. Um sein Lampenfieber zu kaschieren, wollte er lieber zehn Minuten später als verabredet kommen. Was es nur ist, das mich bei ihr so anspringen lässt, fragt er sich. Muss ihre Art sein, in der sie mit mir umgeht. So selbstsicher. Und nun will sie mich bekochen, sich zur Dienstleisterin machen. Alles Berechnung. Sie appelliert an uralte Instinkte, solche, die auch schon bei den Jägern der Altsteinzeit funktionierten. Nach Tagen des Umherziehens von der Holden mit einem liebevoll zubereiteten Irgendetwas empfangen werden, ließ auch damals schon das Herz des Mannes hüpfen. Es hat die Paarbindung bestärkt und die Tendenz hin zur Monogamie. Wenn eben auch nur die Tendenz.

»Hallo?« klingt Aileens Stimme aus dem Lautsprecher, als er an der Haustür klingelt.

Thomas räuspert sich: »... Äh, Ihre Bestellung, bitte!«

»Okay, Tommy, schön, komm hoch.« Der Summer ertönt, und rasch zieht er seinen Kamm hervor, um den sterzelnden zweiten Wirbel zu glätten.

Das Haus ist von der nobleren Art. Marmor, das Geländer aus dunklem Holz, gedrechselt und geschnitzt, hohe Flurdecke, Messing-Kandelaber. Hier zu wohnen, kann sie sich offenbar leisten.

»Hmm, man hört das Abendmahl bis hierher duften, und der Duft riecht gut!« ruft Thomas Aileen entgegen, die ihn am oberen Treppenabsatz erwartet. Eine ganz andere Aileen ist es. Sie trägt ein hellblaues Abendkleid, dazu als Kette und Armreif einen schweren Silberschmuck. Noch auf dem Treppenabsatz umarmt sie ihn, während ihr Mund zu einem kurzen Kontakt den seinen sucht. Artig überreicht er seine Blumen und bedankt sich für die Einladung mit einer etwas missglückten Verbeugung.

»wir müssen uns beeilen«, sagt Aileen, »seit einer viertel Stunde ist alles fertig. Ich habe Karten für einen Klavierabend besorgt, Chopin! Freust du dich?«

Auch gut. »Wirklich bezaubernd, die Idee.«

Während sein Kompliment verströmt, fragt er sich, hat sie nun voranzugehen, sie als Dame, oder er als ihr Gast? Aileen lässt ihm gar keine Wahl und schiebt ihn sanft durch die Eingangspforte hinein in ihr Heiligtum.

Auch hier Stil: Der Boden ausgelegt mit einem weichen Material, blaugrau, an der Wand ein übermannshoher Spiegel im Silberrahmen, der Garderobenschrank von schlichter Eleganz. Wie dämlich, gerade wollte er anbieten, seine Schuhe auszuziehen, Kleinbürger, er! Sie hingegen hat das Zeug zur Grande Dame. Doch steht ihr das Legere, in dem er sie kennengelernt hat, nicht weniger gut.

Aileen stöckelt voraus ins Wohnzimmer, ihre Pumps farblich vollendet zum Kleid passend. Vom Tisch her strahlen Kerzen, eine Wandlampe sorgt für zusätzliches Licht. Im Halbdunkel erkennt er das Mobiliar, dunkles Holz, Glas. Zwei Wände sind mit Bücherregalen ausgefüllt, die bis zur Decke reichen. Leise Klaviermusik. Thomas versucht, sich ungezwungen zu geben.

»Oh, ich werde bis auf meine ältesten Tage hin dieses Anblicks wonnevoll gedenken«, tönt er mit Blick auf den einladend geschmückten Tisch und schmunzelt selbstgefällig über seine barocke Ausdrucksweise.

Aileen verkündet, es sei angerichtet und bittet mit einem Hofknicks zu Tisch. Beim Hinsetzen rammt Thomas das Tischbein, und fast wäre sein Weinglas umgefallen, hätte Aileen nicht zirkusreif reagiert. Doch sogleich findet die Gastgeberin in die gespielte Förmlichkeit zurück und verweist mit einer gefälligen Handbewegung auf *Insalata Frutti di Mare*, auf *Fritto Misto di Pesce* und *Caponata*. Dazu bietet sie Bruschetta an, der, wie sie betont, der eigentlich obligatorische Knoblauch fehle. Sie wollten schließlich noch ins Konzert. Die Rezepte hätte sie vor Jahren von einer Sizilienreise mitgebracht.

Thomas ist ausgesprochen hungrig und fällt beim Essen in eine Art Galopp. Aileens Augen begleiten die Eile, mit der er das Ergebnis ihrer Mühe verschlingt, mit einem nachsichtigen Lächeln. Erst als sie ihm das dritte Mal nachreicht, sie sich selbst aber noch beim ersten Häppchen aufhält, bemerkt er, dass er gewohnheitsmäßig einen zu hohen Gang eingelegt hat. In aller Form, die linke Hand zur Brust führend, entschuldigt er sich für die Kulturlosigkeit seiner Hast und meint mit Griff in die Bildungskiste:

»George Bernhard Shaw soll einmal gesagt haben, es gäbe keine ehrlichere Liebe als die zur Nahrung. Du siehst, Aileen, wo bei mir die Prioritäten liegen.« *Wieso eigentlich gerade beim Essen, ich Blödmann!*
»Wirklich delikat, dein Werk!«

Sie dankt mit einem Schmunzeln.

»Und je besser es mir schmeckt, umso schneller muss es gehen. Die Lust kommt ja nicht beim Kauen, sondern beim Schlucken. Ist dir das schon mal aufgefallen?«

»Ach, wie interessant«, lacht sie. »Was ich von dir noch lieber erfahren wollte, ist, also warum eigentlich hattest du Geschichte studiert? Warst du schon in jungen Jahren ...«

»Schon in jungen Jahren! Als ein *noch* jüngerer Jüngling.«

»Also gut: der noch jüngere Jüngling einst.«

»Nun, den interessierte nahezu alles, außer Mathe. Am liebsten hätte ich Biologie studiert oder Medizin, aber ..., ist ja auch egal«, winkt er ab. »Für die Geschichte jedenfalls gab mein Lehrer den Ausschlag. Oft sind es ja die Lehrer, die unsere Geschicke lenken, zumal wenn es gute Lehrer sind.«

»Es gibt auch sehr gute Lehrerinnen!«

»Ach was! Doch obwohl nur ein Mann, war dieser Lehrer, unser Geschichtslehrer, wirklich gut. Er machte klar, dass die natürlichen Fähigkeiten des Menschen seit der Steinzeit nicht mehr zugenommen haben, ausgereizt seien sie, auch die unseres Kopfes. Kinder von vor zwanzigtausend Jahren in unsere heutige Welt verpflanzt, sagte er, würden hier gar nicht auffallen, so leicht ließen sie sich integrieren. Allein die Kulturgeschichte wäre es, die wir den Altvordern voraushaben. Deren Gut an Wissen und Können hätte sich über die Jahrtausende in Form einer hohen Pyramide angesammelt, einer mit der Spitze nach unten.« Mit seinen Händen hilft Thomas nach und sieht dabei Aileen fragend an. »Und auf dieser Pyramide hätten wir gut Sitzen.«

»Klar, auf einer Pyramide mit der Spitze nach oben«, lacht sie, »da wäre ja wohl auch kein gutes Sitzen.«

»Wie klug!«, lacht auch Thomas.

»Und du meinst«, fragt Aileen mit hintergründigem Zwinkern, »ich sitze also auch auf einer solchen Pyramide? Wenn, dann ist deine doch bestimmt höher als meine. Und breiter, nicht wahr?«

»Nun hör mal gut zu«, winkt Thomas ab, »was mein Herr Lehrer damals noch gesagt hatte. Er meinte, auf die Plattform dieses Kegels ...«

»Ich dachte, eine Pyramide?«

»Dann eben eine Pyramide. Es soll Frauen geben, denen Männer aus dem Konzept zu bringen mehr bedeutet als ..., als Sex!«

»Könnte ich mir gut vorstellen.«

Und wieder ihr hintergründiges Lächeln. Dazu strafft sie ihren Körper, was die Form ihrer Brüste sehr gut erahnen lässt. Sie scheint bemerkt zu haben, wie Thomas' Augen einrasteten, und er ist sogleich bemüht, seinem Blick den Anschein von Gefühlsneutralität zu verleihen.

»Tatsächlich?«, fragt er und versucht, durch sie hindurchzusehen. »Also, diese historisch geformte Pyramide, die da über die Generationen hin aufgeschichtet wird, auf die würden wir durch die Bildung gehievt, vor allem durch die Schule, meinte er, mein Lehrer. Schon als Kinder könnten wir deshalb weiterschauen als die klügsten Leute vor uns. Es gebe nichts Interessanteres, schlussfolgerte er – und das hat mich bis zum heutigen Tage nicht mehr losgelassen –, als den Pyramidenbau in allen seinen Irrungen und Wirrungen und Windungen zu verfolgen. Genau das aber wäre Sache der Geschichtsforschung. Überlege: Nur ein Mann war er, und trotzdem diese gedankliche Tiefe!«

»Meine Geschichtslehrerin hat da leider versagt – *obwohl* eine Frau! Vielleicht war ich es eher, die da versagt hat, egal, sei froh, sonst würde ich dich jetzt zu den Irrungen und Wirrungen mal ein bisschen examinieren wollen, Herr Professor. Und zu all ihren Windungen.«

Neckisch, ihr kesses und doch versöhnungsbereites Lächeln. In ihren Wangen zeichnet sich ein Grübchen ab. Aileen wirkt heute weicher. Oder, fragt sich Thomas, macht das der Trank in meinem Leibe? Den Pferdeschwanz hat sie aufgegeben, und dafür umspielt ihr Haar es jetzt ihre Wangen.

Nach und nach – der Nachtsch und ein viertes Glas Wein stehen vor ihm – breitet sich in Thomas vom Unterleib bis hoch zum Scheitel ein Glücksgefühl aus, wie er es bisher eher selten empfunden hat.

»Ich mag dich, Aileen«, bricht es aus ihm hervor. Einer spontanen Eingebung folgend, fasst er über den Tisch hinweg nach ihren Händen.

Sie lässt es geschehen und ist sichtlich gerührt. Thomas steht auf, hockt sich an ihre Seite und umarmt sie liebevoll. Dabei küsst er ihr die Wange, die Stirn und schließlich ihren Mund. So zart es ihm möglich ist, streichelt er dabei ihr Gesicht, lässt dann seine Hand auf ihre Schulter gleiten. Als sie weiterwandern will, dorthin, wo sich die Brust zu wölben beginnt, blickt sie ihm fest in die Augen und sieht dann ausweichend auf ihre Armbanduhr:

»Tut mir leid, Tommy, wir müssen uns beeilen. Die Pianistin ist großartig. Du wirst es bestimmt nicht bereuen.« Ein Quäntchen Schuldgefühl schwingt in ihrer Stimme, als sie ihn auf die Erde zurückholt.

Über das Handy war kein weiterer Einsatz gemeldet worden, und Hilmar kann sich in sein Gebet versenken. Häufig rufen alleinstehende Rentnerinnen an, völlig kopflos, nichts würde mehr gehen, sie hätten kein Licht, und die Waschmaschine funktioniere auch nicht. Dann liegt es meist nur an der Sicherung. Wenn es sich um ein armes, altes Mütterchen handelt, erledigt Hilmar den Handgriff kostenlos. Nur darf sein Chef davon nichts erfahren. Und Sabine ermutigt ihn dabei. Sabines Idee war es auch, zwei Patenkinder in Indien zu unterstützen. Vinod und Sanchoi heißen sie. Nur von einem Foto her kennen sie die beiden Jungen. Sie endlich einmal persönlich kennenzulernen, ist Sabines größter Wunsch. Und den hat sie sich in den Kopf gesetzt. Demnächst will sie hin, in die Mitte von Indien, und er, Hilmar, soll mit!

Heute Abend findet im Haus der Kirchgemeinde wieder ihr Gesprächskreis statt. »Bibelabend« hieß das früher, und so sagen die meisten noch immer dazu. Sabine hatte keine Lust mitzukommen, aber für Hilmar ist es eine Selbstverständlichkeit. Die Diskussionen sind meist interessant. Die Ansichten des jungen Pfarrers passen in die Zeit von heute. Über alles kann man mit ihm sprechen, auch über Autos und Fußball. Sein Vorgänger war da ganz anders. Dem sah man schon von weitem an, dass da ein Mann Gottes steht. Pfarrer Herold in seinen Jeans hingegen ... Doch im Talar, vor dem Altar oder auf der Kanzel, ja, da ist er ganz der Pfarrer. Manche reden davon, dass er, Vater von zwei Söhnen, eine Freundin habe. Auch Sabine glaubt, das genau zu wissen. Vermutlich ist das aber nur dummes Zeug. Oft gehen die Männer nach dem gemeinsamen Abend noch auf ein Bier in die nahegelegene ECKkneipe, hin und wieder war Hilmar auch dabei, einfach, um sich nicht immer auszuschließen. Sabine liegt ihm immer in den Ohren, er solle gefälligst nicht andauernd zu Hause rumhocken, seine »Beterei«, wie sie gerne sagt, ginge ihr langsam auf die Nerven! Schade, Sabine ist ansonsten eine sehr patente Frau, nur eben im Glauben nicht wirklich fest.

Der Weg zum Kirchgemeindeamt führt Hilmar an einem Jagdausstatter vorbei. Seit jeher haben es ihm dessen Auslagen angetan: Lodenmäntel, Hüte mit echtem Gamsbart, zur Jagdkleidung

passende Stiefel. Ebenso manche kleinen Dinge, die das Jagdhandwerk veredeln, ein Picknick-Korb mit Geschirr zum Beispiel, auf dem Wild und andere jagdliche Motive zu sehen sind, oder ein fein ziselierter Flachmann, mit dem sich der klamm gefrorene Jäger das Warten auf dem Ansitz erleichtern mag. Und dann die herrlichen Gewehre, Pistolen, Messer ...

Hilmar schaut auf die Uhr und geht in das Geschäft hinein, zum ersten Mal übrigens. Beflissen kommt ein älterer, würdig aussehender Herr auf ihn zu. Der Inhaber wahrscheinlich. Genau das hatte Hilmar befürchtet. Er will sich einfach nur in Ruhe umschaun und weder beobachtet noch gar gefragt werden. Auf seine abwehrende Geste hin zieht sich der Herr zurück, und Hilmar nimmt zunächst die Ferngläser in Augenschein, die edlen Schätzen gleich auf dunkelblauem Samt in einer Vitrine ausliegen. In einer anderen Vitrine sind Zielfernrohre ausgestellt, und weiter hinten dann, im nächsten Raum, die Waffen. In zwei Reihen aufgestellt, erkennt Hilmar Gewehre für Kugelmunition und solche für Schrot. In seinem Buch werden dazu eine Menge technischer Details erläutert. Unterschiedliche Kaliber haben die Gewehre, manche sind mit einem, andere mit zwei oder auch mit drei Läufen bestückt. Ein aufregender Geruch nach Maschinenöl steigt in Hilmars Nase. Er möchte jede dieser Waffen berühren, über ihre Oberfläche streichen, aber er getraut sich nicht. Und dort, auf der anderen Seite, die Pistolen! Nicht so sehr die prunkvollen, viel eher die schlichten Pistolen haben es ihm angetan. Effektiver wirken sie, viel bedrohlicher sind sie. In Hilmars Buch finden sich ganz ähnliche Modelle. Die Pistolen und Revolver so direkt vor Augen zu haben, lässt seinen Atem stocken. Todbringend sind sie, gleichviel ob für ein Tier oder einen Menschen. Ein kaltes Kribbeln durchfährt Hilmar. Den Finger kurz gekrümmt, und schon ...

Die Tiere sollen dem Menschen Untertan sein, also haben wir Menschen über deren Leben und Tod zu gebieten. Aber auch Menschen kann man mit diesen Waffen töten. Teuflich! Sie sind aber gleichfalls Werkzeuge des Herrn, des strafenden Vaters.

Gerne würde Hilmar hier verweilen, geht aber bald zurück zu der Vitrine mit den Ferngläsern, obwohl ihn diese überhaupt nicht interessieren, und verlässt dann mit einem dahin gemurmelten Gruß

das Geschäft. Ein bisschen kommt er sich vor wie damals, als er, fünfzehn- oder sechzehnjährig, einen Sex-Shop betreten hatte.

Als Hilmar im Kirchgemeindeamt eintrifft, ist Pfarrer Herold gerade dabei, die Runde zu eröffnen. Das Thema war letztens auf »Jesus heute« festgelegt worden. Uwe, Hilmars Gartennachbar, hatte es übernommen, zur Einführung einen kleinen Vortrag zu halten. Wie zu befürchten, verliert er sich in der Leidensgeschichte Jesu und kommt nicht auf den Punkt. Die Diskussion beginnt dementsprechend schleppend.

Hilmar muss an Christian Funcke denken. Der hatte in diesem Kreise für Leben gesorgt, doch lange ist er nicht mehr da gewesen. Wahrscheinlich war er nicht wirklich gläubig und wollte nur provozieren. Jedenfalls schien er ein besonderes Problem mit Jesus zu haben. Christian konnte oder wollte nicht verstehen, wieso denn Jesus Gottes Sohn sei und zugleich Gott selbst. Immer wieder fragte er, warum dann Jesus, Gott also, der Allmächtige, überhaupt Angst am Kreuze zeigte. Ob das vielleicht nur Schau gewesen wäre? Eine lange Diskussion entfachte er damit, auch mit der Frage, warum denn all das Leid und all das Böse in der Welt geblieben seien, wenn Jesus für alle das Sühneopfer auf sich genommen habe. Die Kreuzigung von Jesus wäre schrecklich gewesen, gewiss, aber umsonst, meinte Christian. Außerdem seien viele nach ihm ähnlich furchtbar gestorben, oft sogar durch den Schuldspruch der Kirche. Warum würde dann immer nur von Jesus erzählt? Pfarrer Herold hätte ihm bestimmt eine gute Antwort gegeben, aber ihr alter Pastor wurde ganz fuchtig. Am liebsten hätte er den Störenfried hinausgeworfen, spätestens dann, als Christian in seinem Diskussionseifer – ganz rot war er dabei angelaufen – auch noch sagte, er könne die Leidensgeschichte Jesu einfach nicht mehr erhören. Zur Abwechslung sollte man viel lieber erzählen, wie die Kreuzritter im Namen Gottes die Orientalen abgemurkst hätten. »Abgemurkst«, tatsächlich, das Schießpulver war ja noch nicht erfunden, überlegt sich Hilmar. Wieder drängt sich ihm auf, was er da in dem Laden gesehen hatte, besonders die Pistolen. Fotografisch genau sieht er sie vor sich. Eine heiße Welle der Erregung durchströmt ihn. Will Gottvater ihm irgendetwas sagen?

Einer in ihrer Runde – Hilmar kennt ihn nicht namentlich – fragt, wer denn von uns hier wirklich bereit wäre, das Kreuz eines Anderen zu tragen, echte Opfer für die Nächsten zu bringen. Die Jesus-Botschaft für heute wäre doch wohl, dass jeder sich selbst zuerst zu fragen hätte. Viel mehr Menschen sollten bereit sein ...

Hilmar will etwas beitragen und denkt nach, wie er es anstellen soll. Ganz in der Art will er fragen, wie ihn Sabine immer wurmt. Endlich fasst er sich ein Herz und bekennt, zunächst recht leise, dann, als Gisela Wernecke die Hand hinter ihr Ohr legt, lauter werdend:

»Mich fragt Sabine oft, wo denn Jesus für die vielen Leidenden von heute geblieben ist. Zum Beispiel erzählte sie mir von einer Frau, die an Brustkrebs gestorben ist. Ihr Tod soll jammervoll gewesen sein, ja, wirklich grausam hätte diese Kranke gelitten, sagt Sabine. Doch schlimmer noch wäre für die Frau gewesen, dass sie zwei kleine Kinder hinterließ und wusste, ... ja, sie wusste, dass niemand da sein wird, der sich um ihre Kinder kümmern kann.« Hilmar blickt in die Runde, sich vergewissernd, dass die anderen tatsächlich zuhören. »Die Kinder kamen nach dem Tod der Frau in ein Heim. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Auch Sabine weiß es nicht. Nun fra..., frage ich euch alle: Ist ihr Tod nicht vielleicht ..., ist er vielleicht sogar noch bitterer als der von ..., von Jesus?«

Gisela Wernecke will ihn unterstützen und meint, Gott wäre doch so gütig und er hätte alle Macht, jawohl, deshalb möchte sie hier fragen, alle möchte sie fragen, warum hat er dann die arme Frau sterben lassen? Habe er es womöglich nicht gewusst, dass sie sterben muss, wenn er schon nicht geholfen hatte? Hätte man mehr beten sollen, um ihn auf die arme Frau aufmerksam zu machen? Jeder kenne ja ähnliche Fälle. Überhaupt, wollte Gisela noch wissen, ob das Bitten denn der eigentliche Sinn des Gebetes sei. Andererseits, entscheiden würde doch Gott wohl nach seinem eigenen Ermessen. Oder sollte man in solchen Fällen nicht besser Jesus bitten, weil dieser das Leid am eigenen Körper erfahren habe?

Darauf Giselas Freundin Annegret, halb zu ihr, halb an die Runde gewandt:

»Ja, Gisela, wie du weißt, denke ich, vieles können wir Menschen nicht erklären. Die Wege des Herrn sind nun mal unerforschlich. Für mich gibt es da gar keine Frage: Ich glaube einfach. Jawohl, ich glaube

einfach.« Und für die ganze Runde wiederholt sie: »Ja, ich glaube eben einfach.«

Manche geben Annegret Recht. Aus all solchen Fragen käme nichts Gescheites heraus, Zweifel würden gesät. Man sollte sich lieber im Glauben üben.

Die Diskussion gerät jetzt völlig durcheinander. Einige wollen weitere Beispiele anführen, ähnlich dem von Hilmar. Und Annegret versucht noch einmal, ihre Glaubensbereitschaft zu bekunden, nämlich wie dennoch gerade durch Jesu Tod Trost für alle diejenigen gespendet sei, die da leiden wie einst er, Gottes Sohn, und wie eine Welt ohne Jesus und ohne Gott eine noch viel schlimmere wäre. Pfarrer Herold klopft mit der flachen Hand auf den Tisch, um sich vernehmlich zu machen:

»Meine lieben Leute, ihr seht, wie wichtig und wie schwierig unser heutiges Thema ist. Auf manches kann auch ich selber ...«

Unterbrochen wird er durch Henry Peters, der sich schon die ganze Zeit über gemeldet hat:

»Kann ..., könnte es nicht sein, dass für alles Böse und alles Leid der Teufel verantwortlich zu machen ist? Überhaupt, warum reden wir hier nie vom Teufel, vom Satan? Das wollte ich schon lange Mal fragen, warum denn eigentlich nicht?«

Pfarrer Herold räumt ein, dass der Teufel in der protestantischen Kirche tatsächlich keine so große Rolle spiele, im Gegensatz zur katholischen Kirche. Unsere Kirche, die protestantische also, sähe das Böse als durch den Menschen selbst verursacht. Der Teufel sei eher als Bild zu verstehen, nichts anderes als das nach außen gekehrte mangelhafte Innere des Menschen, und dieses würde dann mitunter zur Person des Teufels gemacht. Zwar stünde im Buch Hiob sehr Wichtiges über Satan, jawohl, das sollte man durchaus einmal gelesen haben. Und auch Luther selbst hätte fest an den Teufel geglaubt, die Sache mit dem Tintenfass, alle wüssten das ja. Aber, auf der anderen Seite, habe der Mensch durch Gott die Freiheit erhalten, sich zu entscheiden, entweder für das Gute oder für das Böse, und er müsse für sein Denken und Tun auch die Verantwortung übernehmen. Kaum mehr als eine billige Entschuldigung für das eigene Versagen wäre die Figur des Teufels.

Henry Peters ist mit dieser Deutung nicht zufrieden.

»Könnte es nicht so sein«, beharrt er, »dass der Teufel von Gott als Tester eingesetzt wird. Ich meine also, wie soll ich das jetzt sagen, ... also, dass er prüft, wie weit her es bei uns mit der Moral ist und so weiter?«

Darauf antwortet Pfarrer Herold, keiner könne das wirklich genau sagen. Und auf Giselas Frage zielend, beteuert er, dass Gott und Jesus eins seien, und auch der Heilige Geist. Von Trinität spräche man, von der Dreieinigkeit. Allerdings erst seit dem vierten Jahrhundert, und schon damals hätte es darüber Streit gegeben. Keiner könne ihm vormachen, er hätte die Trinität wirklich verstanden, die Dreifaltigkeit von Gottvater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. Und wenn man den Anti-Christen, den Teufel, noch hinzunehme und, wie in der katholischen Welt, auch Maria, käme es gar auf fünf Mächte hinaus. Fast schiene es, als seien da vier verschiedene Götter und eine Göttin, ganz abgesehen von den himmlischen Heerscharen, von denen die Bibel spricht. Aber, es gäbe eben nur den einen Gott.

Karl-Heinz, der Stuhlnachbar von Hilmar, wirft ein, die vielen Heiligen kämen ja auch noch dazu. Sie würden von den Katholiken verehrt wie Götter und Göttinnen zweiten und dritten Grades. Das liefe doch wohl eher auf Vielgötterei hinaus, so wie bei den Heiden. Ob da nicht das erste Gebot, du sollst keine anderen Götter haben neben mir ...

Jetzt reden alle durcheinander. Pfarrer Herold schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch und meint, das nächste Mal sollten sie sich auf das Thema vorbereiten: »Unser Gott, der einzige Gott«. Er macht noch einige Bemerkungen in Richtung Hilmar zum – hatte er da richtig verstanden? – »Theodizee«-Problem, dass es nicht gelöst werden könne, sondern ausgehalten werden müsse, und wie der berühmte Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz ... Was er sagte, ging unter im allgemeinen Gemurmeln derer, die nun endlich nach Hause wollten.

Nach dem gemeinsamen Gebet rannte alles auseinander. Es war spät, und auf ein Bier hatte heute keiner mehr Lust.

Noch auf dem Heimweg ist Hilmar aufgewühlt. Er hat jetzt mehr Fragen als zuvor. Was eigentlich braucht ihn die Trinitätslehre und die Haltung der einen oder der anderen Kirche zu kümmern, oder gar die

von einzelnen Sekten. Einzig wichtig ist Gott. Doch die Sache mit dem Teufel beschäftigt ihn besonders.

»GOTT, DÜ m e i n G O T T«, betet er im Gehen, »mein einziger GOTT, hilf mir DICH zu verstehen ... Sag mir, was ist mit dem Teufel, mit Satan, dem Erzbösen? DÜ bist so mächtig, all-mächtig bist DÜ, aber, oh DÜ mein GOTT, was ist mit Satan? Kämpft er mit DIR um die Macht? Sag es mir, ich will DIR helfen!« Und nach einer langen Pause setzt Hilmar hinzu: »Wie nur kann ich schwacher Mensch DIR helfen? DÜ bist mein GOTT, als frei hast DÜ mich erschaffen, und ich will DIR dienen! ... Amen.«

Vor Thomas liegt der Bericht über die Fachtagung einer Bistumsakademie, die unter dem beziehungsreichen Thema stand: *Erleuchtung und Gotterkenntnis. Was uns die Geschichte lehrt*. Manches davon passt ganz gut in seinen Kram, hier und da lassen sich Ideen klauen, anderes ist leeres Wortgeklingel. Der Abschnitt über hermeneutisch-phänomenologische Fragen, über dem er im Moment brütet, hat es in sich, ist aber alles andere als kurzweilig, und immer wieder wandern seine Gedanken aus, hin zu Aileen. Nie konnte er Konzertsälen sonderlich viel abgewinnen, aber dieses Mal, als sie neben ihm saß, war alles ganz anders. Schon in den ersten Minuten fassten sie sich an der Hand, verstohlen zunächst, und dann mit bekenndem Druck. Beim letzten Stück, der Polonaise As-Dur, konnte er sehen, wie sich auf Aileens Arm eine Gänsehaut bildete, und Thomas spürte zum ersten Mal, dass da etwas wirklich Großes in der Musik ist. Zugleich aber kam in ihm ein Verlangen auf, das sich mit noch so viel Klavierkunst nicht abfinden lassen wollte. Nach dem Konzert gingen sie zurück in Aileens Wohnung und aßen die Reste des Diners auf. Und schließlich öffnete sie ihm ihr Sanctum, das Schlafgemach. Er brauchte sie nicht zu bitten, sie nicht zu drängen – sie wollte es. Das, was sie beide in sich aufgestaut hatten, entlud sich in einem regelrechten Strudel. Und wie Aileen es genoss, als er sie streichelte. Nichts ließ er aus. Und wie sie ihm dann zeigte, dass viel mehr in ihm steckt, als er bisher selbst wusste. Ihre Brüste waren eher klein, dafür fest, und als sie auf dem Rücken lag, verloren sie kaum an Form. Ihre Brustwarzen waren ungewöhnlich groß und steif und hatten dunkle Höfe. Er brauchte sie nur zu berühren, und Aileen verlor sich in eine andere Welt. Am Morgen danach mussten sie zunächst ein Stück Verlegenheit überwinden, fanden aber schnell in die Vertrautheit zurück, die sie am Abend zuvor gewonnen hatten.

Heute liest Thomas über Hexenglauben und Hexenverfolgung. Etwa dreißig Studenten, schätzt er, doppelt so viele müssten es sein. Obwohl das Häuflein überschaubar ist, summt es und brummt es in den Bänken. Dabei kann er sich kaum etwas Packenderes vorstellen

als den Hexenwahn. Um gegen den Geräuschpegel anzukommen, hebt er seine Stimme. Zu seiner Zeit waren die Studenten disziplinierter, zumindest hatten sie mehr Respekt vor ihren Hochschullehrern. Heute muss man sich ja schon freuen, wenn sie überhaupt grüßen. Die Zeiten, als Studenten ihren Professoren zuvorkommend die Tür offenhielten, sind auf immer vorbei.

Letzte Reihe, links. Einige Male hat Thomas die beiden Studentinnen scharf angeschaut. Nebenfächler wahrscheinlich, Schlabberpullover-Jeans-Turnschuh-Typ, die eine zu klein für ihr Gewicht, die andere zu groß, die kleine picklig, die große mit gepiercten Lippen und Wangen. Und wer weiß, wo noch. Ungeniert schwatzen sie weiter. Thomas unterbricht, wartet. Endlich halten sie ein und glupschen ihn missmutig an.

»Danke!«, ruft er. »Mit der Immatrikulation haben Sie das Recht erworben, hier zu studieren, aber n i c h t, das Studium zu stören. Wenn Sie reden wollen, gehen Sie doch raus! Bitte gehen Sie raus, reden Sie draußen weiter!«

Die beiden plustern sich auf, ihre Gesichter verraten eine Mischung aus Überraschung, Scham und Empörung. Die Lange will aufstehen, die andere aber hält sie zurück, und das mit einer Geste, die er deutet wie: »Lass doch den Trottel da vorn, der kann eh nichts dafür!« Am liebsten würde Thomas handgreiflich. Mit einem Schnaufer setzt er fort:

»Der Hexenhammer«, hört er sich sagen, »lateinisch *malleus malleficarum*, erschien erstmals 1487 in Straßburg. Verfasst wurde er von zwei Dominikanermönchen, die sich dabei auf Papst Innozenz den Achten beriefen. Drei Jahre zuvor nämlich hatte dieser die sogenannte Hexenbulle verkündet, *summis desiderantibus affectibus*. Sie haben es bemerkt, meine Damen und Herren: Ausländisch klingt das, aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls lateinisch!«

Es sollte freundlicher Sarkasmus sein, der aber wird mit Zischen quittiert. Thomas übergeht es und weist mit Bedauern darauf hin, dass Latein für Historiker seit kurzem ja kein Prüfungsfach mehr sei – wieder Zischen – und er dringend empfiehlt, wenigstens einmal im Wörterbuch nachzuschlagen, um den Sinngehalt der Vokabeln korrekt zu erfassen und sie so auch besser memorieren zu können. Bald ist er wieder in Fahrt:

»Mit den Kreuzzügen im Mittelalter und erst recht durch die brutale Hexen- und Ketzerverfolgung in der Neuzeit mutierte das Christentum zu einer blutdürstigen Religion. Da ist von 'weggeputzten' und 'weggebeizten' Kindern des Satans die Rede, und um 1630 – also zur Zeit der Aufklärung und längst nicht mehr im sogenannten finsternen Mittelalter! – ließ der Bamberger Bischof innerhalb weniger Jahre etwa neunhundert Hexen töten.«

Die beiden Studentinnen stieren vor sich hin, sind aber nun wenigstens still. Sie ihren geistigen Niederungen hingebend, malmen sie Kaugummi, wobei die eine ihren Unterkiefer von rechts nach links und die andere den ihren, fast synchron, in der Gegenrichtung bewegt.

»Oft wurde den angeklagten Frauen durch die Hexenrichter mit grausamsten Quälereien das Geständnis abgepresst, sich mit dem Teufel auf geschlechtliche Ausschweifungen eingelassen zu haben. Wahnwitzige sexuelle Phantasien der Herren dieser geistlichen Gerichte stecken dahinter. Aus panischer Angst vor der Tortur gestanden so manche der Opfer, dass der Koitus mit dem Teufel sehr schmerzhaft sei, weil er unförmige, steinharte Genitalien habe.«

Jetzt scheinen die beiden Studentinnen aus ihrer Lethargie erwacht zu sein.

»Und wenn ihnen unter Folter in den Mund gelegt wurde, das Glied des Teufels sei mit Eisen beschlagen oder mit Fischschuppen bedeckt, dann bekannten sie auch dies.«

Die lange Dünne kichert in sich hinein, die andere klopft ihrem Vordermann auf die Schulter und raunt ihm irgendetwas zu. Daumen und Zeigefinger zum Ring geschlossen doziert Thomas weiter:

»Eines der bekanntesten Opfer ist Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Sie glaubte, himmlische Stimmen zu hören und hatte mitunter auch Visionen. Ihren Gaben verdanken die Franzosen im Hundertjährigen Krieg den Sieg über die Engländer. Später aber brachten sie ihr den Scheiterhaufen ein und Jahrhunderte darauf die Heiligsprechung. Noch heute, meine Damen und Herren, ist der Hexen- und Dämonenglaube in den Hirnen fanatischer Menschen präsent. Vielleicht kennen Sie den Film 'Der Exorzist' oder haben schon einmal davon gehört?«

Einige Studenten nicken, andere sind unsicher, schauen sich gegenseitig an und schütteln dann ihren Kopf.

»Er liefert ein grauenvolles Bild davon, wie mittelalterliche Hirnfinsternis noch heute ihre Triumphe feiert. Satanskult scheint tatsächlich verbreiteter zu sein, als gemeinhin angenommen.«

Die Aufmerksamkeit der meisten Studenten ist sichtbar gewachsen.

»Bedenken Sie: Exorzismus und Dämonenaustreibung sind in der katholischen Kirche auch heute noch Praxis! In der Tradition von Jesus, der der Bibel zufolge ein sehr erfolgreicher Dämonenaustreiber war, führen die Priester durch, was sie den 'echten Exorzismus' nennen. Weihwasser und Weihrauch dienen dazu, Reliquien und christliche Symbole, das Kreuz zum Beispiel, und man macht Anrufungen und betet, um Satan zu bannen.«

Thomas zitiert aus Originaltexten, aus Anklageschriften und Protokollen von 'hochnotpeinlichen' Verhören, und er trägt einen Abschnitt aus einem Brief vor, der aus einem Verlies herausgeschmuggelt wurde. Am Ende reicht er auf ein Gebiet hinaus, auf dem er in der letzten Zeit viel dazugelernt hat:

»Die Mehrzahl, wenn nicht alle Fälle von angeblicher Besessenheit werden mit Menschen in Zusammenhang gebracht, die unter mentalen Störungen litten, Schizophrene zum Beispiel, Epileptiker, vielleicht auch Patienten mit Hirntumoren. Manche von ihnen gaben an, von Gott durchflutet zu sein und von ihm Aufträge zu erhalten. Die 'letzte Wahrheit' wollten sie so erfahren haben, kristallklar würde ihnen alles auf einmal. Andere bekannten, ein Opfer Satans zu sein, ihm wehrlos ausgeliefert.«

Die Dünne prustet unmotiviert, und die Dicke winkt blasiert ab.

»Aber was schon«, setzt Thomas unbeirrt fort, »was schon wusste man vor Hunderten von Jahren von den Erkrankungen des Geistes? Ganz gleich, um welche mentale Störung es sich jeweils gehandelt haben mag, die Geschichte ist voller Beispiele, wie Kranken durch die Engstirnigkeit ihrer Zeitgenossen in grausamster Weise das Leid zusätzlich verschlimmert wurde, Leid, an dem sie ohnehin ja schon schwer genug zu tragen hatten.«

Auf das Tourette-Syndrom als ein – wie er betont – geschichtsträchtiges Phänomen geht Thomas näher ein. Gerade erst hatte er sich darüber belesen. Die Betroffenen fielen durch groteske Verhaltensweisen auf, durch 'Tics', wie sie genannt würden. Grimassieren zum Beispiel, Verrenkungen des Kopfes, auffälliges

Räuspern oder Hüsteln und so weiter, auch Worte und Gesten obszöner Art.

Unterdrücktes Kichern in allen Bänken. Einer der Studenten, der mit dem breitesten Grinsen, fühlt sich ermuntert, Proben seiner Grimassierkunst beizusteuern.

»Mozart ist der wohl berühmteste der Tourette-Kranken. Den Film oder das Theaterstück 'Amadeus' werden die meisten gesehen haben, und Sie erinnern sich dann auch, wie unangepasst sich Mozart aufführte. Unflätige Äußerungen und Verhaltensweisen werden ihm nachgesagt, zum Teil durch sichere Quellen überliefert! Historische Wahrheiten also, die von der Hirnforschung auf der Basis des heutigen Erkenntnisstandes plausibel erklärt werden können. Natürlich sind bei weitem nicht alle Tourette-Patienten zugleich auch Genies.«

Der Student von vorhin kriegt sich gar nicht mehr ein und glaubt, den andern mit immer neuen Ideen vorführen zu müssen, was er unter einem *Tic* versteht. Als Thomas ihn scharf anblickt, gefriert er inmitten seiner Präsentation und findet ebenso plötzlich wieder in die Unschuldsmiene zurück.

»Die Betreffenden«, fährt Thomas fort und signalisiert durch ein mildes Lächeln, dass er selbst alles andere als staubtrocken ist, »die Kranken also, sind sich dieser Anomalie durchaus bewusst, spüren auch das Befremden, das sie bei den anderen durch ihre Tics auslösen. Allein, sie können nichts dagegen ausrichten. Vielleicht waren es gerade solcherart Menschen, die sich selbst bezichtigt haben, 'verhext' oder 'vom Satan gezeichnet' zu sein. Natürlich werden wir hierzu kaum jemals sichere Aussagen finden können, geschweige denn klinische Daten. Und dennoch, ich glaube, so manches in der Geschichte müsste auf die naturwissenschaftlich-medizinischen Erkenntnisse von heute hin neu aufgerollt werden, einem besseren Geschichtsverständnis zuliebe.«

Die kurze, rundliche Studentin stiert, den Kopf in beide Hände gestützt, selbstvergessen vor sich hin, und auch die andere hat in die gähnende Langeweile zurückgefunden. Am Schluss der Vorlesung klopfen die Studenten stärker als sonst. Eine Studentin, die der Vorlesung die ganze Zeit über besonders aufmerksam gefolgt war, kommt nach vorn. Klein und schwächling ist sie und schaut ihn mit ihren dunklen, kugelrunden Augen geradeheraus ins Gesicht. Mit Kierkegaard – »Kjærgegor« sagt sie korrekt –, kenne sie sich ziemlich

gut aus. So positiv ja dessen Haltung zur Religion gewesen sei und zu Gott, so kritisch hätte sich der Philosoph doch wohl zur Institution Kirche geäußert. Kirkegaards Ansicht nach sei ja das ganze Christentum Satans Erfindung gewesen. Und so frage sie ihn, den Herrn Professor, wie er denn dies sähe und – wie er selbst zur Kirche stünde, ja zum Glauben überhaupt?

Thomas fischt nach einer Antwort und versucht, sich mit der Bemerkung zu entziehen, dies sei eine große Frage, die man nicht so einfach zwischen Tür und Angel beantworten könne. Außerdem – warum sollte er es nicht bekennen? – habe er da selber noch nach Antworten zu suchen. Als er dann andeutet, was es heutzutage unter dem Gesichtspunkt Gott und Gehirn so alles zu bedenken gäbe, werden die Augen der Studentin noch runder, und sie beschließen, sie möge ihn demnächst aufsuchen, vielleicht wäre da etwas für eine Masterarbeit drin.

Der Tag ist wieder lang geworden. Am Abend noch hatte Thomas den Vortrag eines Psychologen aus Philadelphia besucht. Dessen Englisch war so schnoddrig, dass er das meiste, was der da sagte, erraten musste. Vor allem die Gags waren für ihn im Dunkeln geblieben. Manche der Kollegen, die jahrelange Amerika-Aufenthalte hinter sich haben, kokettierten mit ihrem Vorzug, indem sie an den entsprechenden Stellen laut tönendes Gelächter von sich gaben, während sie sonst mit dem Lachen doch eher sparsam umgehen. Besonders fiel ein Mitarbeiter aus dem Institut für Germanistik auf, der sich bei jedem noch so bescheidenen Scherz fast ausschüttete und hernach in die Runde blickte, sich vergewissernd, ob denn die Mühelosigkeit, mit der er dem Vortragenden folgen konnte, auch von allen bemerkt wird.

Gitte, die eine der beiden Mitarbeiterinnen von Thomas, war mitgekommen. Sie hatte dasselbe Verständnisproblem und meinte, wenn unsereiner mit leidlich deutsch sprechenden Ausländern zu tun habe, bemühten wir uns doch um eine besonders klare Aussprache und einen möglichst einfachen Satzbau. Die Amis hingegen begriffen in ihrer Selbstverliebtheit gar nicht, dass sie ein Artikulationsproblem haben. Günther Schwantlitz, ein Institutskollege von Thomas, Professor für Alte Geschichte, hatte sich zu ihnen gesellt, grinste und meinte dann, kaum einer von denen beherrsche eine Fremdsprache, selbst Wissenschaftler nicht, und so würden sie auch nicht kapieren, dass sie die Kieselsteine besser aus dem Mund nehmen sollten, wenn sie mit uns sprechen. Darauf Gitte:

»Ich war schon öfters drüben, mir ist dieser Menschenschlag durchaus sympathisch, aber ich muss sagen, die beschränkte Weltsicht von diesen Leuten, also nein! Ihre Naivität in puncto Weltkultur und Weltpolitik ist geradezu erschütternd. Von Europa wissen die praktisch nichts, und bei *Deutschland* fallen denen gerade mal die Nazis ein.«

Schwantlitz erzählte dann von einem Verkäufer, mit dem er in einem Supermarkt in Atlanta ins Gespräch gekommen war. Der fragte in der für die Amis so sympathischen Kontaktfreudigkeit das übliche

»Where are you from?« und war ernsthaft erstaunt, dass er, Schwantlitz, als Deutscher keine Lederhosen trug. Von den Deutschen hatte er nur durch ein Trachtenfest erfahren.

Nach dem Vortrag wurde zum sogenannten Postkolloquium eingeladen, in den »Gambrinus« diesmal. Thomas hatte keine Lust, wollte nach Hause.

Hier nun angekommen, erwarten ihn neben den Zeitungen ein paar Briefe. Darunter ist einer, der ihm sofort ins Auge fällt: keine Briefmarke, kein Poststempel, die Adresse handgeschrieben, frauliches Schriftbild. Er dreht das Kuvert um, und sein Herz fängt an, im Hals zu klopfen. Aileen! Wieso? Er kann es kaum erwarten, das Kuvert aufzureißen. Eilig nimmt er die Stufen hoch zu seiner Wohnung. Noch im Stehen durchfliegt er die Botschaft:

*Mein lieber Tommy,
kurz entschlossen bin ich für einige Tage verreist. Wie gern denke ich an unser gemeinsames Wochenende. Ich war himmelwärts und habe es genossen, auch Dich glücklich zu sehen. Sobald ich zurück bin, melde ich mich. »Ich mag Dich«, hattest Du gesagt. Ich Dich auch.*

Aileen

Thomas verspürt eine seltsame Spannung in der Brust, und von der Magengegend steigt ein flaes Gefühl auf. Er nimmt den Hörer ab, legt ihn aber gleich wieder auf. Seinen Gedanken hingegen, spult er die allabendliche Routine ab. Wie immer, isst er im Stehen über der Spüle. Wieder nimmt er den Hörer zur Hand: Beide Nummern, Festnetz und Handy – vergeblich.

Nur um irgendetwas zu tun, schaltet er den Fernseher ein. Drei Leute streiten miteinander, ein Fall von Erpressung oder Mord oder von beidem. Beim Weiterschalten ein affenartig tanzender Popstar, ein armseliger Werbespot, irgendwelches Liebesgesülze, ein Mordfall, noch einer, noch einer, und schließlich eine Talk-Runde mit einem auf Beifall dressierten Publikum. Thomas hockt sich in seinen Sessel und steht sofort wieder auf. Wieso denn?! Warum bloß ist sie denn

plötzlich verweist? Nicht mal eine Andeutung hatte Aileen gemacht. Will sie mich testen? – Irgendwas läuft da parallel, ein Freund, ein früherer, oder ein neuer. Oder ist etwas passiert, etwas Schreckliches? Ein derart lapidarer Brief, geradezu kränkend knapp! Das kann sie doch nicht machen, nicht mit mir! Thomas zappt weiter. Ein Koch-Studio mit Leuten, die sich halbtot lachen. – Natürlich, ihr ist es einfach nicht ernst mit mir, jedenfalls nicht so wie mir mit ihr. Es war so ein wunderbarer Abend. Und geliebt haben wir uns! – *Ich mag dich*, schreibt sie. Sie »mag« mich! Was soll denn das?!

Ungewollt verfolgt Thomas jetzt eine Ratesendung. Fehlende Buchstaben müssen ergänzt werden. Die Moderatorin mimt Spannung, die Mitspieler mimen mit, nur eben noch schlechter als sie. Getürkt ist das alles, was für ein dämliches Getue! Soll Spaß machen, entsetzlich künstlich das blöde Gelächter.

Wieder ruft er an – vergeblich.

Gerade wurde ein richtiger Buchstabe gefunden. Die Finderin ist fassungslos vor Glück, die Applaus-Konserve wird zugeschaltet, Johlen und Massenfreude. Ganze Industrien haben sich auf Diebstahl von Zeit spezialisiert, oder auf Totschlag, ansonsten müsste die Zeit ja irgendwo übrig sein.

Jetzt wird das Telefon von sich aus aktiv. Mesmerisiert springt Thomas auf, hebt den Hörer ab und – René ist es.

»Hallooh, altes Haus!«, tönt es aus dem Apparat. »Noch immer am Leben? Lässt der Kalk in deinem Gehirn überhaupt Erinnerungen an deinen alten Kumpel zu?«

René, ein Freund aus alten Studientagen in Leipzig. Dann und wann haben sie sich wiedergesehen, das letzte Mal vor einem Jahr, regelmäßig aber miteinander telefoniert. Meist ist es René, der anruft. Und immer zur Unzeit. Gott, warum ausgerechnet heute Abend!

Auf Thomas' Frage nach dem werten Befinden ist René sofort bereit, sich zu entleeren, nämlich wie ihn sein Job anstinke, wie geldgierig sein Chef sei, dabei aber unfähig, wirklich gute Ideen zu würdigen, seine zum Beispiel. In das Dunkel des Gehirns von seinem Chef brächten selbst Geistesblitze kein Licht. Da könne er sich anstrengen, wie er will.

»Auf dass der Herr einen Lichtstrahl herabsende«, ruft Thomas in den Hörer, »und dir, o mein armer Freund, die Kraft gebe, das Hirn deines Gebieters zu erhellen!«

»Hm, gut reden hast du. Und wenn ich erst an meine alte Mutter denke. Neulich hat die doch ...«

Der »Kumpel«, wie René sich gern selbst titulierte, hatte seine Historiker-Perspektive kurz nach der Wende an den Nagel gehängt, »weil sowieso alles Mist gewesen« sei. Kein Mensch könne in der neuen Zeit etwas mit dem Gelaber dieser Marx-Engels-Lenin-Papageien anfangen, das sie ein Studium lang hätten ertragen müssen. Nicht Geschichte wäre ihnen von diesen Apologeten geboten worden, sondern das ideologische Vorurteil über Geschichte. Und dann die steten Lobpreisungen der Heiligen Schriften von Sankt Marx und Genossen. Thomas aber war nicht bereit gewesen, so ohne weiteres aufzugeben. Anders als die meisten seiner Kommilitonen, von denen heute viele arbeitslos sind, oder die sich anderweitig verdingt haben. Noch in Leipzig hatte er die Nachwendezeit genutzt, um zu promovieren, und gleich darauf, vor dem Auslaufen seiner Stelle, fing er mit der Arbeit an der Habilitation an. Bewerbungen dann in ganz Deutschland, Absagen, Absagen, Absagen. Doch schließlich zeigte Fortuna Erbarmen, und er bekam eine Stelle in München, danach eine in Köln. Alle nur befristet natürlich. In dieser Zeit entwickelte Thomas eine Zähigkeit, die er sich bis dahin gar nicht zugetraut hatte. Fast nur gearbeitet hatte er. Und schließlich kam die Berufung auf die Stiftungsprofessur. Erfolg hat auf die Dauer eben nur der Tüchtige.

René müsse demnächst nach Budapest fliegen, dienstlich ...

Nein, sagt sich Thomas, egal, was man heute so erzählt, es gab an der damaligen Leipziger Uni auch Top-Leute, darunter nicht wenige, die die politisch-ideologische Ornamentik lediglich dazu benutzten, um all das, worauf es ihnen wirklich ankam, unbehelligt an die Studenten herantragen zu können. Wahre Meisterschaft hatten sie darin erlangt, Zitate der *Klassiker des Marxismus-Leninismus* als Einwickelpapier für ihre eigene Meinung zu benutzen.

Inzwischen malt René aus, wie er letztens auf Gran Canaria in der Hotel-Bar versackt war. Zunächst hätte alles ganz harmlos mit einem Bier angefangen. Er wollte schon gehen, als es da eine Gruppe schwedischer Touristen hereinleierte. Eine von denen ...

Thomas muss daran denken, wie sie als Studenten gelernt hatten, in dem Saft aus Konservativität und Subversivität zu schwimmen, ohne unterzugehen. Doch einmal hatte er die Orientierung verloren und wäre fast ge-ext worden. Es ging um einen ihrer Kommilitonen,

der an der ungarisch-österreichischen Grenze geschnappt worden war, als er sich nach dem Westen abseilen wollte. Offiziell war nun »Abscheu« angesagt. Verrat an unserem Staat, dem Staat der Arbeitklasse, hätte er begangen, der nun Ehemalige. Wer von ihnen wusste schon, was die mit dem armen Schwein gerade machten, die Stasi oder wer sonst. Bei einer »freimütigen Aussprache«, zu der die Seminarleiterin aufgerufen hatte, versuchte Thomas, den Helden zu spielen, indem er sich weigerte, den Mitstudenten in Bausch und Bogen zu verdammen. Daraufhin rotierten die Mühlenräder, und fast hätten sie ihn zerquetscht: FDJ-Sekretär, Parteisekretär, Sektionsdirektor, und dann irgend so eine Spezie von irgend so einer Behörde. Mit einer schriftlichen Entschuldigung und einem öffentlichen Bekenntnis zum Arbeiter- und Bauernstaat und dessen Führung hoffte Thomas, seinen Hals retten zu können. Aber wahrscheinlich war es René, der ihn endgültig herausgehauen hatte. Ein Onkel von ihm saß in der SED-Bezirksleitung.

»Übrigens, René«, fragt Thomas, »weißt du, wen ich kürzlich mal wieder getroffen habe, ganz zufällig?«

»Na?«

»Den Schmalbach!«

»Wen?«

»Du wirst dich doch noch an unseren Schmalbach erinnern: Geschichte der Arbeiterklasse.«

»Ach nein, den hast du ...? Den Schmalbach?«

»Genau den.«

»Herrlich war's bei dem. Kurzsichtig und halb taub, wie der war, der gute Schmalbach. Erlauben sich denn die Studenten heutzutage in der Vorlesung zu skaten, so wie du damals? In deiner Vorlesung, frage ich?«

»Hingerissen sind die. Kürzlich hatte einer vor lauter Eifer vergessen, Luft zu holen, und man musste den Notarzt rufen!«

»Was für eine Einbildungskraft, typisch Wisweh! Ich habe Einbildung zum Glück nicht nötig, mir hier fressen die alle tatsächlich aus der Hand. Kreuzte doch neulich die Käferstein bei mir auf, eine aus der Nachbarabteilung ...«

Nach der Wende kam René zunächst bei einem Verlag in Stuttgart unter. Vier Wochen später war er wieder arbeitslos, hatte sich dann jobbend herumgeschlagen, und seit einem halben Jahr ist er bei einer

Werbeagentur. Dort schuftet er angeblich wie ein Ackergaul. Und es »rechne« sich. Die Arbeit für das Girokonto schien ihm seit jeher mehr zu liegen als die hehre Wissenschaft.

Thomas muss an den Seminarraum denken, in dem sie all die Jahre hockten. Immer mit Blick auf die einsame Sansevierie in dem Hydro-Topf auf dem Fensterbrett. Gleich vorn neben dem Lehrertisch stand sie und vegetierte dort über all die Jahre vor sich hin. Überall konnte man sie sehen, diese staksigen agavenartigen Dinger, auf den Fensterbrettern der Mensa, in den DDR-einheitlich designten Hydrobänken von HO-Gaststätten, auf den Schreibtischen in den Verwaltungen. Sansevierie und Sozialismus gehörten zusammen. Nicht Kies als Substrat, nein, »moderne« schwarze Kunststoffborste musste es sein.

Selbst bei den Eltern zu Hause stand eine auf der Fensterbank, auch in Kunststoffborste. Die Sansevierie in ihrem Seminarraum aber gehörte sicher zu den armseligsten ihrer Art, so verstaubt sie war und so schräg sie in ihrem Hydronapf hing. Irgendeine mitleidige Seele musste ihr ab und zu etwas Wasser gegeben haben. Thomas hatte das traurige Mitgeschöpf immer im Blick, egal ob über die Zeit der Römer oder über die Vorzüge des Sozialismus debattiert wurde, oder damals, als es um ihren abtrünnigen Kommilitonen ging. So allgegenwärtig wie die Sansevierien waren die Stasi und der Anpassungsdruck. Die Sansevierien und die Stasi sind verschwunden, den Anpassungsdruck aber gibt es immer noch, auch heute in der Post-Sansevierien-Ära.

René schwadroniert über eine weitere seiner Großartigkeiten.

Selbst sein Chef ...

»Das glaubst du doch selber nicht«, wirft Thomas dazwischen.
»Wer weiß, wie dein Gebein schlottert, wenn dein Chef ...«

»Na, du solltest mal sehen ...«

»Rede doch keinen Quatsch, anders ist dieser Druck heutzutage, aber er ist da, eher größer noch. Ohne Stromlinienform treibst du ab.«

»Von wegen! Noch nie habe ich abgetrieben, Gott ist mein Zeuge!«

»Versuch's deinem Bauch zuliebe!«

»Ich und Bauch? Ein Waschbrett habe ich dort, wo es bei dir nur so schwabbelt.«

»Also im Ernst, dieses Bonzentum von damals, das gibt's heute im Prinzip genauso, überall, in der Wirtschaft, in der Verwaltung, in der Wissenschaft – gerade in der Wissenschaft. Wie da mit

Forschungsgeldern und Forschungsprojekt-Anträgen verfahren wird, sag ich dir, mit der Berufung auf Professuren, mit Preisen. Wehe dem, der nicht zu einer Seilschaft gehört oder mit keinem dieser Gurus auf Du und Du steht. Auf dem Bauch muss er kriechen, wenn er nicht auf der Schnauze landen will.«

»Ich nicht. Höchstens ...«

»Weißt du, was mir der Schmalbach gesagt hat? Der aufrechte Gang von heute sei eigentlich nur eine andere Art von Gebücktsein. Pfiffig, wa'? Hätte ich dem nicht zugetraut. Und wirklich ging der Schmalbach selber ganz krumm.«

»Wer weiß, wo der diesen Spruch aufgegabelt hat. Übrigens, Claudia – du weißt schon –, da waren wir doch gestern ...«

Die ganze Zeit über hatte Thomas Aileens Brief im Auge gehabt, jetzt muss er wegschauen. Schon immer protzte der gute Freund mit seinen Amouren. Amüsante Ausrutscher der Natur wären die Frauen, austauschbare Instrumente für ein stets identisches Vergnügen. Marcel Proust war es, dessen Überlegenheitsfantasien er kolportierte. Ranzige Vorurteile, nichts als Tünche, mit der René sein angekränkeltes Selbstwertgefühl übermalt. Aber einen Knick haben wir alle abgekriegt, damals mit der Wende. Ein unverbrüchliches Kennzeichen der Ethnie Deutschland-Ost.

Vom Gedanken an Aileen gefoltert, tritt Thomas von einem Bein auf's andere. Wie naiv bin ich denn, blitzt es in seinem Gehirn, sonnenklar, Aileen hat da noch was am Laufen. Wer so aussieht wie sie. »Ich *mag* Dich« schreibt sie. Verpflichtet zu nichts. Ich »mag« zum Beispiel Leberwurst. Wenn ich Idiot – tatsächlich, was für ein Vollidiot ich bin! – wenn ich doch an diesem Abend oder am Morgen oder eben überhaupt gesagt hätte, dass ich sie *liebe* ...

René ist bei seinen Reiseplänen angekommen, und Thomas fasst sich ein Herz: »Mensch, René, Entschuldigung, ich bin hundemüde. Werde immer viel zu früh wach, präsenile Bettflucht wahrscheinlich, und außerdem ..., ich hab da eine verdammte Scheiße am Hals.«

»Na, lass mich mal raten: eine Frau?«

»...«

»Ha, dacht ich's mir doch! Kenn ich. Was glaubst du denn, wie mir's erst geht! Kürzlich hatte doch meine Claudia ...«

»Nein, René, bitte!«

Nachdem Thomas versprochen hat, nächstens selber der Anrufer zu sein, trennen sich die Freunde unter bewährten Abschiedsfloskeln.

In Thomas köchelt es: Immer wissen meine Freunde schon im Voraus, was ich sagen will, kennen das selbst und alles ist bei ihnen noch viel schlimmer oder viel besser, weit größer, weit kleiner, teurer oder billiger. Oder sie wissen von jemandem, der viel weiter, viel schneller oder gar nicht. Minutiös löffeln sie mir ihren eignen Quark in den Hals und Seihrich von Leuten, die mir scheißegal sind.

Thomas geht zur Spüle und wäscht unter fließendem Wasser ab, Teller, Messer, Tasse. Wann jemals bin ich denn gefragt worden, wie es *mir* geht? Allen Ernstes gefragt, wie es *mir* geht, *mir* verdammt noch mal, *mir, mir, mir!* Bloß meine Eltern, die wollten es wirklich wissen. – Er muss an den Autounfall denken. Plötzlich waren sie nicht mehr da, seine Eltern. Das dumpfe Gefühl in der Brust nimmt noch zu, und im Magen brennt es lichterloh.

Thomas schaltet den Fernseher aus, der nebenher lief, lässt sich in seinen Sessel fallen und greift zur Zeitung. Lustlos kaut er an dem Schinkenbrot, das von gestern. Krumm vor Sehnsucht hatte es im Kühlschrank auf ihn gewartet.

Lange Zeit schien ihm der Part, den er in seinem eigenen Leben zu spielen hat, vorläufiger Art zu sein, so, als ob er noch viel Zeit habe, für das Leben zu üben. Doch mit seinem vierzigsten Geburtstag überkam es ihn wie eine Eingebung von ganz oben, nämlich dass es für ihn nur diese eine Vorstellung gibt. Und, stochert er weiter in sich herum und mittlerweile auch in einem Rest vom Heringssalat, ich hab keine Ahnung, wie das Ganze enden wird, mit mir in der Hauptrolle! Ausgerechnet René war es, der gewarnt hatte, das Schlimmste, was im Leben passieren könne, sei, es zu verpassen. Gerade er, der nichts anderes tut, als sein eigenes Leben zu vertändeln!

Andererseits, was schon hilft beruflicher Erfolg. Eine Betäubungsspritze ist das, ein Rückzugsraum, Sublimierung des eigentlichen Lebens. Und in meinem Fall ständig diese verdamnte Ungewissheit mit der Stelle. Arbeitslose Historiker gibt's genug. – Nichts erlebt, sitze ich hier rum und warte auf etwas, von dem ich gar nichts weiß. Wie ein Holzbock: Sich einfach drauf fallen lassen, auf das Leben, wenn es zufällig mal vorbei spaziert. Nein, nicht nur *begriffen* werden muss es, dieses Leben, es muss *gegriffen* werden!

Seinen schalen Gedanken hingegeben, schlendert Thomas zu seiner Bücherwand. Bisher habe ich nichts als Bücher gegriffen. Bestenfalls begriffen.

Einen Band über die letzten Kreuzzüge zieht Thomas heraus. Neulich erst hatte er ihn in dem Antiquariat in Nähe der Uni erstanden. Beim Blättern steigt ein feiner Zigarrenduft in seine Nase. Wer weiß, wie lange der Vorbesitzer schon tot ist. Nichts ist von ihm geblieben, nur dieser Hauch von Zigarre. Und was bleibt von mir? Zweiundvierzig bin ich, und nichts hab ich, was von mir bleibt. Und auch nichts, womit sich meine Zukunft auspolstern lässt. Eine Frau und Kinder, Vater sein, das wär's!

Mach dir nichts vor, das Tor zum Leben ist zu, und du bist draußen. Ein Wunder müsste geschehen, sollte die Tür noch mal aufgehen. Großvater könnte ich schon sein, wenn damals die ... – Kerstin hieß sie, meine Tanzstundendame, meine allererste Begegnung mit dem Eros. Nur geküsst hatten wir uns. Wer weiß, wen das Schicksal für sie vorgesehen hatte, mich jedenfalls nicht. Rührend war sie. Aber für mich Idioten musste es eben Petra sein. Alle wollten sie, und ich kriegte sie, für drei Wochen. Tja, und die anderen Mädchen, was ist aus denen geworden? Und was wird aus mir? Ein Prof bin ich, befristet. Einigermaßen beliebt. Aber nur Mittelmäßige sind beliebt. Mittelmäßig bin ich. Mittelmaß trotz dieser verdammten Plackerei!

Von nebenan dringt stupide Retortenmusik: »... umpf-umpf-umpf-umbumbumb-umpf-umpf-umpf ...« Kahl geschoren, dieser Nachbar, und ständig dieses »Umpf-umpf-umpf«. Deutlich älter als dieser Glatzkopf von dort drüben, hatte es Thomas ein paar Mal schon mit Grüßen versucht. Doch kaum, dass sich die Lippen des anderen zu einer Antwort kräuselten.

Lustlos gleitet sein Blick über die Buchseiten hin. Ludwig der Neunte, König von Frankreich, beseelt davon, das Heilige Land von der Herrschaft der »Ungläubigen« zu befreien. Die Kreuzritter, liest er weiter hinten, von den Verlockungen des himmlischen und irdischen Lohnes in die Fremde getrieben, wurden nach und nach selbst zu Orientalen. Und schließlich scheiterten sie alle. *Scheitern* – seltsames Wort. Im praktischen Leben gescheitert.

Was soll ich denn nun machen mit meinem Leben, wühlt es in Thomas, mit diesem einen und aller Wahrscheinlichkeit nach einzigen? Aileen, sie sollte meine Bestimmung sein. Tiefsinnig, Witz

hat sie, weiß mich zu nehmen. Und angeglüht habe ich sie, ich Blödian, am Abend, im Konzert und danach. Einfach »verreist« ist sie, die spröde Kuh! Und ich Blödmann habe das Treffen mit Ivonne abgesagt! Werde sie noch mal anrufen. Oder besser noch Astrid. – Nein, die ist einfach zu jung für mich. Ständig will sie ausgeführt werden, immerzu Partys, und bis zum frühen Morgen Disko.

Thomas klappt das Buch zu und schlürft eine Weile rund um den Tisch herum. Einen Hund, vielleicht sollte ich mir einen Hund anschaffen? Oder eine Katze. Mein Peterle, das gute Tier, wie freute der sich doch immer, wenn ich von der Schule nach Hause kam! Tot ist er, mausetot, so wie alles hier. Verkeimt ist die Wohnung und trotzdem steril. Ich selber bin ja schon halbtot. Verschimmeln würde ich hier, wenn ich mich umbrächte. Keiner würde sich eine Träne abquetschen. Die Fakultät wäre froh, wenn sich die Sache mit meiner Stiftungsprofessur so elegant erledigte. Und Aileen?

Thomas setzt sich und schließt die Augen. Erschüttert steht sie an seinem Grab, ganz in Schwarz. Nein, nicht erschüttert, eher sehr gefasst ist sie. Ein Mann ist da. Der wartet im Hintergrund. Dann geht er einen Schritt auf sie zu und umfasst ihre Schultern. Als sie sich ihm zuwendet, mit ihrem liebevoll strahlenden Lächeln, reißt es Thomas in die Höhe. Er geht zum Fenster. Die einzigen, die litten, sind die drei Pflanzen hier. Mit der Gießkanne verträpfelt er Tag für Tag das lebenspendende Nass. Das Usambara-Veilchen, ein Geburtstagsgeschenk von Frau Gänsecke. Nachdem es sämtliche Blüten verloren hatte, sprießen nun reichlich neue hervor, Knospen noch, doch da wenigstens ist Hoffnung.

Die liebe Frau Gänsecke. Tagtäglich sind zwar viele Leute um mich herum, doch keiner mit dem nötigen Tiefgang. Niemand, bei dem ich meinen Seelen-Müll abladen kann. Und möchte. Allenfalls Gitte. Na eben, wie weit ist die denn überhaupt mit ihrer Doktorarbeit? Ein bisschen mehr Dampf könnte ihr nicht schaden.

Thomas legt sich schlafen. Zuvor noch prüft er, ob das Telefon in Ordnung ist. Könnte ja sein, dass Aileen ... Die Gitte ist zwar nicht mein Fall, aber sie hört zu, und nach Herzenslust lässt es sich mit ihr schwatzen. Trotzdem, ausheulen möchte ich mich bei ihr nicht. Ich bin ihr Chef, und Chefs lösen ihre Probleme selbst.

Hundemüde ist Thomas, machulle, wie Großmutter immer sagte, doch das Bett hält ihn nicht. Er steht auf, zieht sich wieder an und fährt zu Aileens Haus. Die Fenster ihrer Wohnung sind dunkel. Unfassbar, dort oben war er auf dem Berg des Glücks! Verwaist ist nun alles. Er klingelt an der Haustür. Nichts.

Den Rest der Nacht quält sich Thomas mit Einschlafversuchen ab. »Mein rechter Daumen wird warm und schwer, ... warm und schwer, ... schwer«, redet er sich in immer neuen Anläufen ein. »Der Zeigefinger wird auch ganz warm und schwer.« – Weder warm noch schwer wird da etwas.

Gerädert verlässt er anderntags sein Haus.

Frau Gänsecke empfängt Thomas auf seinen verhaltenen Gruß hin mit einem betont fröhlichen »Guten Morgen!«. Zwei dicke Unterschriftenmappen hat sie vorbereitet. Da der Instituts-Chef auf Dienstreise ist und die anderen angeblich keine Zeit haben, muss Thomas ihn diesmal vertreten. Verwaltungskram mag er gar nicht. Rechnungen, drei Bewerbungen, ein Stellenangebot, Junk-Mail in Massen, Rundschreiben, ein Aufruf, sich an einem Forschungsschwerpunkt zu beteiligen, ein anderer, bei einer Protestkundgebung gegen die geplanten Mittelkürzungen mitzumachen, ein Brief eines Absolventen mit der Bitte um ein Promotionsthema, zwei Krankmeldungen von Studenten, eine Aufforderung, die seit Jahresanfang erschienenen Publikationen der Zentralbibliothek zu melden – Thomas blättert alles hastig durch. Manches wandert sofort in den »praktischen Rundordner«, wie die Gänsecke den Papierkorb titulierte, anderes erledigt er per Diktat. Der Rest soll den Dinkel angrinsen, wenn er gutgelaunt zurückkommt.

Thomas muss sich beeilen, da just zu dieser Stunde einige Studenten kommen. Ihre Belegarbeiten müssen durchgesprochen werden, und eine Studentin soll einen Probevortrag halten. Gleich danach winkt ein Termin im Uniklinikum, diesmal bei Sobetzki. Vorher aber noch ein Anruf in Aileens Buchladen. – Verreist sei sie und würde erst in einigen Tagen zurückerwartet!

Das Gebäude, auf das Thomas zusteuert, ist das jüngste der Universität. In ihrer Uni-Zeitschrift war hiervon mitunter die Rede. Letztens kündete ein Foto davon, dass der Rektor und einige andere Offizielle mit einer Delegation der japanischen Partner-Universität hier zu Gast waren, am Institut für Neuropsychologie. Sie hatten weiße Kittel übergestreift bekommen und setzten sich vor einem großen grauen Gerät bildwirksam in Szene.

Im Eingangsbereich verweist eine Wegetafel auf Thomas' Ziel: *Professor Dr. K. Sobetzki, Abteilung Kernspintomografie*. Auf dem Flur hängen Poster, buntgefleckte Gehirne sind zu sehen, der Text ausnahmslos in englischer Sprache. Eine der Türen steht offen und

gibt den Blick frei auf eine eher schlichte, büroartige Ausstattung. Zwei Türen weiter die zum Abteilungs-Chef.

Thomas kennt den Kollegen vom Hochschulverband her. Sobetzki hatte sich auf einer ihrer Versammlungen für die Intensivierung der Öffentlichkeitsarbeit ausgesprochen. Die Universitäten in Amerika würden von außen viel intensiver wahrgenommen und fänden daher auch weit leichter Sponsoren. Außerdem sollte jeder wissen, wofür er die Steuergelder ausgibt. Gute Forschung sei nun mal teuer – »verdammt teuer«, hieß es bei ihm. Wenn aber die Öffentlichkeit dahinter stünde, fiel es den Politikern leichter, die ohnehin nur »tröpfelnden Geldflüsse« – genau so hatte er gesagt – in Richtung Universität zu lenken.

Sobetzki kommt mit einem Strahlen auf Thomas zu und schüttelt ihm die Hand so herzlich, als seien sie gute alte Bekannte. Schwungvoll rückt er einen Stuhl zurecht, um seinem Gast Platz anzubieten, und mit fragendem Blick meint er, sie müssten sich doch von irgendwoher kennen, im Moment aber wisse er nicht recht, wann und wo ...

Thomas erinnert an die Veranstaltung des Hochschulverbandes und echot, dass auch seines Erachtens »public relations« für ihre Universität sehr wichtig seien. Institute an seiner Fakultät wären geschlossen worden, ohne dass man davon nennenswert Notiz genommen hätte, eben weil ...

»Natürlich, ganz selbstverständlich«, wirft Sobetzki ein, »sage ich ja immer, raus muss die Uni, auf den Markt damit!«

»Meine ich auch. Hätte man die Zeitung für sich gewonnen gehabt, wäre manches nicht passiert.«

»D'accord, d'accord, Herr Wisweh. Aber ich sehe auch so etwas wie einen Bildungsauftrag der Universitäten für ihre Stadt. Die Leute hier werden sich nur dann mit ihrer Uni identifizieren, wenn sie von uns oft genug was zu hören kriegen. Auf den Markt damit! Große öffentliche Vorträge also und Vorführungen. Auch in die Betriebe muss man gehen, unseren potenziellen Sponsoren die Bude einlaufen!«

Wie Thomas taxiert, ist Sobetzki etwa seines Alters. Mittelgroß, von der eher stämmigen Art. Etwas Bubenhaftes hat er, sehr gewinnend, wenn auch sein Äußeres nicht das ist, was die Frauen dahinmählt. Ein Gesicht voller Bart ohne irgendwelche Anzeichen einer besonderen Bartkultur, sein Kopfhaar wächst dafür umso spärlicher. Dunkel ist es, ohne auch nur einen Anflug von Grau.

»Vor allem müssen wir das hiesige Bildungsbürgertum ansprechen. 'Bildungsbürgertum', Herr Wisweh, gibt's gar nicht mehr, was? Riecht zu elitär.« Mit gewollt konspirativem Gesichtsausdruck raunt er dann: »Existieren tun sie aber, diese Leute, diese Beethoven-Hölderlin-Chagall- und- Opern-Bescheidwisser«, sagt er mit breitem Grinsen. »Die werden unsereinen zu den Fachidioten rechnen.« Und auf Thomas' Abwehrgeste hin meint er: »Ist schon so, der Leistungsdruck lässt kaum noch Zeit für ästhetische oder sonst wie geartete intellektuelle Ansprüche. Oder ist das nur eine Ausrede? Abends vor der Glotze zu sitzen, mag vielleicht doch angenehmer sein, als sich auf hartem Stuhl ein Oratorium reinzuquälen. Oder einen Vortrag aus, sagen wir«, lacht Sobetzki ungeniert, »na, Herr Kollege? – Zum Beispiel von einem Historiker.«

Thomas lacht höflich mit.

Aufgestützt auf den linken Ellenbogen, zupft Sobetzki beständig in seinen Barthaaren herum. Die braunen Augen blicken flink und verraten denkerische Schärfe. Tatsächlich aber, bekennt Sobetzki dann, gut täte es ihm, wenn jemand seine mageren Geschichtskenntnisse aufpolierte. Die Paukerei von Jahreszahlen hätte ihm das Fach seinerzeit so vergrault, dass er in puncto Geschichte bis zum heutigen Tag mit einem ausgewachsenen Manko herumrennen müsse.

Herrlich locker sagt er das, der Herr Kollege. Aileens Verlade rumort bei Thomas nur noch im Hintergrund. Aber hartnäckig. Wie ein Tinnitus.

Sobetzki erzählt, wie er seine Strecke gefunden habe. Von Haus aus Mediziner, Neurologe, wäre er nun ganz der Neuropsychologie verfallen. Die Möglichkeiten, die die modernen bildgebenden Techniken von heute böten, hätten ihn vollständig okkupiert. Sie erlaubten in gewisser Hinsicht einen Blick in die Seele, ins Privatissimum. Patienten spielten für ihn nur noch eine untergeordnete Rolle, vor allem arbeite er mit Versuchspersonen.

»Sicher sind da auch tief religiöse Menschen dabei«, wirft Thomas ein, um auf den Punkt zu steuern.

»Herr Wisweh, die Frage, der Sie da nachgehen wollen, interessiert mich selbst, nämlich: Was passiert im Gehirn von Menschen, wenn sie beten und sich gerade in der spirituellen Versenkung befinden? Allerdings habe ich persönlich mit Religion nichts am Hut, kenne mich

da zu wenig aus.« Geradlinig sieht er ihn dabei an, offenbar um zu prüfen, wie Thomas damit klarkommt. »Wie auch sollte man an geeignete Probanden herankommen, in Klöstern vielleicht. Vielleicht, was weiß ich, den Papst einladen, hm? Oder lieber doch nicht«, lacht Sobetzki, »zu viel Spesen«. Und wieder der Prüfblick. »Vor allem haben wir ja unsere eigenen Projekte abzuarbeiten, da bleibt kaum Zeit für anderes. Andererseits das, was seit einiger Zeit unter dem Begriff 'Neurotheologie' firmiert, wurde von Leuten ins grelle Licht der Öffentlichkeit gerückt, die mit bildgebenden Verfahren arbeiten. So wie wir also.«

»Unter bildgebend verstehen Sie ...«

»Die funktionelle Kernspintomografie, die Magnetresonanztomografie, kurz: MRT. Auch *Magnetic Resonance Imaging* genannt, *MRI*. Gucken wir uns doch einfach mal die bildgebende Wundermaschine an, mit der wir das Gehirn gläsern machen«, fordert der Kollege auf.

Kräftig ausschreitend geht Sobetzki voran, runter in das Kellergeschoss, und dort stehen sie vor dem klotzigen Apparat, denselben, den Thomas kürzlich in der Uni-Zeitung gesehen hatte. Ein junger Mann wird von einer Assistentin gerade in seine Aufgaben als Versuchsperson eingewiesen. Student ist er, wie sich herausstellt. Sobetzki stellt die Anwesenden einander vor und erklärt:

»Äußerlich können Sie nicht allzu viel sehen, Herr Wisweh, so ein Hirnscanner ist ein Kasten mit einem großen Loch, in das wir Menschenköpfe schieben. Wir lassen unsere Probanden auch gern in das Gerät hineingucken, damit niemandem bange ist, da lauere vielleicht eine Art von Guillotine, die seinen Kopf in Scheibchen hackt. Denn, das hat sich herumgesprochen, um Hirnschnitte geht's uns. Allerdings ohne Blut zu vergießen.«

Thomas hebt beide Hände, um anzudeuten, dass er ihm das gerne abnimmt.

»Um dieses Loch herum ist ein Kranz von Detektoren angebracht, von Messfühlern also. Da drin, hinter der Verkleidung. Und diese Detektoren registrieren, was an Signalen aus dem Kopf herauskommt. Normalerweise ist da nichts, was sie verwerten können. Das ändert sich, wenn von dieser Maschine ein starkes Magnetfeld angelegt wird, zigtausendmal stärker als das der Erde. Bei neueren Geräten sogar mehr als hunderttausendfach. Im Wesentlichen kommt es dabei auf

den Wasserstoff an, und der ist reichlich vertreten in unserem Gehirn.«

»Wasserstoff – Wasser – Wasserkopf?«, versucht Thomas, witzig zu sein. »Und schon denke ich an unsere Verwaltung«.

Sobetzki dankt mit einem schniefenden Lachen, kommt aber sofort wieder zur Sache: »Das Proton, das den Atomkern des Wasserstoffs bildet, verfügt über eine Eigenschaft, die als Eigenrotation oder Drehimpuls bezeichnet wird. Zur Veranschaulichung sagt man das so, die Quantenphysiker sprechen von *Spin*. In *Kern-Spin-Tomographie*«, apostrophiert er, wobei er mit dem Zeigefinger »Spin« in seinen Handteller schreibt, »finden Sie den Begriff wieder. Durch diesen Spin nämlich bilden die Protonen winzige Magnetfelder aus, und der Riesenmagnet in unserem Gerät zwingt diese in eine einheitliche Richtung.«

Der Kollege holt ein Blatt Papier herzu und skizziert mit wenigen Strichen, wie sich Thomas das Ganze vorzustellen hat.

»Dann werden Störimpulse ausgesendet, die das Magnetfeld wieder zerhacken. Und das bewirkt – Gott oder, korrekter eben, der Natur sei es gedankt –, dass von den Protonen Impulse ausgesendet werden. Diese sind stark genug, durch die Schädelknochen bis nach draußen zu dringen. Und dort werden sie dann von den Sensoren registriert.«

Eine angenehm unaufdringliche Gelehrsamkeit, Thomas gefällt die Art des Kollegen. Allerdings fragt er sich, inwieweit das alles für ihn nun wichtig ist. Als ob Sobetzki seine Gedanken erraten hätte, fährt er fort:

»Das Ganze ist kahle Physik, Herr Wisweh, Quantenphysik, vom Nicht-Physiker nicht wirklich zu verstehen, für mich ebenfalls dunkel. Mit Medizin und Biologie hat das ja zunächst sowieso nichts zu tun. Nur eben, dass diese Teilchenphysik von uns genutzt wird. Dafür sorgt eine ausgefeilte Technik, von deren Feinheiten wir als Anwender ebenfalls keine Ahnung haben. Jeder kennt das ja von seinem PC her. Manche meinen, wenn sie einigermaßen mit der Maus umgehen können, wüssten sie, was ein Computer ist.«

Noch ein paar weitere Details glaubt Sobetzki wenigstens im Ansatz erläutern zu müssen, und Thomas bemüht sich, alles zu verstehen und zu behalten, im Vertrauen darauf, dass das Ganze am Ende etwas mit seiner Frage zu tun hat.

»Und die Bilder?«, will er nun wissen.

»Und die schönen Bilder, Herr Wisweh, das haben wir auch gleich. Die Sensoren, von denen ich vorhin sprach, sind so um den Kopf herum angeordnet, dass die einzelnen Impulsgeber im Inneren des Kopfes, also die Wasserstoffatome letztlich, recht genau geortet werden können. Sache des Computers ist es dann, sich aus der Lage dieser atomaren Impulsquellen im Kopf ein Bild zu machen. Und genau das soll er ja, Bilder machen.«

Sobetzki bittet Thomas an einen der Labortische und malt auf einem Bogen Papier mit lockerer Hand einen Schnitt durch den Kopf. Die unterschiedlichen Wasserstoffdichten punktiert er so, dass sich am Ende Hirnstrukturen ergeben.

Thomas' Gedanken wandern zwischendurch immer mal fort. Vielleicht ist Aileen mittlerweile zurück? Müde ist er, die halb durchwachte Nacht fordert immer stärker Tribut. Sobetzi blitzt ihn kurz an, scheint sein Tief zu bemerken und verzichtet auf den Rest der Punktierung:

»Was nun wirklich herauskommt, sehen Sie hier.«

Er springt auf und zeigt auf eine Reihe von Abbildungen, die die Wände des Raumes schmücken. Gehirne, wohin man schaut. Quer und längs geschnitten, hier und dort auch als Ganzes von außen her zu sehen, so, als ob das Schädeldach abgetragen worden sei. Deutlich zeichnen sich die Hirnwindungen ab. Auf den meisten Bildern fallen Stellen auf, die wie mit Buntstift ausgemalt erscheinen, blaue, gelbe, rote, grüne Felder. Hier und da kleine rote oder grüne oder gelbe Punkte oder Quadrate.

»Allesamt Bilder, die wir selbst geschossen haben. Die farbigen Markierungen sind unser Dreh- und Angelpunkt: Sie erzählen uns etwas über die Durchblutung der jeweiligen Hirnregionen und damit über deren Aktivität. Je nachdem, was unsere Probanden gerade tun oder denken oder fühlen, ist die Hirnaktivität mal in der einen, mal in einer anderen Region größer. Stärker durchblutet also. Auf einen Blick zu sehen. Toll, was?«

Sobetzki strahlt, als ob er das Wunder dieser Technik selbst nicht recht fassen könne.

»Und hier, Herr Kollege, sehen Sie unsere Bilderküche«. Er verweist dabei auf einen Nebenraum, in dem einige große Monitore zu sehen sind, Keyboards, Drucker. Auch zwei PC. Äußerlich nicht anders

als der, den Thomas zu Hause hat. Einer der Monitore, vor dem ein junger Mann im Rollkragenpullover hockt, zeigt in mehreren Reihen angeordnete Mini-Hirnschnittbilder. Dazwischen sieht man Tabellen mit Zahlen und irgendwelchen technischen Angaben.

Professor Sobetzki wird ans Telefon gerufen. Als er zurückkommt, hebt er beide Arme und bedauert, abbrechen zu müssen, ein Gast aus Los Angeles, ein guter Freund des Hauses, sei vor der angekündigten Zeit eingetroffen.

»Tut mir aufrichtig leid, Herr Wisweh. Könnten wir uns nicht irgendwo treffen und da weitermachen, wo wir jetzt aufgehört haben? Heute Abend vielleicht? Mein Gast wird zum Umkippen müde sein, seit zwei Tagen ist er unterwegs. Er will mich nur kurz sehen und so früh wie möglich in sein Heiabettchen verschwinden.«

Thomas stimmt gern zu, obwohl selbst hundemüde, und schlägt das »Corso« vor. Für halb acht verabreden sie sich.

Auf dem Rückweg schaut er zu Hause vorbei, nur um den Briefkasten zu kontrollieren. Nichts. Im Institut dann hofft er, dass Frau Gänsecke eine Nachricht parat hat. Mehrere Anrufe hatte sie entgegengenommen, aber nicht den erhofften.

Für den Rest des Tages müht sich Thomas mit dem Manuskript zu einem Handbuchartikel ab, das eigentlich schon längst fertig sein sollte: »Deutsche Gründungsstädte zu Beginn der Neuzeit«. Denn mit der Institutspost vom Nachmittag war ein Brief vom Herausgeber eingetroffen, worin dieser »höflichst« bittet, ihm die noch ausstehende Arbeit so rasch wie möglich zuzusenden. Dass Frau Gänsecke immer mal wieder einen Anruf durchstellt und ihm zwischendurch Bürokräm vorlegt, stört Thomas nicht. Im Gegenteil, bei ihm funktionieren Denken und Schreiben nach einer kurzen Unterbrechung umso besser. Den Versuch, Aileen anzurufen, unternimmt er nicht mehr. Soll sie sich selber melden, wenn sie was von ihm will!

Leute in so einen Hirnscanner zu schieben, findet Thomas, ist sicher einfacher, als den verdammten Absatz zu formulieren, den er schon ein paar Mal umgeschrieben hat. Zu guter Letzt erscheint er ihm als völlig entbehrlich – Löschtaste, und weg! Es gibt Genüsse, die bestehen im Verzicht. Das soeben war einer. Morgen wird er den Artikel von Anfang bis Ende noch einmal durchgehen und dann zisch

und ab mit der Post! Schon im Gehen ist Thomas – Sobetzki sollte nicht auf ihn warten müssen –, da kehrt er wie ferngelenkt um und unternimmt einen, wie er sich schwört, letzten Versuch, Aileen zu erreichen. Vergeblich. Wenn sie nichts zu verbergen hat, kann sie mich doch wissen lassen, wo sie ist, Herrgott noch mal! Aber gut, der Bus ist abgefahren, ad acta mit ihr!

Thomas hat die Tür schon abgeschlossen, als er das Telefon läuten hört. Vor Aufregung findet er nicht sofort den richtigen Schlüssel. Als er endlich zum Hörer greifen will, bricht der Anruf ab. Enttäuscht wendet er sich wieder zur Tür, da läutet es erneut. Sobetzki ist es. Sein amerikanischer Gast habe ihn angerufen, der Jet-Lag hätte ihn am Kragen. Obschon *deadly tired*, finde der Kollege nicht in den Schlaf und wünschte, dass er, Sobetzki, doch noch zu ihm käme. Sie verschieben ihr Treffen auf einen der nächsten Abende.

Hilmar findet keine Ruhe mehr, seit er bei dem Jagdausstatter war. Er will, nein, er muss heute noch mal hin. Seit Tagen drehen sich seine Gedanken fast nur noch um Pistolen. Wie ein kleiner Junge kommt er sich vor, der heimlich Geld gespart hat und dafür nun, ebenso heimlich, eine elektrische Eisenbahn kaufen will. Keine Idee hat er, wofür er eine solche Pistole eigentlich braucht. Dennoch ist ihm, als wisse er es ganz genau.

Wie beim letzten Besuch begrüßt ihn der würdige Herr, und wieder fühlt sich Hilmar beklommen. Auf seine Frage nach Handfeuerwaffen bekommt er mit einer angedeuteten Verbeugung den Weg in die Waffenabteilung gewiesen. Hier erwartet ihn ein Verkäufer, den Hilmar beim ersten Male nicht gesehen hatte. Ein anderer Kunde verabschiedet sich gerade. Was es denn sein dürfe, fragt der Verkäufer. Ach, er wolle eben nur so schauen, sagt Hilmar gespielt beiläufig, jedoch mit schlecht verhohlener Erregung. Wahrscheinlich brauche man für diese Dinger hier, er weist auf die Pistolen und Revolver, doch so etwas wie einen Waffenschein?

»Nicht für diese Waffen zum Beispiel, Vorderlader mit historischem Charakter«, bekommt er zur Antwort. Der Verkäufer zeigt auf wunderschöne Pistolen, ähnlich denen, wie sie sich Hilmar in seinem Buch schon oft angesehen hat. Reich verziert sind sie, allerdings nicht gerade billig.

Als der Verkäufer das Zögern seines Kunden spürt, lenkt er ein und weist auf eine schlichtere Variante. Das sei nicht etwa eine Attrappe, wie man sie als Kunstgewerbe-Artikel erhalten könne. Der Verkäufer macht eine kleine Pause und mustert Hilmar scharf über seinen Brillenrand hinweg. Nein, hier handele es sich um ein sehr schönes Beispiel eines Imitates. Natürlich nur ein Imitat, bei diesem Preis! Mit ihm sei man aber dem historischen Vorbild sehr genau gefolgt. Entsprechend ordentlich wäre auch die Mechanik gearbeitet. Übrigens ein Produkt aus einer deutschen Werkstatt. Wieder blinkt der Verkäufer Hilmar taxierend an.

»Und was kostet die?«

»Der Preis: einhundertfünfundzwanzig Euro.«

Als Handwerker weiß Hilmar eine gute Arbeit zu schätzen. Prüfend nimmt er die Pistole in die leicht zitternde Hand und schaut fragend auf den Verkäufer, als er den Abzug probieren will. Der nimmt ihm die Pistole aus der Hand, spannt den Hahn und gibt sie Hilmar wieder zurück. Merklich ist der Widerstand des Abzuges – und »peng« knallt der Hahn auf die kleine Zündplatte.

»Zu diesem Produkt gehört ein Satz Zündhütchen, den sie bei uns jederzeit auch nachkaufen können. Schauen Sie.«

Der Verkäufer legt ein Zündhütchen auf die Zündplatte, Hilmar darf den Abzug bedienen – und »PENG !!« und ein bisschen Rauch. Das hat überzeugt.

Mit seinem Kauf in der Umhängetasche eilt Hilmar nach Hause. Zu Sabine sagt er, er wolle noch mal rasch in den Garten, ein, zwei Zaunfelder wären zu reparieren. Letztens beim Verschneiden der Hecke sei ihm das aufgefallen.

Hilmar setzt sich in seinen Golf, und zehn Minuten später ist er am Ziel. Die Tür der Gartenlaube schließt er hinter sich ab und langt hastig nach dem Holzkasten in seiner Tasche, in dem das Objekt seiner Begierde verpackt ist. In den letzten Jahren hat er sich persönlich kaum jemals etwas geleistet. Sabine würde sicherlich nur lächeln, wenn er ihr vom Kauf dieser Pistole erzählte. Nein, die paar Euro sollten für ihn schon mal drin sein. Außerdem hat ihn Sabine durch ihr Buch ja erst animiert. Er spannt den Hahn, betätigt den Abzug und: Peng. Ein Zündhütchen aufzulegen, getraut sich Hilmar nicht, zu laut. Eine feine Bohrung fällt ihm auf, die von der Zündplatte in das Innere des Laufes führt. Der Zündkanal ist es, wie er von einem Schema in seinem Buch her weiß. Ganz einfach, natürlich: Das Schießpulver, das zuvor in den Lauf gestopft werden muss, wird durch ein Zündhütchen von der Zündplatte her über diesen Kanal zur Explosion gebracht. Sollte tatsächlich funktionieren. Was er brauchte, ist Schießpulver. Pro behalber legt er nun doch ein Zündhütchen auf und gerade, als er den Abzug betätigen will, kommt ihm die Idee, dass er zu Hause im Keller noch Reste von der letzten Silvesterknallerei aufbewahrt hat. Die muss er haben, sofort.

Fast hätte Hilmar auf der Rückfahrt eine Fußgängerin überfahren, die unverhofft zwischen zwei parkenden Autos auftauchte. Neulich erst der Fahrradfahrer, den er beim Rechtsabbiegen übersehen hatte. Er muss sich stärker konzentrieren! Zu Hause angelangt, hält Hilmar die Feuerwerkskörper auch schon in der Hand. Bei ihm herrscht Ordnung. »Mega-Böller« steht auf der Verpackung. Er habe etwas vergessen, presst er hervor, als Sabine die Kellertreppe herunterkommt, und müsse noch mal schnell zurück in den Garten. Mit einem kurzen »Tschüss« drückt er sich an ihr vorbei.

Wieder in seiner Gartenlaube, holt Hilmar in fliegender Hast den Pistolenkasten hervor, verstaut ihn zusammen mit den Knallkörpern in seiner Umhängetasche und fährt vier, fünf Kilometer hinaus bis zum Waldrand. Dort biegt er in einen Fahrweg ein, und nach einem weiteren Kilometer ist er genügend weit von der Straße entfernt, um sein Experiment zu wagen.

Mit dem Taschenmesser öffnet er vorsichtig den Pappmantel eines dieser Böller, und nach einigen kleinen Schnitten und Stichen rieselt die Pulverladung heraus. Von dem Pulver lässt er nur sehr wenig in den Lauf rinnen, es soll um Gottes willen nichts passieren. So, nun das Zündhütchen aufgesteckt und ...

Hilmar schaut sich um, ob er denn wirklich allein ist. Totenstille. Die Zeit über hat er den Pistolenlauf hoch gehalten, damit das Pulver nicht herausfällt. Jetzt soll es sein. Mit etwas Aufregung spannt er den Hahn und – noch einmal schaut er sich um. Dann schließt er die Augen bis auf einen Spalt und betätigt Millimeter für Millimeter den Abzug. Es knallt. Allerdings nicht lauter, als von der Explosion des Zündhütchens her zu erwarten war. Anders aber als zuvor im Laden fauchte eine Flamme aus dem Pistolenlauf heraus. Das Pulver hat gezündet, das Ding funktioniert! Nach seiner Überlegung bedarf es nur der Dämmung, um das Pulver im Lauf ordentlich explodieren zu lassen. Erneut füllt Hilmar die Pistole mit dem Pulver, deutlich mehr als vordem, und verstopft den Lauf mit einer Kugel aus dicht gedrehtem Papier, das er in seiner Jackentasche findet. Ein neues Zündhütchen und – ein ordentlicher Rums lässt ihn bis ins Mark erschrecken. Es dröhnt noch eine ganze Weile. Ob im Wald oder in seinen Ohren, vermag er nicht zu sagen.

Schnell springt Hilmar in sein Auto und ist bald darauf wieder auf der Straße. Niemand konnte ihn gesehen haben. Am Garten angekommen, zieht er sich in die Laube zurück und versteckt den Pistolenkasten samt Utensilien in einer alten Werkzeugkiste, die er über Jahre hin nicht mehr benutzt hat. Darin wird niemand etwas suchen.

Auf der Bank vor der Laube findet er langsam Ruhe. Lächerlich, diese ganze Aufregung! Was ist denn schon dabei. Ein hübsches Spielzeug, basta. Allerdings, arbeitet es in Hilmar, wenn ich auf den Papierstöpsel noch ein Steinchen packe, dann wird dieser Spaß zu einer echten Waffe. Zum Beispiel könnte ich ja auch die Metallkugeln nehmen, die ich vor längerer Zeit mal aus dem alten Kugellager herausgepult hatte. Den Tod hätte ich dann in der Hand.

Dass man für eine solche Pistole aber auch keinen Waffenschein braucht?! Noch nicht einmal meine Personalien wollte der Verkäufer notieren. Töten könnte ich mit dem Ding hier, morden, der Teufel sein. Oder – eine heiße Welle durchrieselt ihn – sein wie Gott, der strafende Vater!

Hilmar wird ruhiger. Eine Ameise krabbelt an seinem Hosenbein hoch. Mit dem Finger schnipst er sie weg. Nach einer Weile ist ihm schläfrig zumute. Er faltet die Hände, schließt die Augen und denkt an den Vater im Himmel. Wie sonst auch, achtet er darauf, dass er beim Beten nicht beobachtet werden kann. Man weiß ja nie, ein Blick über den Zaun oder so. Bei seiner Andacht mag er keine Zeugen, und auch nur dann hat er die Chance, mit Gott allein zu sein. Zunehmend entspannt sitzt Hilmar da. Nach und nach ist ihm, als träume er. Langsam verliert sich seine Körperschwere.

»GOTT, DU mein GOTT, ich gehöre DIR. Schau auf mich herab. DU bist groß, unendlich mächtig. Ich kann DICH nicht sehen, aber ich spüre DICH. DIR nahe will ich sein. Nahe. Und ich will DIR dienen.«

Nach einer Weile kommt in Hilmar eine eigenartige Helligkeit auf, kaum merklich zunächst, dann immer deutlicher. Und anheimelnde Wärme durchströmt ihn. Nur wenige Male erst hatte er dieses Gefühl gehabt.

»GOTT, DU bist es. Ich bin DEIN Diener.«

Das Strahlen in seinem Körper hält an. Hilmars Brust weitet sich. Grenzenlosigkeit empfindet er. Nach und nach taucht er ein in eine Welt, die riesig ist. In ihr löst er sich auf. Es ist die Welt Gottes. Gott selbst ist es. Er durchstrahlt ihn mit seinem Licht und seiner Wärme. Hilmar ist, als ob er darin zerflösse. Eins ist er mit dem Herrn, wunderbar eins. Noch nie war er Gott so nahe. Und jetzt: Groß ist sein Denken auf einmal. Der Herr lässt ihn an seiner unermesslichen Größe teilhaben. Leise murmelt Hilmar vor sich hin:

»Mein GOTT, wie gewaltig DU bist! Die Menschen denken DICH viel zu klein. DU brauchst das Lob von uns Winzlingen nicht. Unser Flehen kümmert DICH nicht, auch nicht unser Glaube. DU lässt es mich jetzt erfahren. DU bist das All, und wir Menschen meinen, dich lobpreisen zu müssen, glauben, vor DIR katzbuckeln zu sollen, katzbuckeln wie vor einem Menschenkönig. DU musst nicht bewundert werden, DU b i s t ein Wunder. Bist keiner dieser lächerlichen Filmstars, die vom Applaus leben. Die, die Du zweifeln lässt, meine Sabine zum Beispiel, sind DIR genauso wichtig wie die, die an DICH glauben.«

Hilmar atmet langsam und tief. Wie herrlich klar nun die Dinge zu sehen sind, kristallklar. Wann schon war ihm so wohl.

Was kümmern DICH, HERR, unsere frommen Lieder und Bitten, murmelt er weiter vor sich hin. DU fühlst nicht so, wie DU uns Menschen fühlen lässt. Liebe und Hass sind Menschenart. DU selbst kennst keine Wonnen, keine Trauer, und trotzdem lässt DU mich die Wonne des Einsseins mit DIR erfahren. GOTT, ich danke DIR! DU schaffst das Leben und bringst den Tod, wie DU willst. Leben und Tod sind DIR gleichviel, mein Gebieter. DU bist das Licht, und Satan, DEIN Gehilfe einst, ist treulos geworden, ist DEIN Widersacher nun, ist die Finsternis, ist stark geworden. Er will DEIN Werk vernichten. Er lästert DICH, macht die Menschen abtrünnig und hat boshafte Freude am Leid und am Tod und an der Lästerung ...

Halt, falsch! Jetzt lässt Du es mich klar und deutlich erkennen: Satan ist DEIN Diener. Mit Verderben überzieht Satan jene, die DU bestrafen willst. Dazu bedarf es der Menschen. Und der Waffen, die sie geschaffen haben.

Nach einer Pause in tiefer Andacht spricht Gott aus Hilmar heraus, laut und weithin vernehmlich. Die Worte muss Hilmar nicht

selbst formen, seine Zunge, seine Lippen sind Gottes Instrument geworden:

»H i l m a r !«, ruft es aus ihm heraus. Und wieder: »H i l m a r !«
Nachdem das Rufen verhallt ist, spricht Gott weniger laut zu ihm. Es klingt sehr vertraut: »Du bist mein Werk, Hilmar! Auch die Ameise von vorhin ist mein Werk. Nicht viel mehr als diese Ameise bist du. Aber für das Tier bist du, was ich, dein Herr, für dich bin. Ich habe dich zu mir emporgehoben, und du musst dich nun fragen, was hat es mich zu kümmern, wenn mich die Ameisen preisen, das Gewürm mich verherrlicht, und so die Vögel und all die anderen Tiere? Ich aber, ich bin dein Gebieter. Zu mir hebe ich dich empor, und du sollst mir dienen! Hilmar! – Hilmaar! – Hilmaaar!«

Eine Weile noch hallt der Ruf, und Hilmar bleibt in Gott. Fern ist die Erdenwelt. Schließlich nimmt die Schläfrigkeit wieder zu. – Hilmar schläft.

Ziemlich lange muss er so dagesessen haben, denn die Sonne ist nun fast am Horizont. Welche Glückseligkeit ihm widerfahren ist, welche Wonne! Sabine und Sandra und Johannes müssen unbedingt daran teilhaben! Wie nur soll Hilmar es anstellen, um ihnen das Unsagbare zu sagen? So oft schon hat er es versucht. Sie verstehen ihn nicht, und Sabine belächelt ihn. Einem Stummen gleicht er, einem, dem Gott den Mund genommen hat, von ihm zu erzählen.

»DU großer GOTT, wie soll ich es anstellen?!«

Sonst wohin möchte Thomas heute Abend, bloß nicht nach Hause. Theater oder Kino, am liebsten in eine Tanzbar. Den Lockungen der Gewöhnlichkeit folgen, sich suhlen. Wer weiß, wo Aileen sich gerade aalt, und mit wem. Er sieht auf seine Uhr. Für eine Bar ist es noch zu früh. Ohnehin müsste er zuvor nach Hause, sich umziehen und – mit dem Handrücken prüft er die Wange – rasieren. Und Ivonne? Sie wartet auf seinen Anruf, nachdem er den jüngsten Termin verschoben hatte. Womöglich aber ist sie bei diesem Eierkopp total auf Grund gelaufen, so selbstverständlich, wie sie in dessen Silberschüssel saß. Ein Korb wäre das Letzte, was er heute braucht.

Thomas hockt in seinem Auto, schaltet das Radio ein und bei den ersten Tönen von Pop-Musik gleich wieder aus. Aileen will aus seinem Schädel nicht weichen, und das Brennen in der Brust und im Magen ebenfalls nicht. Eher der Bauch als der Kopf ist es jetzt, der ihn an die Gegend hinter dem Bahnhof denken lässt.

Ein paar Minuten später, auf einer gelbroten Ampelwelle surfend, ist er in der Bahnhofstraße. Stau, wie fast immer hier. Thomas nimmt die Umgehung, unterquert die Gleisanlage, biegt, von einer Art Autopilot dirigiert, erst nach links, dann nach rechts und wieder nach links ab, und kurz darauf hängt er in einer Sackgasse fest. Hier lässt er das Auto stehen, denn weit kann es nicht mehr sein.

Nach den ersten paar Metern hält er inne, tut so, als ob er etwas vergessen habe und dreht sich um. Nur wenige Menschen sind zu sehen, niemand, der ihn beobachtet. Je näher er dem Haus in der Färberstraße kommt, desto tiefer atmet er. Wie ein Übeltäter fühlt er sich, den es an den Ort seiner verruchten Tat zurückholt. Ein Jahr ist es her, als er hier schon mal herumstreunte.

Ein junger Kerl kommt aus dem Haus herausgeschneit, schaut sich kurz um und verschwindet an der nächsten Ecke. Schäbig, dieser Schuppen, schmutzig grau der Putz, hier und da in großen Schollen herausgebrochen. Einige der Fenster sind mit Decken zugehängt. Auf den Fenstersimsen im oberen Stockwerk stehen Töpfe, Krüge, Flaschen, liegen Einkaufsbeutel. Von Laienhand gepinselt prangt über dem Hauseingang eine große »69«, darunter, in demselben Rosarot,

ein Herz. Ein Fries von Hakenkreuzen zieht sich das Parterre entlang, großflächig beginnend und dann immer kleiner werdend. Schwarzes Spray, übertüncht von roten krakeligen Lettern: »Nazis raus!«

Thomas bleibt kurz stehen, schaut sich nervös um und schlüpft, von der schieren Funktionslust seiner Lenden getrieben, durch die Eingangstür. Eine Melange aus billigem Parfüm, Schlafzimmertief und dem Geruch nach Reinigungsmittel weht ihn an. Ein schräg an der Wand hängender Lautsprecher haucht eine Art von Bar-Musik aus. Thomas steigt eine halbe Treppe empor und lugt in einen verlassen wirkenden Flur. Eine der Zimmertüren steht offen. Den Desinteressierten spielend, schlendert Thomas drauf zu. Eine Schwarzafrikanerin sitzt auf einer Liege und bleckt ihn mit ihren grell weißen, vorstehenden Zähnen an. Einladend. Ihr Bikini ist mindestens zwei Nummern zu klein, wulstig quellen Busen, Bauch und Schenkel aus diesem Käfig hervor.

Mit einem Verlegenheitsgrienen und entschuldigendem Achselzucken zieht er sich zurück und steigt zur nächsten Etage hoch. Hier stehen mehrere Türen offen. Eine Asiatin, auf eine Art Barhocker gestützt, lehnt vor ihrem Zimmer. Jung, fast mädchenhaft ist sie, sehr schlank, kurze, leicht nach außen gekrümmte Beine, sehr kleiner Busen, der BH so knapp, dass er nur wenig mehr als die Brustwarzen verhüllt. Thailand vermutet er, Vietnam. Sie zwinkert ihm entgegen und nennt in gebrochenem Deutsch den Preis. Thomas lächelt unsicher und stiehlt sich zur nächsten Tür. Auch die Nachbarin stammt aus den südlichen Gefilden Asiens, hübsches Gesicht, ansehnliche Proportionen. Lässig steht sie da. Eine Hand auf die Hüfte gestützt, schaut sie ihn dreist abschätzend an. Er zögert, streicht sich fahrig über das Haar und spürt, wie er errötet. Irgendetwas will er sagen – und fragt nach dem Preis. Anstelle einer Antwort lacht sie ihn breit an, fasst nach seinem Halstuch und zieht ihn wie ein Schaf an der Leine in das Innere ihrer Behausung.

Wieder auf der Straße, hastet Thomas zu seinem Auto. Mittlerweile eingekellt zwischen einem Laster und einem uralten VW-Käfer, harret es seiner. Eilends versucht er, durch Vor- und Rückwärtsmanöver zu entkommen. Beim Zurückstoßen verspürt er ein paar Mal den Widerstand des Käfers. Endlich frei, braust er los. Im Stau der Bahnhofsstraße kommt langsam wieder Ruhe auf. An Aileen muss er

denken, doch Genugtuung will nicht aufkommen. Der Professorenstammtisch fällt ihm ein. Mittwoch, jawohl, heute! Immer am ersten Mittwoch im Monat kommen sie im »Corso« zusammen, dort, wo er kürzlich das Palaver von Clemens hatte über sich ergehen lassen. Vorher aber muss Thomas nach Hause. Gründlich zu duschen verlangt es ihn.

Eine schöne Einrichtung ist dieser Stammtisch. Zwanglos, wer will, kommt, wer nicht, dann vielleicht das nächste Mal. Auch sonst wird auf Regeln verzichtet, außer: keine Fachsimpeleien und kurz sei die Rede! Jeder darf jeden zu jederzeit unterbrechen, denn das Dozieren liegt den meisten im Blut, nicht aber das Zuhören. Kolleginnen sind am Stammtisch höchst gern gesehen, heißt es. Gekommen ist bisher keine.

Als Thomas im »Corso« eintrifft, sitzen im Nebenraum etwa zehn Leute um den großen Tisch herum. Von den paar hundert Hochschullehrern der hiesigen Universität sind es gerade mal ein, zwei Dutzend, die sich hier einigermaßen regelmäßig zusammenfinden, das Gros nimmt vom Stammtisch keine Notiz. Er setzt sich neben Ulrich Kern, einen Biochemiker. In ihrer Runde ist Kern einer der jüngsten, jünger noch als Thomas. Gleich darauf kommt Peter Maasfeldt, Chef des Psychologischen Institutes, und nimmt auf dem noch freien Stuhl neben ihm Platz. Herr Siebel sitzt schräg gegenüber und führt gerade das Wort – ist er nun Unfallchirurg oder Plastischer Chirurg, jedenfalls irgendetwas Spezielleres von der schneidenden Zunft.

»Ich glaube schon«, meint Siebel mit hochgezogenen Augenbrauen, »dass es Deutschland noch immer so gut geht, dass es die Abwärtsspirale gar nicht begreift. Von 'Reformen' reden die Politiker, ein beliebter Euphemismus für Verzicht. Vom 'Umbau' des Sozialstaates, statt ehrlicherweise vom Abbau. Die Sozialromantik der achtundsechziger Bewegung plätschert denen noch heute durch die Adern. Ich selbst war ja auch so einer, in den Siebzigern damals. Und machen Sie mir nichts vor, meine Herren, viele unter uns genauso«, lacht er krächzend.

»Also, ich nicht«, schnaubt Niemeyer dazwischen, ein Alt-Philologe.

»Glaube ich nicht«, Siebel wieder. »Nein, was hatten wir doch für Flausen im Kopf, nicht wahr! Mit unseren Vätern haben wir abgerechnet, gegen deren 'Bildungsterror' kämpften wir, gegen den

'Leistungsterror', gegen das Elite-Denken. Ja, und zu männlichen Müttern wollten wir werden. Knallrot und giftgrün gaben wir uns. Deutschland wähten wir bereits in der postnationalen Phase.«

Bräsig gönnerhaft sitzt Siebel da. Watschige Hände hat er und auffallend kurze Finger. Thomas fragt sich, wie Siebel mit diesen Patschen Skalpell und Schere handhaben will.

Niemeyer schüttelt heftig seinen Kopf und beteuert:

»Noch mal, Herr Siebel: Ich war keiner von denen, und viele, die ich kenne, waren's auch nicht.« Niemeyers Glatze ist halbkreisartig von einem Kranz aus grau meliertem Haar eingerahmt, und ein paar Strähnen ziehen über die spiegelnde Fläche von dem einen zum anderen Ohr hinweg. Als ob sie festgeklebt seien, so akkurat liegen sie an. Jedes Mal fühlt sich Thomas an das Prachtgefieder erinnert, das den Erpel der Knäkente ziert – einzelne Schmuckfedern, die den Rücken des Tieres queren.

»Ach, tun Sie doch nicht so, Herr Niemeyer«, kontert Siebel, »vielleicht waren Sie sogar Mitglied einer multikulturellen Kommune und haben das vergessen!« Wieder lässt er sein krächzendes Lachen hören, das wie das Rätschen eines Eichelhähers klingt, und alle grienen in Niemeyers Richtung, der ärgerlich über seinen Schädel streicht.

»Ja, und den sozialen Standard wollten wir anheben«, setzt Siebel fort. »Genau das Gegenteil von dem, was uns bevorsteht. Ogottogott, im Irrtum haben wir es erstaunlich weit gebracht, das kann man schon sagen. Wir wollen nicht begreifen, dass eine ..., eine Gleichmachung, die über die Gleichheit der Chancen hinausgeht, notwendigerweise zum Abstieg führt. Und das schadet dann gerade den sozial Schwachen, denen also, mit denen wir es besonders gut meinten.«

»Und noch etwas wurde durch uns vollbracht, Herr Siebel«, hakt Westphal ein, der Theologe. »Nämlich die guten, vermeintlich spießbürgerlichen Manieren haben wir lächerlich gemacht. Diskreditiert haben wir die, und nun sind sie pfutsch, weg. So wie bei mir, wenn ich Ihnen einfach ins Wort falle. Ja, meine Herren, selbst die Arbeiter waren uns noch zu bürgerlich. Nicht Proletarier, nein Proleten wollten wir sein.«

»Sie sehen schon so aus«, krächzt Siebel wieder. »Nein, im Ernst, Herr Westphal, ich frage mich manchmal, was Deutschland mehr geschadet hat, die Teilung oder die Achtundsechziger Mentalität. Die

Spaltung haben wir ja einigermaßen überwunden – ideologisch, meine ich. Dieser, äm ..., dieser maligne Sozialtumor aber, der sich zu unserer großen Zeit breitmachte, im 'Roten Jahrzehnt' damals, der wuchert heute noch in unserem Fleisch.«

»Mag sein«, mischt sich Westphal wieder ein. »Dem großen deutschen Schiff wurde durch die Pflege der Leistungsunwilligkeit – sagen wir: der Faulheit – Stück um Stück der Motor ausgebaut. Eine Nation, die sich der Pflege ihrer Elite verweigert, ist zum Untergang verurteilt. Allerdings wird Deutschland dank des gewaltigen Schubes, den es mal hatte, schon noch eine Zeitlang an der Spitze schwimmen. 'Made in Germany' klingt weiterhin gut in der Welt. Die anderen ...«

»Ein welkender Lorbeer ...«

»Die anderen ...«

»Ein welkender Lorbeer ist es!«, ruft ein Kollege von schräg gegenüber, Volkswirtschaftler, vermutet Thomas, eine etwas kauzige Spezies, immer mit Fliege. Mehnert oder Meinhard oder so ähnlich heißt er. »Nein, Herr Westphal, Sie sind ein naiver Optimist, von wegen an der Spitze schwimmen! Viele Schiffe sind an uns längst vorbei gefahren. Deutschland war mal ein Gigant der Chemie- und Pharma-Industrie, war die Apotheke der Welt – zu schmutzig, von den Öko-Fantasten aus dem Land geekelt. Schwermaschinenbau, Werften – zu teure Arbeiter, weg. Kerntechnik – iehgitigitt, auch weg und mit ihr der Technologie-Vorsprung, die sicherste Kerntechnik der Welt!«

»Aber mit der Sauberkeit der Kerntechnik haben wir ein Problem«, wirft Maasfeldt dazwischen. »Die hält sich doch wohl in Grenzen.«

»Ach so, deshalb also kaufen wir den Atomstrom lieber aus dem Ausland«, erwidert der Mehnert oder Meinhard. »Oder wir lassen uns die Taschen volllügen, mit diesen erneuerbaren Energien etwa? Die stellen uns diese Miefquirle in die Landschaft und verbrennen währenddessen den Rest an fossilen Energieträgern, den es noch gibt. Nein, nein, Sie brauchen mir da nichts zu erzählen, Herr Maasfeldt. Die Elektronik, zum Beispiel, die hatte hier bei uns ihre Wiege – weitgehend verpasst. Optik – machen die Asiaten billiger und besser. Bildung zählte früher etwas bei uns – jetzt sind wir es, die gezählt werden, und zwar zum Mittelfeld in der Welt! Wie bei den Sternen ist es. Das alte Deutschland degeneriert zum Roten Riesen, und dann, patsch, stürzt es in sich zusammen. Was übrigbleibt, ist ein Schwarzes Loch.«

»Wie aus ...«

»Die Häme der ganzen Welt«, Mehnert oder Meinhard noch mal, »das ist unsere Perspektive!«

»Wie aus sicherer Quelle zu erfahren ist«, ruft es vom anderen Tischende her, »wird Deutschland demnächst zur Sahelzone erklärt, zu 'Sahel Nord'«.

Ein Physiker ist es, so viel Thomas weiß. Schwarzhaarig, sorgfältig gepflegter Bart, d'Artagnan-Verschnitt, auf der Nase eine beeindruckend große Warze. Warum er die sich nicht wegmachen lässt?

»Dazu«, fügt der Physiker genüsslich gienend noch an, »passt dann die Zeitungsmeldung: *Wirtschaftsflüchtlinge aus Deutschland in Vietnam aufgegriffen und ins Heimatland abgeschoben.*«

Schmunzeln, Nicken, Kopfschütteln bei den Umsitzenden.

»Nein, nein«, setzt er nach, ernster nun, »ich glaube, wir haben keinen Grund für diese Miesmacherei. Die Zahlen sprechen eine andere Sprache, Exportraten und so weiter. Man kann ein Land wie das unsrige auch durch Resignation kaputt machen.«

»Ha, wenn Sie sich da mal nicht von ihren Zahlen täuschen lassen. Die Fakten sind mies, und nicht nur die Stimmung«, kontert Gellerich mit lauter Stimme. Endlich, sonst ist er immer der Wortführer. Mal dafür, mal dagegen, wie es ihm gerade Spaß macht. Schlaksige krumme Bohnenstange, verwuselttes Haar, stets in Turnschuhen und zerwaschenem T-Shirt. Genetiker ist er, international maßgeblich, wird behauptet. Nichts, aber auch gar nichts an ihm gemahnt an einen Professor.

Gellerich hüstelt und fährt dann fort:

»Was Herr Meinelt vorhin gesagt hatte, ist bitterernst.« Meinelt, und nicht Meinhard oder Mehnert also heißt der mit der Fliege! »Denken Sie an die Gen- und die Stammzelltechnologie.« Dazu grinst Gellerich maliziös. Nie weiß man bei diesem vagierenden Typen, wie er es denn nun gerade meint. »Wie unwiderstehlich war und ist es für Deutschland, sich für die ganze Welt als Moralist aufzuspielen. Mit entsprechenden Bandagen aus Gesetzen und Verordnungen haben uns diese ewigen Bedenkenträger unsere Chance genommen. Sehen Sie doch auch so, Herr Kern«, wendet sich Gellerich an Thomas' Nachbarn. »Wir hätten in der Gen- und Stammzelltechnologie kräftig mitmischen können.«

Kern zögert mit einer Antwort, Gellerich wettet weiter:

»Unsere Politiker hofieren dem Unverstand des Wählers, betreiben sehenden Auges die Demontage einer ehemals hochpotenten Wirtschaft und kappen durch Sparmaßnahmen in der Forschung und Entmündigung der Lehrerschaft zudem noch die Potenzen für unsere Zukunft. Hochverrat ist das! Früher hat man solche Leute gevierteilt!«

Allgemeines Kichern. Beschwörend schaut sich Gellerich um, und lauter noch als vorher:

»Armes Deutschland, ein Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten, ausgeliefert einer Auswahl von Halbdenkern und von Pädagogen, die noch immer antiautoritäre, altlinke Kuschelpädagogik-Theorien befolgen und über Jahrzehnte hin einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollen, wie schlecht ihre Schüler im Weltmaßstab sind. Illusionistentheater und flächendeckender Kompetenzschwund allenthalben. Meine Herren, auf dem besten Wege sind wir, ein elitefreier Greisenstaat zu werden, jawoll, das ist unser Deutschland!«

Gelächter und Grummeln.

»Wie steht's denn mit Ihnen, Herr Gellerich?«, fragt Westphal und lächelt maliziös. »Haben Sie Ihren staatsershaltenden Anteil an Kindern schon produziert?«

»Und ob, Herr Westphal!«, erwidert der andere. »Nicht mal mehr das Geld für den Friseur lassen sie mir, alles geht für die Alimentezahlung drauf!«

Mitleidiges Brummen und hämisches Kichern. Soviel Thomas weiß, hat der Spaßvogel überhaupt keine Kinder.

»Das Lachen wird uns bestimmt bald vergehen«, giftet Niemeyer, schnauft und schaut sich Bestätigung heischend um. »Ein Volk der Dichter und Denker sind wir gewesen, eines der Quäler dann und später das der neurotischen Selbst-Quäler. Die einzigen in der Welt sind wir, die sich keine Vaterlandsliebe leisten wollen. Und nun ein Paradies der Raffkes und Schlitzohren und Hassprediger und Schmeißfliegen, das ist Deutschland! Täterschutz ist uns wichtiger als Opferschutz. Gauner dürfen nicht mehr Gauner genannt werden, Lumpen nicht Lumpen und Halunken nicht Halunken. Alle sind nur noch mutmaßliche Täter.«

»Vergessen Sie nicht die murmaßlichen Gaunerinnen, Lumpinnen, Halunkinnen und Täterinnen«, ruft Gellerich. »Und alle diese Gendersternchen-Leute.«

»Ja«, Niemeyer weiter, »und Toleranz leisten wir uns sogar schlimmster Intoleranz gegenüber, Demokratie gegenüber solchen, die auf die Demokratie drauftreten. Selbst bei solchen, die wir in großzügigster Weise zu Gästen gemacht haben und die uns, ihre treuherzigen Gastgeber, nun allerorten bedrohen, ja gar mit Bomben zerfetzen wollen. Nein, nein, nein, tiefer kann ein Volk nicht sinken!«

»Die Konsequenz des Teutschtums im Dritten Reich, denke ich«, ruft der Physiker von vorhin.

»Ach hören Sie doch auf, Herr Biewald!«, gibt Niemeyer in der Pose des Entrüsteten zur Antwort. Biewald heißt er, der d'Artagnan-Typ.

»Das alles ist ja eine ganze Weile her«, sagt Herr Meinelt, der mit der Fliege. »Zunächst notwendig, da gebe ich Ihnen gerne recht, aber nach so langer Zeit ist nun nicht nur das Teutsche zerschlagen, sondern auch das Deutsche. Fragen Sie mal unsere Volksvertreter, wie sie's mit dem Patriotismus halten, ob sie ihr Land lieben. In aller Öffentlichkeit fragen, meine ich. Angst haben die, bei 'Ja' für rechtsextrem gehalten zu werden, und zum 'Nein' fehlt ihnen auch der Mut. Ein 'Ja-Aber' werden Sie ernten. Einmalig in der Welt! So was sollte sich mal ein französischer Politiker erlauben, oder ein amerikanischer oder ein ..., ein türkischer meinethalben! Glauben Sie mir, Deutschland hat seine Ideale verloren, und ...«

»Stimmt!«

»... und das ist unser Haupt-Übel!«

»Stimmt«, kreuzt Gellerich mit gewohnter Heftigkeit wieder dazwischen. »Stiften gegangen sind unsere Ideale, alle! Meine auch. Intellektuelle Kurzdenker haben alles madig gemacht, was da Orientierung lieferte, alle diese Schreiberlinge, Bänkelsänger, Politiker und anderen Witzemacher, die Kinoleute und welche Jobs die Volks-Kopfverdreher sonst noch bedienen. Unsere schönen Normen und Werte! Tausend Jahre hatten sie gehalten und waren auf dem besten Wege, gleich noch mal tausend hinzulegen. Hm? Was? Gucken Sie mal mich an! Können Sie sich vorstellen, dass früher ein Professor so rumgelaufen ist? Auch das ist ein Erfolg dieser Kurzdenker. Heben wir das Glas auf uns Langdenker!«

Zögerlich, im Spagat zwischen der fragwürdigen Adellung und dem Kein-Spaßverderber-Sein-Wollen, tun's ihm die anderen nach. Niemeyer aber macht entschieden nicht mit.

Thomas denkt an Spenglers *Untergang des Abendlandes* und das Auf und Ab der Kulturen.

»Unsere junge Generation«, hebt er an, »sie ist in den Wohlstand hineingeboren. Die meisten Jugendlichen verachten ihn, oder nutzen ihn für ihren Spaß, noch bevor sie aus dem elterlichen Kokon schlüpfen und Gelegenheit nehmen, selbst etwas für die Erhaltung und Mehrung des Wohlstandes zu tun. Die Älteren schauen resigniert oder desinteressiert zu. Das, meine Herren, das ... « Mit Emphase wollte Thomas noch in die Runde schleudern, dass das der Untergang sei, aber schon wird er von Ulrich Kern, seinem Nachbarn, übertönt:

»Noch mal dazu, Herr Gellerich, wie in Deutschland mit Kompetenzen umgegangen wird. Sie haben schon recht. Während bei uns ein ganzes Heer von Demagogen der Bevölkerung mit Angst vor gentechnisch veränderten Lebensmitteln einheizt, wetteifern andere Länder auf diesem Feld um das Gelbe Trikot. Und wir pflegen unsere kollektive Neurose sorgfältig weiter, von wegen *Vorsicht, gene food!* Neulich brauchten die mich zum Thema *Gen-Soja und Gen-Mais* auf einer ihrer sogenannten Informationsveranstaltungen – als Sündenbock, wie sich herausstellte. Am Ende hätten die mich fast gelyncht.«

Thomas malt sich aus, wie sich die Hausfrauen scharenweise über den Biochemiker hermachten, in Kittelschürze und mit Lockenwickeln, mit Kochlöffel und Schlagbesen, Spruchbänder schwingend: »Keine Gene! Keine Atome!« Gerade wollte er das zum Besten geben, aber Kern lässt sich nicht aufhalten:

»Fragen Sie mal jemanden von diesen ..., diesen Langohren, was sie gegen Gen-Tomaten haben! Die wenigsten ahnen auch nur, dass wir selbst und jedes Tier und jede Pflanze 'Gen-Wesen' sind. Die Menschwerdung ist das Ergebnis von Genwirkungen und den steten Veränderungen von Genen. Und die Züchtung unserer Kulturpflanzen und Nutztiere ist Jahrhunderte und Jahrtausende lang nichts anderes gewesen als ein Warten auf zufällig günstige Genveränderungen.«

»Sie glauben doch wohl selbst nicht, dass die Gentechnik äh«, versucht Niemeyer einzuwerfen. Doch Kern winkt hitzig ab und wird nun sehr laut:

»Die Genetikfeindlichkeit ist hierzulande Religion. Endlich haben wir die Technik, die Gene so zu verändern, wie wir sie brauchen, und da sagt eine von den ..., von diesen grünen Eiferern erfolgreich

verdummte Bevölkerung – 'nein' sagt die. Die anderen draußen in der Welt freuen sich über die von uns selbst verordnete Ignoranz. Denn wir kleinmütigen Deutschen werden Jahre später deren Patente kaufen müssen, und zwar zu den von ihnen diktierten Preisen. Nein, nein, an der Gentechnik führt kein Weg vorbei, auch für Tante Frieda nicht, meine Herren. Allerdings fangen die da oben nun langsam an zu begreifen, was sie angerichtet haben. Haftbar müsste man die machen – viel besser als vierteilen, Herr Gellerich! Aus eins mach vier, um Gottes willen, nein, persönlich haftbar machen!« Kern glüht vor Eifer.

Das Schnitzel, das nun endlich serviert wird, ist zäh und fade, und die Pommes sind pappig. Einzig das Bier schmeckt. Einige andere essen das gleiche wie Thomas, jedoch mit offensichtlich mehr Genuss.

Schumann, ein Maschinenbauer, hüstelt und fragt, ob es denn stimme, was er da gelesen habe, nämlich dass bisher nicht ein einziger Fall von gesundheitlichen Schäden durch Gentechnik bekannt geworden wäre.

»Ja, aber durch Autos«, gibt Ulrich Kern mit einem lakonischen Schnaufer zu bedenken, »weltweit einkommazwei Millionen Verkehrstote pro Jahr!«

»Alles nur Parteistrategie«, lässt sich Gellerich wieder in seiner lärmenden Art vernehmen. »Mir kann doch keiner einreden, dass unsere Politiker derart beschränkt sind und nicht schon längst begriffen haben, wie uns ihre Umwelt- und Gen- und Stammzellpolitik auf den Holzweg führt. Lachhaft, wie die jetzt zurückschwimmen, einfach weil selbst – wie hieß ihre Tante doch gleich, Herr Kern?«

»Frieda.«

»Ergebenste Grüße! – Ja, einfach weil nun selbst Herrn Kerns Tante, die Frieda, am Zweifeln ist. Das Motto von Rot über Grün bis Schwarz und von Schwarz bis Feuerrot ist: Ob sachlich richtig oder falsch – ganz egal, Hauptsache anders als die andern, und dann: festbeißen! Die Partei irrt nicht, sie muss Profil zeigen, muss unverwechselbar sein ...«

»In welcher sind Sie denn?« will Westphal, der Theologe, wissen.

»In keiner, Herr Kollege, und schon gar nicht in Ihrer.«

Schallendes Gelächter.

»Cleverness also und möglichst schöne Lügen«, gibt Gellerich weiter kund. »Sich ‚grün‘ nennen, aber eine Schwebfliege nicht von einer Wespe unterscheiden können, unsere Natur durch die

Monotonie hanebüchener ‚Energiepflanzen‘-Kulturen verschandeln. Immer Zittern vor ergebnisoffenen Sachdiskussionen.«

Kern, noch kauend: »Und am allerschlimmsten die Wissenschaftler an unseren Universitäten. In der Abhängigkeit von der Gewährung von Forschungsmitteln reden die den Politikern nach dem Mund, selbst wenn es ausgemachter Blödsinn ist. Ich sage mal nur ‚Klimawandel‘. Und bei den Politikern, nicht die sorgsam abwägende, evidenzbasierte Sachentscheidung ist das Selektionskriterium im Parteien-Darwinismus, im Gegenteil, kluge oder gar individuelle Überzeugungen sind für die Mitglieder suizidaler Luxus.«

Einer, der eigentlich nie etwas sagt und von dem Thomas nur weiß, dass er aus der Pädagogik-Richtung kommt, wirft hüstelnd ein, er bekenne, ein Linker zu sein, aber was da so an den Schulen passiere, vor allem die Niveau-Absenkung, wemgleich ...

»Alles Stammtisch-Gerede«, lässt sich Maasfeldts näselnde Stimme vernehmen, die von Thomas' Nachbarn, dem Psychologen. »Und was wollen Sie tun?«

»Lasst uns doch gemeinsam einen Brief an den Bundestagspräsidenten verfassen«, meint Gellerich, »und im Sinne der neuen Ehrlichkeit fordern, die Giebel-Inschrift am Reichstagsgebäude auszutauschen. Nicht länger *Dem deutschen Volke* soll da prangen, stattdessen *Mir und meiner Partei*.«

Ringsum Heiterkeit. Maasfeldt holt, ohne seine Leichenbittermiene zu verziehen, einen Bogen Papier aus seiner Aktentasche und fischt in seinem Jackett nach einem Kugelschreiber, um beides mit großer Geste dem Gellerich zu überreichen.

»Die Politiker hier machen bei Verbot von menschliches Klonmaterial ein Selbsttor – heißt doch so bei Fußball?« röhrt McKinley in einem Deutsch, das Optimierungsreserven erkennen lässt. Engländer ist er, Zellbiologe oder Molekularbiologe oder irgendetwas dieser Art. »Ich muss gehen nach London, und fortsetzen meine Arbeit dort.«

Das ist der Punkt, an dem Thomas endlich zu Wort kommt:

»Mag schon sein«, räuspert er sich, »aber hier geht es doch wohl um ganz elementare ethische Auffassungen – ich weiß, ich weiß«, reagiert er auf die aufkeimenden Unmutsbezeugungen, »Sie wollen einwenden, es handele sich im Falle der Stammzellen, der menschlichen, nicht um beseelte Wesen. Aber immerhin, die

embryonalen Zellen sind auf dem Wege dahin, sie sind *potenzielle* Menschen. Die Angst vor Missbrauch scheint mir durchaus begründet. Damnbrüche sind zu befürchten.«

»Sie haben da völlig Recht, Herr Wisweh«, hakt Manfred Westphal ein. »Aber für das therapeutische Klonen würde ich durchaus Verständnis aufbringen können. Anders als die meisten meiner Kollegen. Immerhin geht es um schwerkranke Menschen, denen man vielleicht mit Material aus menschlichen Embryonen irgendwann einmal wirksam helfen kann. Kritiker sollten sich hüten, allein aus der Sicht eines Gesunden heranzugehen. Genauso wenig möchte man ja bei Fragen zur Sexualität auf den Rat eines Eunuchen bauen müssen.« Gelächter.

»Oder auf den vom Papst«, ruft Biewald, der d'Artagnan-Typ, vom anderen Tischende her. Alle schmunzeln, auch Westphal. Evangelischer Theologe ist er, wie Thomas weiß, und damit gehört dieser ja zum protestantischen Gegenpol.

»Aber«, Westphal weiter, »die Gefahr der Grenzüberschreitung hin zum reproduktiven Klonen, zum Menschen nach Maß, ist doch wohl sehr groß, meine Herren. Am Ende wollen wir nur noch gentechnisch designte Kinder, hochintelligent und leistungsstark, erfolgreich dank eines hypertrophierten Egos, und auch schön sollen sie sein, 'schön', wie es die Magazine definieren. Was aber ...«

Gemurmel.

»... was aber, muss ich fragen, was aber ist dann mit dem Selbstwertempfinden von Behinderten, denen wir mit Verweis auf ein gentechnisch realisierbares Ideal sagen, wie der Mensch *nicht* sein soll, wie wir ihn *nicht* wollen, nämlich so, wie die Behinderten nun mal sind?«

Ulrich Kern hat die ganze Zeit über mit stumm bewegten Lippen dagesessen, offenbar um zurechtzulegen, wie er kontern will. Noch während Westphal spricht, hüstelt er, um dann sogleich einzusetzen:

»Lieber ..., lieber Herr Westphal, Sie überschätzen da in ganz grotesker Weise die Möglichkeiten der Gentechnik. Und diese Fehleinschätzung ist – ich bitte um Entschuldigung, wenn ich das so sage – ist typisch für die Fachfernen.«

»Ach, sagen Sie doch gleich: für uns dämliche Laien«, gibt Westphal grinsend zurück.

»Einspruch, verehrter Herr Kollege. Aber bedenken Sie: Selbst wenn wir einmal die Gene kennen sollten, die für die erstrebenswerten Eigenschaften eines Menschen zuständig sind, wissen wir noch lange nicht – noch lange nicht wissen wir dann –, wie sie mit der notwendigen Akkuratess im Erbgut zu platzieren sind, damit sie auch sinnvoll arbeiten können. Nebenwirkungen der schlimmsten Art sind zu befürchten. Kein ernst zu nehmender Wissenschaftler würde je...«

»Das aber ist es«, wehrt Westphal ab. »Sie können ja gar nicht sicher sein, ob nicht auf Renommee bedachte – nach ihren Worten also *unernst zu nehmende* – Wissenschaftler es vielleicht doch versuchen werden, als Menschenkloner in die Annalen der Menschheitsgeschichte einzugehen. Erste Praktiken gibt es ja bereits.«

Der Theologe gehört zu den Angesehensten unter den Stammtischbrüdern. Mehrmals schon hatte man in dieser Runde hier erlebt, wie Westphal dank seiner Rhetorik Kollegen in ihrer Auffassung regelrecht umdrehte. Er wird sicherlich auch etwas zur Neurotheologie sagen können. Ihn sollte ich anzapfen, sagt sich Thomas.

Unterdessen streitet Westphal mit Ulrich Kern weiter. Nicht gerade korpulent zu nennen, aber recht massiv ist der Theologe, und beständig saugt er an einer Tabakspfeife. Ohne Pfeife mache ihm der ganze Stammtisch keinen Spaß, ja das Leben überhaupt. Wenn man ihn hier wolle, müsse man seine Qualmerei, bitte schön, in Kauf nehmen.

Die Diskussion verliert sich immer mehr in Einzelgespräche. Ulrich Kern wendet sich direkt an Thomas, von wegen, es handele sich bei den Embryonen um potenzielle menschliche Wesen. Seit dem Klonschaf Dolly stünde ja nun fest, dass selbst irgendwelche Körperzellen die Potenz hätten, durch Reprogrammierung einen kompletten Organismus zu bilden. »Stellen Sie sich vor«, wirft er ihm halblaut hin, »jedes Mal, wenn bei Ihnen eine Körperzelle abstirbt, stirbt ein *potenzieller* Wisweh-Zwillingsbruder. Millionen- und abermillionenfach passiert das, jede Minute! Wenn wir das so ernst nehmen müssten, wie Sie glauben, dürften die Kirchenglocken gar nicht mehr aufhören zu bimmeln. Das ist romantischer Unfug, müssen Sie doch wohl zugeben!«

Thomas grient unbeholfen.

Und was ebenso gerne vergessen würde, murmelt Kern weiter, sei die Tatsache, dass aus einem frühen Keim durchaus auch zwei oder gar noch mehr Personen entstehen könnten, eineiige Mehrlinge nämlich, Zwillinge, Drillinge. Mithin sei in diesem Stadium, um das es bei den Stammzell-Diskussionen ständig ginge, ja noch nicht einmal die Persönlichkeit festgelegt, also mitnichten das, was man später die *Seele* nennt.

Gegen Elf wird die Stammtisch-Gesellschaft müde. Die ersten gehen und sorgen auch bei den anderen für Aufbruchstimmung. Gerade wollte Thomas den Westphal in puncto Neurotheologie ansprechen, da beeilt sich dieser, zu Niemeyer ins Taxi zu steigen.

Als Thomas endlich zu Hause ist, sieht er die Lampe seines Anrufbeantworters blinken. Aileen hat sich gemeldet. Es ginge ihr soweit ganz gut, er solle sich keine Gedanken machen, bald wäre sie wieder da. Und am Schluss: »Ich liebe dich«.

Thomas fühlt, wie sich in ihm ein Knoten lockert. Und doch, das Bild, das er sich von ihr gemacht hatte, hat nun einen Kratzer. Warum sagt sie nicht, was los ist?!

Thomas ist fasziniert von dem Bericht, den ihm seine Mitarbeiterin Gitte über Maria Magdalena von Pazzi besorgt hatte. Im sechzehnten Jahrhundert fristete ihr Leben als Nonne in einem Kloster des Karmeliter-Ordens. Magdalena nahm extremste Entbehrungen auf sich, um Gott zu dienen. In Gegenwart ihrer Mitschwestern ließ sie sich von der Priorin bis auf das Blut geißeln. Dabei erfuhr sie »wunderbare Verzückungen«, wie es im Bericht heißt. Sie fühlte alle die Martern, die der Erlöser erduldet hatte, um die Menschen zu retten. Auch Gott-Vater erschien ihr. Mit Blut vermischter Schweiß bedeckte den Körper der Nonne, aus dem Munde kam eine gelbe Flüssigkeit, stromweise flossen ihr die Tränen. Sie schwoll so auf, dass man fürchtete, sie würde zerplatzen. Andere mit ähnlichen Visionen galten als vom Satan besessen, und viele von ihnen mussten ihre Absonderlichkeiten mit dem Leben bezahlen. Magdalena aber wurde für eine Seherin gehalten.

Auf dem Arbeitstisch drüben türmen sich Quellenauszüge, denen zufolge die nachmittelalterlichen Gerichte die fluchwürdigsten aller waren, die je unter dem Deckmantel der Religion den Menscheng Geist in Fesseln zu schlagen hatten. »Glück« hatte noch Marie de Saint, eine Nonne im Brigittenkloster zu Lille Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Sie litt unter Episoden, wie man sie heute vielleicht als Symptome einer Psychose mit religiös-dämonischen Wahnerlebnissen diagnostizieren würde. So jedenfalls hatte es Thomas einem Lehrbuch der Psychiatrie entnommen. Marie sah den Beelzebub, und er sprach durch ihren Mund, indem er die anderen Nonnen und selbst Christus beschimpfte. Sie wandt sich in hysterischen Zuckungen und obszönen Bewegungen. Oder war das eher ein Fall von Tourette-Syndrom gewesen? Immerhin wäre so etwas eines der Beispiele, auf die Thomas aus ist.

Wie in dem Bericht stand, hatte man vergeblich versucht, Marie durch Gebete und exorzistische Praktiken von ihrer »teuflischen Besessenheit« zu befreien. Sie wurde zu harter Buße und immerwährender Gefangenschaft im Kerker des geistlichen Gerichtes zu Tournai verurteilt.

Thomas rieb sich beim Lesen ständig das Haar am Hinterkopf. Armer Jesus, wenn du gewusst hättest, wie die Kirche, die da in deinem Namen agiert, dein Sühneopfer missachtet. Ihr Sinn stand nicht nach Gnade und Versöhnung, sondern auf Steine werfen, und das sogar auf Schuldlose, diese Verfluchten!

Mit einem tiefen Schnaufer legt Thomas die Materialien über die Hexenprozesse beiseite und packt dafür die neurowissenschaftlichen Bücher vor sich hin. Aus der Zentralbibliothek hatte ihm Frau Gänsecke ein Lehrbuch über Neurobiologie und ein vierbändiges Fachlexikon beschafft. Hier findet er alle die Begriffe wieder, mit denen ihn Frau Schulthofen bombardiert hatte. In Ruhe jetzt, fischt er das eine und das andere aus der Mayonnaise von Fachausdrücken heraus, Schulstoff zum Teil, der nun langsam wieder Konturen annimmt. Ursprünglich wollte Thomas ja Biologie studieren, die Lenkungsbehörde aber verordnete Geschichte. So war das zu DDR-Zeiten.

Das Kapitel über bildgebende Verfahren schaut er sich genauer an. Für morgen Abend ist das Treffen mit Sobetzki angesagt, da will er nicht völlig unbeleckt dasitzen.

Abends zu Hause dann, wollte sich Thomas einen Film ansehen, einen dieser Blockbuster, von dem die Gänsecke behauptete, man müsse ihn gesehen haben. Dessen Plattheit wurde nur noch von der DVD übertroffen, auf die er gespeichert ist. Mozarts *Kleine Nachtmusik* weckt ihn. Nicht René, Aileen spricht am anderen Ende! Übermorgen, jubelt sie, wäre sie wieder da, und sie wünschte sich nur eines: einen wunderschönen Abend mit ihm. Er könne sie ausführen, bitte, auch sie könne ihn ausführen, er könne zu ihr kommen, sie könne zu ihm kommen, ihr wäre alles egal, nur eben müsse sie ihn sehen. Und umarmen.

Thomas ist, als säße er im Flugzeug und stoße durch die dicke Wolkendecke, die sich über seinem Erdendasein ausgebreitet hatte, hinaus in einen gleißenden Himmel. Nicht lange aber. Als sie ihn fragt, wie es ihm ginge und was er denn mache, schlägt seine Stimmung um:

»Du bist drollig, fragst *mich*, was *ich* mache! Solltest mir lieber erzählen, was *du* machst. Lässt mich hier sitzen und verschwindest nach Ich-weiß-nicht-wohin.«

»Ach das tut mir aber leid!«

»Leid tun? Hin- und hergeschüttelt hast du mich! Zwischen maßloser Wut und ... , jawohl, und Mordplänen hocke ich in der Gegend rum. Und Selbstmordplänen.«

»Aber ...«

»Ich Blödian. Und du fragst mich, was ich mache? Also gut: Ich mache mir gerade Luft.«

Am anderen Ende ist es still.

»Aileen!«, ruft er. Schweigen. »Bitte, leg nicht auf! Ich wollte dir eigentlich etwas ganz anderes sagen... Ich ... nein, ich hasse diesen abgedroschenen Satz ... !«

»Bis übermorgen also«, gibt sie ins Telefon, nicht unfreundlich, sehr leise und kaum hörbar. »Gute Nacht.«

Er kann den Gruß eben noch erwidern, da legt sie auf.

Thomas hyperventiliert wie nach einem 100-m-Sprint. Gerade hingesetzt, steht er auch schon wieder auf. Aileen so vollzutexten, ich Trollo! In seinem Fernseher umarmt sich ein Pärchen und gibt beim Zappen den Bildschirm für einen Werbespot frei – Zahncreme. Das nächste Programm: Hightech-Windeln. Das übernächste ein Actionfilm: Ein Auto rast mit quietschenden Reifen um ein anderes herum und kurz darauf zwischen zwei Polizeiautos hindurch, die verdutzt blöden Gesichter der Polizisten in Großaufnahme.

Thomas nimmt den Hörer auf und wählt Aileens Nummer. Besetzt.

Er zappt weiter, wieder ein Werbespot: eine deutsche Automarke im Wüstensand. Darauf eine Talk-Runde mit irgendwelchen Wichtigtuern. Der eine spricht von Eurohassern und Nationalismus, der Zweite von Rechtspopulismus und Rechtsextremismus, der Nächste von Euroskepsis, die man aber doch verstehen müsse, und ein anderer setzt sich mit Begriffen wie Euroskeptikophobie, vaterlandsgefährdendem Irrationalismus und Mitte-Links-Populismus zur Wehr. Beim erneuten Tastendruck das Hin und Her zwischen Ehefrau, Ehemann, Hund und Tochter. Im Stehen schaut Thomas zu. Der Freund der Tochter kommt ins Spiel, ein moderner Taugenichts. Nun auch noch der Liebhaber der Ehefrau. Die Dialoge sind nicht schlecht, pffiffig sogar. Der Ehemann, sehr sympathisch und von einer nachahmenswerten Vornehmheit, kommt im eigenen Gehege nicht mehr zurecht. Bald fängt er an, Thomas leid zu tun. Er gießt sich noch einen Schluck vom Saumur ein und reißt das

Beutelchen Kartoffelchips auf, das ihm heute als Werbepräsent in den Briefkasten geschoben wurde. Langsam findet er seine Ruhe wieder.
Noch ein Versuch, Aileen zu erreichen. Besetzt!

Als Thomas erwacht, laufen gerade die Spätnachrichten. Steif geworden vom langen Sitzen, ächzt er sich aus dem Sessel und bringt sein müdes Gebein zu Bett. Am Kopfende ertastet er ein schmales Bändchen, Gedichte von Erich Fried. Bald schläft er wieder ein. Gedichte tun seiner geschundenen Seele gut.

Als Thomas am Abend des nächsten Tages gegen halb acht im *Corso* eintrifft, wartet Sobetzki bereits auf ihn, vor sich ein Glas Bier, halb geleert. Wie alte Bekannte begrüßen sie sich. Thomas gibt einige Highlights vom letzten Stammtisch zum Besten, der wie immer hier im Nachbarraum stattgefunden hatte. »Im *Séparée*«, wie er mit gespitztem Mund apostrophiert. Sobetzki scheint davon recht angetan und will, wie er sagt, nächstens mit von der Partie sein.

»Ja, Herr Wisweh, unterbrechen mussten wir, als ich Ihnen gerade verklickern wollte, wie die bunten Markierungen auf den Bildern vom Gehirn entstehen. Haben Sie Appetit nach mehr?«

»Na aber!«

»Fangen wir schnell an, bevor mir das Bier die Birne vernebelt. Heute trinke ich eins mehr.«

Thomas schaut den Kollegen fragend an. Der winkt ab und gibt sich nach einem kräftigen Schluck betont sachlich:

»Die grauen anatomischen Strukturen, so weit waren wir gekommen, nicht wahr, die gehen auf Signale zurück, die von den Wasserstoffatomen, den Protonen, stammen. Die Bilder selber, natürlich, die macht das Computerprogramm.«

Thomas bekennt, dass er zwar einiges dazu gelesen, aber nicht alles wirklich verstanden habe. Wie die Signale von den Sensoren aufgenommen und per Computer Punkt für Punkt wieder zusammengesetzt werden, sei ihm einigermaßen plausibel, intuitiv natürlich nur. Würde doch hoffentlich auch ausreichen. Aber die bunten Markierungen ...

Die seien, so der Hirnforscher, Ergebnis einer speziellen Technik, der *funktionalen* Kernspin-Tomografie, oder eben Magnetresonanztomografie genannt, auch MRI, Magnetic Resonance Imaging. Regionen mit höherer Hirnaktivität erbrächten durch Veränderung der Blutversorgung und damit des Sauerstoffgehaltes im Blut zusätzliche Bildinformationen. Nämlich über die Hirnaktivität der jeweiligen Region. Erfasst würde einfach nur der Grad der Sauerstoffbeladung des roten Blutfarbstoffes, und diese Information ließe sich per Falschfarben-Technik als bunte Flächen dem Grau der

Hirnanatomie überlagern. Sobetzki holt aus seiner Tasche einen Stoß Abbildungen heraus, ähnlich denen, wie sie Thomas bereits vom Institutsbesuch her kennt, und mittlerweile auch durch das Lehrbuch. Rot gefärbte Hirnregionen wiesen auf eine hohe Aktivität hin, blaue auf niedrige und die übrigen Regenbogenfarben auf Zwischenstufen. »Allerdings, Herr Wisweh«, hängt er an, »täuschen die Bilder vor, dass das Gehirn nur an den farbig herausgehobenen Stellen aktiv ist. Im Gehirn gibt es aber nirgendwo und zu keiner Zeit Beschäftigungsmangel, selbst im Schlaf nicht.«

»Ich dachte nun, dass gerade während der Erholung ...«

»Nein, nein. Wir wissen noch nicht einmal, wieso Schlaf überhaupt erholsam ist. Wie auch immer, diese *Images*, diese Bilder also, sind das Ergebnis eines Subtraktionsverfahrens, das die Stellen mit veränderter Hirnaktivität herausholt«, auf Thomas fällt ein fragender Blick, »das heißt, gegenüber dem Normalzustand abhebt. Oft nur wenige Prozent Unterschied Plus oder Minus sind das. Mitunter werden solche Farbflecke höchst eifertig als irgendwelche Zentren gedeutet. Da ist von einem Zentrum der Aufmerksamkeit die Rede, einem Zentrum für die Notenschrift und so weiter. Sogar ein Zentrum zur Unterscheidung von Gemüsesorten«, feixt Sobetzki, »will eine Arbeitsgruppe in England entdeckt haben. Spinnerei natürlich.«

Thomas lächelt höflich mit.

»Immerhin, wenn ein Proband während der Messung gerade einen Text liest, dann«, Sobetzki zeigt dabei auf eine der Hirnkarten, »dann sehen wir hier und dort die Farbe Rot, da Gelb, hier wieder Grün und nebenan blau. Spricht die Versuchsperson, dann beobachten wir ein ganz anderes Verteilungsmuster der Farben und damit eben auch der Unterschiede in der Hirnaktivität, die ihrerseits ...«

»Und, ähm ...«

Sobetzki ist in voller Fahrt, lässt sich nicht gern unterbrechen, Thomas aber muss seine Frage loswerden:

»Und so ein Proband, wenn er es nun in dieser Röhre mit der Angst zu tun kriegt? Habe von Leuten gehört, die unter solchen Umständen ...«

»Dann wird sich das auch zeigen, in den Mandelkernen hier.« Sobetzki umkreist mit dem Finger ein Gebiet auf einem der

Hirnschnittbilder. »Egal ob der Proband einen Finger bewegt oder etwas hört oder, sagen wir mal, gerade lügt, an Hand der Farbenverteilung können wir das im Gehirn unterscheiden. Einigermaßen aber nur. Man könnte Ihnen, Herr Wisweh, Bilder von Nackedeis vorlegen und in Ihrem Gehirn sehen, ob und wie Sie darauf reagieren, auf Damen- oder Männerakte.« Er schaut Thomas gienend an, und dieser zwinkert unbestimmt zurück. »Grandios ist das, Herr Wisweh, sag ich Ihnen! In der ganzen Welt wird fieberhaft mit dieser Technik gearbeitet, Goldgräberstimmung allenthalben.«

Immerfort dreht Sobetzki in seinen Barthaaren herum, wenn er nicht gerade dieselbe Hand braucht, um Bilder zu zeigen oder zum Bier zu greifen. Zwei junge, Reiz sprühende Damen haben sich am übernächsten Tisch niedergelassen. Die eine strapaziert fortwährend ihr Handy, die andere wühlt fahrig in ihrer Handtasche herum. Mit Blick auf die beiden sagt Sobetzki:

»Ja, ja, so ist das eben, Bilder sieht man, überall Bilder. Eine Bilderinflation, eben auch in unserer Wissenschaft. Der Bilderglaube feiert Triumphe, *Seeing is Believing*. Piktoralisierung, wohin sie gucken, im Fernsehen, in Zeitschriften, im Internet, in der Werbung oder um den Weg zum Pissoir zu weisen. Bloße Worte sind für die meisten Gelaber. Und fast immer stimmt das auch.«

Thomas verschränkt die Arme und lehnt sich zurück: »Vor allem, wenn Politiker zu reden anfangen. Ist schon so: Nach Bildern drängt, an Bildern hängt doch alles. Goethe!«

»Das nenn ich einen Bildungsbürger«, lacht sein Gegenüber »Bildung kommt ja von Bild, wovon sonst?«.

Die Frauen am anderen Tisch lenken Thomas ab. Provokant stellen sie ihre Reize zur Schau: sorgfältiges Make-up, enganliegende T-Shirts, die dann und wann den Bauch freigeben, die Röcke zwei, drei Hände breit, darunter Leggings. Auch das sind Bilder, aber sind es Signale? Jedenfalls suchen die Augen der beiden keinen Kontakt, nirgendwo hin, auch nicht zu ihnen.

»Natürlich frage ich mich«, wendet sich Thomas wieder dem andern zu, »wie das denn nun mit der Spiritualität ist, mit der göttlichen Offenbarung, dem religiösen Fanatismus und so weiter. Lässt sich da etwas erkennen?«

Feierlich hebt Sobetzki an: »Lieber Herr Kollege, nichts ist in unserem Geist, nichts in unserer Seele, was nicht im Gehirn ist. Und

bitte bedenken Sie, ein Geisteszustand wird im Gehirn nicht etwa nur 'gespiegelt' oder 'widergespiegelt'. Nein, das Gehirn ist der *Produzent* des Geistes oder, bitteschön, der Seele. Und spirituelle Erfahrungen gehören eben einfach mit zur Produktpalette. Genauso die göttliche Offenbarung. Eine Hirnleistung ist sie, was sonst? Es darf daher überhaupt nicht verwundern, wenn man beim Meditieren oder Beten entsprechende Aktivitätsmuster in dieser Omme beobachtet.« Dazu klopft er mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn. »Egal ob beim Buddhisten, Hindu oder Christen.«

»Und was halten sie von dem Gottes-Modul?«

Sobetzki zieht seinen Mund schief und nimmt dann einen großen Schluck Bier:

»Also, das Gottesmodul. Na ja, ins Spiel gebracht wurde der Begriff Ende der neunziger Jahre durch Ramachandran, einem Neurologen. In San Diego ist der, habe ihn dort mal besucht. Guter Kopf, wird als *Marco Polo der Neurowissenschaften* gehandelt. Dieser Ramachandran, der will herausgefunden haben, dass Epileptiker des Öfteren von spirituellen Hör-Erlebnissen und von Visionen berichten, nämlich dann, wenn der Herd des Anfallgeschehens im Schläfenlappen des Gehirns liegt. Etwa hier, hinter dem Ohr.«

Sobetzki zeigt mit gestrecktem Zeigefinger auf die entsprechende Stelle an seinem Kopf, wobei sein Blick zum Tisch der auffälligen Damen auswandert. Thomas' Augen folgen automatisch. Die eine der beiden redet schon wieder oder immer noch mit ihrem Handy.

»Diese Region hat«, setzt Sobetzki an seinen Exkurs an, »sie hat unter anderem einen Draht zur ...«, und auf ein Stirnrunzeln von Thomas hin, »hat Nervenbahnen zur Hör- und Sehrinde. So genannt, weil dort die Informationen von den Ohren und den Augen ankommen und in diesen Rindenbezirken zu entsprechenden Wahrnehmungen zusammengesetzt werden. Dieselbe Region hat aber auch Verbindungen zum Limbischen System, nämlich dorthin, wo unsere seelischen Gefühle gemacht werden.«

»Limbisch? Von lateinisch *limbus*, der Gürtel?«

»Jawoll, Eins, setzen!« Sobetzki grient anerkennend. »Gürtelförmig also gruppieren sich die Gebiete des Limbischen Systems um den Hirnstamm herum. Und nun, Herr Wisweh, da wird spekuliert, dass sich diese nervalen Verbindungen von Anfall zu Anfall verstärken und

es dabei immer öfter zu emotional eingefärbten Visionen kommt. Gewissermaßen ein pathologisches Fehl-Lernen.«

»Und in diesem Limbischen System sollen Emotionen ...?«

»So ist das: Angst, Zorn, Herzeleid und ..., aber auch Freude und Liebe werden hier gebraut, nicht im Herzen! Auch Orgasmusfreuden.« Pfiffig blickt er dabei in Richtung Nachbartisch, doch schlägt seine Mimik abrupt um, als er gewahr wird, dass die beiden Damen aufstehen, der Kellnerin irgendetwas zuraunen und dann hastig das Lokal verlassen. Die eine noch immer mit dem Handy am Ohr. Thomas, den jungen Frauen nachblickend, fragt:

»Da ist also Ihrer Ansicht nach was dran an diesem Gottesmodul?«

Sobetzki macht mit derselben Blickrichtung wie Thomas eine Handbewegung im Sinne von *erledigt*. »Zurück zum Geschäftlichen also«, sagt er, »Ramachandran nennt diese Kreuzungsstelle von Wahrnehmung und Gefühl nun mal so, die Gegend also, in der er den Bezug zu spirituellem Erleben erkannt haben will und wo es bei Epileptikern recht ordentlich flackern kann.«

Thomas blickt ihn nachdenklich an.

»*Gottesmodul* klingt gut, hm, Herr Wisweh? Hübsch plakativ. So was mögen unsere transatlantischen Freunde. Popularisierung der Wissenschaft - okay, aber bitteschön keine McDonaldisierung!«

Mit einem kräftigen Schluck leert Sobetzki sein Glas und schließt beschwörend an, man solle sich vor einer Überschätzung der Ergebnisse in der Hirnforschung hüten, so spektakulär die Erfolge auch immer seien. Vor allem der Zwischenbereich von Neurobiologie und Psychologie wäre weit weniger durch wissenschaftliche Belege abgedeckt als durch Allgemeinplätze:

»Die Hirnforscher, auch ich, verwenden da Metaphern aus der Welt des Alltags und mischen diese frisch, fromm, fröhlich mit Erlebensqualitäten, mit Erfahrungen aus der Innenschau also, aus der Introspektion. Da reden wir von *Bildern* im Gehirn und von ihrer *Speicherung*, quasseln von *Vergleichen* und *Abgleichen* irgendwelcher *Gedächtnisinhalte*, und haben im Grunde keine Ahnung, was das jeweils bedeutet, hirnorganisch also.« Sobetzki verzieht sein Gesicht, als ob er Essigsorten verkosten müsse. »Ja, und schließlich kommt es zum *Auftauchen* der edelsten der edlen Hirnfunktionen, dem Bewusstsein. Die *Emergenz des Bewusstseins* heißt es dann feinsinnig. Gelaber, nichts als Nebelkerzen. Denn im Eigentlichen kann man das

Bewusstsein ebenso wenig wie ein Gefühl noch gar das 'Ich' von außen her ergründen, durch die Forschung am Gehirn also.«

»Vielleicht halte ich mich dann doch besser an die Theologen«, meint Thomas und kratzt sich hinterm Ohr, als ob in der Tiefe das Gottesmodul zu jucken begänne. »Die geben wenigstens zu, dass sie von Gott nichts wissen.«

Sobetzki lacht:

»Was wir von außen her beobachten, wir als Hirnforscher, sind bestenfalls Begleiterscheinungen zum Innenleben, Korrelate. Zum Beispiel eben die regionalen Durchblutungsänderungen oder entsprechende Stoffwechseländerungen oder elektrische Signale. Nichts anderes als Begleiterscheinungen des Eigentlichen. Wie wenn Sie an einer Fernsehröhre eine Spannungsmessung durchführen, während ein Krimi läuft. Nicht den Mörder kriegen Sie damit zu sehen, sondern nur korrelierende Spannungsschwankungen. Kein Mensch weiß – ja, wir haben noch nicht einmal einen Verständnisschimmer davon –, was sich im Konkreten hinter einer Schmerzempfindung oder einer Erinnerung oder hinter dem Denken verbirgt, auf der zellulären und subzellulären Ebene nämlich.«

»Subzellulär ...?«

»Sorry, die Betrachtungsebene unterhalb der Zelle, ihrer Teilbereiche also, Synapsen zum Beispiel. Die meisten Nervenzellen haben Hunderte oder Tausende davon, von diesen Synapsen. Winzigste Kontaktstrukturen für die Informationsübertragung von Zelle zu Zelle sind das. Eine wahnsinnig komplexe Mikrochemie, schon in jeder einzelnen Synapse, ganz zu schweigen von der in einer ganzen Zelle.«

Und auf Thomas' Rätselblick hin:

»Also, Herr Wisweh, vorstellen müssen Sie sich eine Zelle als ein feuchtes Säckchen mit einem riesigen Zoo an Molekülen, Tausende und Abertausende von verschiedenen Arten und Milliarden und Abermilliarden an Einzelmolekülen! Alle stehen direkt oder indirekt miteinander in Wechselwirkung. Weit, Herr Wisweh, weit, weit sind wir davon entfernt, den Effekt auch nur einer einzelnen konkreten Nervenzelle präzise zu analysieren, nämlich den, den sie über diese vielen Synapsen auf alle die ihr nachgeordneten kleinen grauen Zellen ausübt. Und die ist – völlig irre könnte man werden! – zuvor auf dem gleichen Wege von hunderten und tausenden anderen dieser kleinen

grauen Zellen unterrichtet worden! Dann erst das Gewabere der elektrischen und chemischen Felder innerhalb der Zellen und zwischen ihnen, stellen Sie sich das mal vor!«

»Lieber nicht!«

»Ha«, freut sich der andere, »jawohl, lieber nicht. Und da wollen Sie mir doch nun glauben, wenn ich sage, dass es nie und nimmer – nie und nimmer, sage ich – eine Chance gibt, die Interaktion von den hundert Milliarden Nervenzellen in diesem feuchten Computer hier oben«, Sobetzki klopft sich dabei mit der Faust an die Stirn, »einigermaßen präzise zu erfassen, geschweige denn, eine solch irrsinnige Kombinatorik wirklich zu verstehen. Eine, bei der dann zum Beispiel ein bestimmter Gefühlszustand oder am Ende gar das Ich-Bewusstsein herauskommt – *emergiert*, wie man ohne auch nur einen Verstandeschimmer sagt.«

»Also wird das Gehirn sich niemals wirklich selbst begreifen?«

»Nie. Allenfalls Prinziplösungen. Das Gehirn ist einfach zu klein für seine Größe!«

Nach einem ordentlichen Schluck aus dem neuen Glas, das die Kellnerin soeben gebracht hat, fügt Sobetzki noch an, mit der freien Hand wieder in seinem Bart herumwuselnd:

»Wenn Sie mein Geschwätz anödet, also, ich neh'm's nicht krumm. Ehrenwort!«

»Quatsch, ich habe Sie doch ausdrücklich gebeten, mir Ihren Sesam zu öffnen. Nein wirklich, sehr, ähm, sehr interessant!«

»Ich rede gern und will Ihnen daher auch wirklich gerne glauben. Also noch mal: Seien Sie vorsichtig im Umgang mit Leuten von unserer Zunft. In laxer Weise werden da von den großen Gehirnerklärern terminologische Wechsel eingebaut, mit denen die zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven hin und her hüpfen, einem bestimmten Gefühl zum Beispiel auf der einen Seite und, auf der anderen, dem Ort im Gehirn, an dem man zum selben Zeitpunkt etwas Auffälliges messen kann. Statt *Ich* sagen diese Schwätzer *mein Gehirn*, und schon reißen die Nicht-Hirnforscher staunend die Mäuler auf.«

Nach einem weiteren Schluck, mit dem Sobetzki das Glas zur Hälfte leert, meint er:

»Weil diese selbsternannten Hohepriester der Neuropsychologie bestens auch ohne Fakten auskommen, quasseln die ohne Unterlass. Was herauskommt ist klar, einfach und falsch. Denn die meisten von

ihnen verwechseln die Vertrautheit, mit der sie ihren eigenen Gefühlen und ihrem Bewusstsein begegnen – eine trügerische Vertrautheit ist das, sage ich Ihnen –, die verwechseln diese, äm, diese Gehirnversther mit Wissen, ich meine Wissen im expliziten Sinne. – Ich nicht, darauf können Sie sich verlassen, ich hüte mich! Zumindest bin ich mir der Grenzen solcher Aussagemöglichkeiten immer bewusst. Ich schon!«

In Hitze hat er sich geredet, der liebe Kollege, und seine sonst so umgängliche Art ist in Geifer umgeschlagen. Ob er da eine persönliche Rechnung offen hat? Jedenfalls hatte er doch bisher genauso rumgetönt, der gute Sobetzki, von wegen, dass da Angst und Herzeleid und Orgasmus in diesem ..., in diesem Limbischen System *gebraut* würden.

»Die feinen Kollegen schmeißen Qualitäten des Materiellen und des Geistes ganz einfach in ihren Rührfix und verpanschen frohgemutes die Kategorien der äußeren mit der der inneren Erfahrungswelt!« Angewidert schaut Sobetzki drein.

»Das uralte Leib-Seele-Problem, mit anderen Worten?«

»So ist es. Ignorabimus.«

In einem Schluck schüttet Sobetzki den Cognac hinunter, den er zwischendurch bestellt hatte.

»Heraus kommt bei solchem Frevel ein ..., ein opaleszierender Schleim, den viele für den Schimmer der Wissenschaft halten. Als ob man durch Verrühren von *schmerzhaft* und *kariert* und ..., na sagen wir mal ...«

»Und Grünspan vielleicht?« grinst Thomas.

»Jawohl, und Grünspan!« Lachend schlägt Sobetzki mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Vielleicht ein Eidotter noch dazu und, ähm, eine Prise, ähm, wahnhafter Scharfsinn vielleicht?«

»Oder scharfer Wahnsinn?«

Vor Vergnügen wiehernd stoßen beide mit dem Rest ihres Bieres auf ein *Prost!* an.

»Unsere ganze schöne Neuropsychologie blamieren diese Schafsnasen mit ihrer Nothing-Buttery. Die meisten der ...«

»Nothing–was ?«, fragt Thomas.

»Die meisten der Philosophen und Psychologen, die ich kenne, haben das längst spitzgekiegt. Denen machen solche Schlabbertüten ...«

»Nothing...?«

»Noch nicht gehört, hm? Sagt man, wenn da neunmalkluger Durchblicker daherkommen und meinen, der Mensch sei nichts anderes als ein Stück Materie, *nothing but a piece of matter*. Materie, die in Kneipen wie dieser hier rumhängt und über Sachen witzelt, die es eh nicht versteht.«

»Jedenfalls schlabbern wir Laien diesen – wie sagte doch der Herr Sobetzki vorhin so malerisch? –, ja, diesen opaleszierenden Schleim bereitwillig in uns hinein, den da mit dem Schimmer der Neurowissenschaften meine ich. Für uns Wissenschaftsgläubige so eine Art Ersatzreligion, was? Aber es ist wie es ist, man braucht nur irgendein Wochenblatt aufzuschlagen, immer ist da was von der Hirnforschung drin, und das hört sich dann an wie harte Wissenschaft.« Sein Gegenüber anblitzend: »Nun mal Hand aufs Herz, Herr Sobetzki, gilt denn Ihre Warnung nicht genauso für das, was Sie mir bisher selbst erzählt haben?«

»Selbst wenn es so wäre, würde ich jetzt natürlich Nein sagen«, lacht dieser.

Und wieder schmettern sie ihre Gläsern auf ein *Prost!* zusammen, so laut klirrend, dass sich die Kellnerin erschreckt umwendet. *Du* zu sagen, schlagen sie gegenseitig vor, Konrad heiße er, der Sobetzki. Und das nächste Mal wolle er es sein, der sich auf die Schulbank setzt, im Fach Geschichte.

Nicht lange hin, und Konrad Sobetzki beichtet, sein Leben komme einer mittleren Katastrophe gleich. Seine Frau habe sich vor Jahren scheiden lassen und ihre beiden Kinder in die neue Ehe mitgenommen. »Ein Ochse war ich«, schimpft Sobetzki vor sich hin. »Die Familie hatte mich kaum zu sehen gekiegt – Klinik von früh bis spät, und bis in die Nacht hinein Labor, unbedingt wollte ich mich habilitieren. Mit dem Neuen ist ein weiteres Kind entstanden, und vor kurzem nun stellte sich bei ihr Brustkrebs heraus, bei meiner Ex. Noch dazu in einem fortgeschrittenen Stadium. Ich muss mich darauf einstellen, meine beiden Kinder zu mir zu nehmen.«

Sobetzki ist ernst geworden. Aus seiner Briefftasche holt er ein Bild hervor, das ihn mit zwei Jungen im Grundschulalter zeigt. Einen

Schneemann bauen sie, und der ältere der beiden ist gerade dabei, in den Kopf des Schneemannes eine große Mohrrübe zu stecken.

»Natürlich habe ich mich umgeschaut. Meine Freundin ist noch jung an Jahren. Tja, und nun, und nun will sie von Beutekindern nichts wissen. Jedenfalls sind unsere Hochzeitspläne im Eimer. Zunächst jedenfalls. Vorhin war deswegen wieder dicke Luft. Wunderbar, dass es da so ein Glas-Bier-Geschäft gibt. Finden Sie ..., findest du nicht auch? So, und jetzt bist du dran, Thomas.«

Thomas sieht sich bemüßigt, unverblümt zu erzählen, wie er vor kurzem noch von der Torschlusspanik durchgeschüttelt wurde. Im Moment zwar gäbe es jemanden, aber ebenfalls Zoff. Oft hätte er an Kinder gedacht, an eigene, doch sei er ja nun schon fast im Großvateralter. Und die Sache mit seiner Stelle quäle ihn, diese gottverdammte Galgenfrist. Zwar hätten die ihm versprochen, seine Stiftungsprofessur in eine reguläre zu wandeln, zu entfristen also. Aber wer weiß. Dieser Dinkelbach, sein Chef, der interessiere sich nur für sich selbst, und erst recht dieses Weich-Ei von Dekan. Mehr als wohlklingende Worte seien kaum zu ernten. Außerdem seine Publikationsliste, nicht lang genug sei sie denen. Tatsächlich, etwas Peppiges brauche er, daher eben der Gedanke, neurowissenschaftliche Erkenntnisse mit der Geschichtsforschung zu verbinden. Von »Neuro-Historik« zu sprechen, verkneift er sich.

Die beiden Cognacs, die Thomas bestellt hatte, sind auf ein kurzes *Prost!* hin ihrer Bestimmung übergeben. Müde ist er plötzlich. Ein Gähnen unterdrückend, kommt er auf den Besuch bei Frau Ebersbach zu sprechen, und was er über fokale Epilepsien nun alles weiß. Wenn da was dran sei an göttlicher Obsession bei Epileptikern, dann wohl deshalb, fragt er nun, weil diese über einen solchen speziellen 'Draht' verfügen. Nämlich von dem Krankheitsherd im Gehirn, diesem Gottesmodul womöglich, hin zu den Orten, wo die Gefühle gemacht werden, dem ..., dem Limbischen System?

»Klingt jedenfalls plausibel«, meint Sobetzki. »Bei Epileptikern kommt regelmäßig so eine Art von Gewitter ...«

»Jawohl, davon hatte auch die Ebersbach gesprochen. Aber man kann doch wohl nicht annehmen wollen, dass alle tief religiösen Menschen hirnkranke sind – verkappt oder nicht?«

»Um Gottes willen ...«

»Eben, schon der kann das doch nicht wollen.«

»Eben!«, freut sich Sobetzki. »Doch könnte es durchaus sein, dass, sag ich mir, dass häufiges Sichversenken in mystische Vorstellungen eben diese Art von Verbindungen intensiviert – nach Art eines Lernvorganges also. Durch Gebetsübungen mögen mit der Zeit auch ganz normale Menschen in den Genuss einer, äm, einer überwältigenden Erfahrung kommen.«

»So 'ne Art Hotline zum Himmel entwickeln.«

»Jawoll«, ruft Sobetzki, wieder hochgestimmt. »Und daraus, Herr ..., und daraus, Thomas, – klar, überwältigend muss so ein Erleuchtungserlebnis sein. Und daraus eben ist der Stoff, sage ich, der Stoff für Überzeugungen, für Ü - ber - zeu - gun - gen, klopft Sobetzki im Rhythmus der Silben mit der flachen Hand auf den Tisch. »Überzeugungen, die durch nichts mehr zu erschüttern sind. Bis hin zum Terror gegenüber Andersdenkenden. *Ihr habt Angst vorm Tod?*, fragen die Selbstmordattentäter, *wir nicht! Uns ist ein Platz neben dem Höchsten reserviert!*«

Darauf Thomas:

»Am Ende genügt ganz normalen, stinknormalen Menschen, wenn sie im Glauben geübt sind, der Anblick eines religiösen Symbols, der Aufenthalt an geweihtem Ort oder, nun, oder eine bloße Vorstellung von ..., also was immer sie als heilig ansehen, um sie in den Zustand der religiösen Verklärung wechseln zu lassen.«

Die Tageshitze ist kaum abgeklungen und entsprechend groß der Durst. Die Kellnerin bringt den beiden ein weiteres Bier, und wieder scheppern die Gläser. Sobetzki kommt auf andere Untersuchungen zu sprechen. Ein gewisser Newberg hätte buddhistische Mönche und Franziskaner-Nonnen ins Labor geholt, um ihre Gehirne während des Meditierens beziehungsweise bei tiefer Versenkung ins Gebet zu untersuchen.

»Kenn' ich«, wirft Thomas ein. »Wie ich aber gelesen habe, ist in deren Gehirnen doch gerade ein geringerer Aktivitätszustand gemessen worden, stimmt's?!«

»Jawoll! Mensch, hast du eine Menge Stoff in dich reingefüllt!«

»Du hast weit mehr!« protestiert Thomas gienend und tippt auf die Anstriche auf Konrads Bierdeckel.

»Die Beweislast ist erdrückend«, konzediert der andere, gähnt, lehnt sich zurück und schaut sich gedankenverloren im Lokal um. Als

Thomas mit einer Frage nachsetzen will, findet Sobetzki wieder zurück und zeigt auf den Bereich über dem Ohr: »Um eine ganz andere Hirnregion geht es dabei, nämlich hier im Scheitellappen laufen die Informationen aus den Muskeln, den Gelenken und der Haut zusammen, aus den Gleichgewichtsorganen, dem Gesichtssinn und so weiter. Und diese Region, die uns als etwas, als, als von der umgebenden Welt Abgegrenztes empfinden lässt, die soll im Zustand tiefster Versenkung unteraktiv sein. Ganz einfach also, sagt sich dieser Newberg, das Phänomen der spirituellen Entkörperlichung ist nichts anderes – *nothing but* – als der Verlust an Körperbewusstsein in eben dieser Region.«

»Mag sein. Von allem Irdischen losgelöst«, ergänzt Thomas, »fühlen sich die Buddhisten als Teil des Universums und die Christen als eins in Gott. Die *Unio mystica*.«

»Habe mir die Bilder von dem Newberg mal angesehen, sonderlich überzeugend sind die nicht. Andere haben die Experimente nachgemacht und nichts gefunden. Egal, er hat damit für Aufsehen gesorgt. Und das reicht.«

Eine Weile hängen die beiden ihren eigenen Gedanken nach. Dann Thomas:

»Bei solcherart naturwissenschaftlicher Sezierung, also, dabei muss doch die Schönheit unserer Seele flöten gehen, die Menschenwürde letztlich. Hast du damit keinerlei Problem?«

Konrad Sobetzki nimmt wieder einen tiefen Zug aus dem Glas, verschränkt die Arme hinter seinem Kopf, und sich räkelnd schnauft er:

»Du weißt ja, Religion in Massen gehört noch immer zum guten Ton. Wer schon bekennt sich öffentlich zum Atheismus. Befürchten muss er, für *amo ...* ralistisch gehalten zu werden.« Während er spricht, nestelt er an der Tischdecke herum und versucht, ein weiteres Gähnen zu unterdrücken.

Das Bier zeigt zunehmend auch bei Konrad Wirkung. Gerade hatte er sich einen weiteren Cognac kommen lassen. Thomas wiegt seinen Kopf hin und her. Immer schwerer fällt es ihm, das Gähnen zu unterdrücken. Konrad hebt mühsam den Finger, um seine Behauptung zu unterstreichen:

»W...wie immer man's deichseln möcht', glaub mir, Wissenschaftler sein und gläubig ..., also Wissenschaftler und, und

überzeugter Christ zu sein, geht nicht, ist ..., ist ein Widerspruch in sich. Meinste nich'? Nein? Doch! Wenn jemand, also, wenn jemand gelernt hat, konsequent wissenschaftlich zu denken, muss er an einer bestimmten Stelle seine Denkmethode u...und seine Denkdisziplin an den Nagel hängen, um, um auf Religiosität umzuschwenken! Aber ja doch! Muss er.«

Sobetzki schüttet den Rest seines Bieres hinunter, unterdrückt ein Aufstoßen, und Thomas bemüht sich erkennbar um Konzentration:

»Die Hypothese Gott, sag ich immer, ist eine schlechte Hypothese, weil sie weder bewiesen noch widerlegt werden kann. Eine Anthologie ist sie, die Bibel, ein Viel-Männer-Buch. Die Aussagen passen daher oft gar nicht zusammen. Andererseits ist sie eine extrem wichtige Quelle, die Bibel, war der Fahrplan für unsere abendländische Kulturentwicklung. Und ist es immer noch für ..., für unsere Wertevorstellung.«

Lallend meinte Sobetzki, nein, die Moral, die käme auch ohne einen imaginären äußeren Aufpasser aus, davon wäre er fest überzeugt. Fest. Und mit ziemlicher Kraftanstrengung weist Sobetzki dabei nach oben. Thomas hebt seinen Kopf, sieht aber nur die Deckenleuchte, in deren Schalen sich eine Masse toter Fliegen angesammelt hat. Wahrscheinlich, sagt er sich, war Sobetzki eine ganze Weile vor ihm gekommen und hatte bereits ordentlich konsumiert.

Sobetzki meint, seine moralische Instanz wäre sein Gewissen. Hier drinnen, tief drinnen, zeigt auf sein Herz, revidiert sich schwerfällig, lächelt und weist mit schlaff gekrümmtem Finger auf seine Schläfe.

»Klingt nach Kant«, meint Thomas, »*Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.*«

»So isse, Thomas. Die Evolution hat's uns hier oben eingebaut, das moralische Gesetz. Sosiooh-Biologie!«

»Was?«

»Sosiobiologie«

»Al..., Altruismus und die Einhaltung von Spielregeln sind für sozial organisierte Tiere existenz..., existenznotwendig, für die höhern jedenfalls. Der Wächter ist das Gewissen. Uralt, das Prinzip.« Sobetzki winkt müde ab. Die Menschwerdung hätte daran nichts geändert. Fast nichts. Lachend meint er dann, per Selektion wären die miesen Typen aussortiert worden, auf lange Sicht jedenfalls. Denn Gewissenlose hätten weniger Chancen in der Gruppe, und vor allen bei

den Frauen. »Meinst' nicht? Die Weiber wählen aus, nich' wir! Unsere Sz...Szuchtmeister sin' se! Schlau, hm? Immer tun sie so, als ob wir die Auswähler wären! Und nu' simmer so, wie die uns wollten, dank Evolucion, und trotzdem sin' se nich' zufrieden! Aber noch mal: Gewissen und Gewissensbisch...sse, kennst du doch von dir selber, hm? Da soll mir doch mal jemand beweisen, dass die da, die Christen, die besser'n Menschen sind. Schweinehunde gibt's dort genauso. Und du?«

»Ich bin kein Schweinehund«, meint Thomas, nun selbst vom Biere selig. »Wie soll denn das zus...sammen passen, ich und ein Schweinehund?«

Sobetzki legt schwerfällig seine Hand auf Thomas' Arm. Irgendetwas mit Statistik murmelt er dann, und Thomas meint, ebenfalls etwas Wichtiges verkünden zu müssen. Ihm ginge es wie dem Faust, sein Verstand sage nein, sein Herz ja, oder eben sein Lümb..., sein Lümbisches System. Vielleicht sei der Glaube an einen zweiten, Moralwächter, einen externen, ganz nützlich. Zusätzlich zum Gewissen. Oder auch nicht.

Spät ist es geworden, als die beiden aufbrechen, und zu spät für die ASS, die Thomas nach seiner Erfahrung schon mit dem zweiten Glas Bier hätte einwerfen sollen.

Am nächsten Morgen wird Thomas durch einen Fassreifen geweckt, der droht, seine Schädeldecke abzuheben. *Sonnabend, Aileen!*, fährt es in ihn. Vorsichtig, als ob er auf der Stirn ein Glas mit heißem Wasser balanciere, richtet er sich auf. Im Bad ein Blick in den Spiegel. Wie sein gedunsenes Gehirn die Augen aus ihren Höhlen drückt!

Bis zum Abend will Thomas in den jugendlichen Liebhaber zurückmutiert sein. Er wärmt den Kaffee vom Vortag in der Mikrowelle auf, nimmt ein paar Schluck und darauf zwei ASS. In seinem Lieblingssessel dann, die Beine auf dem Tisch, döst er vor sich hin. Katarrhalische Schmerzen vom Hinterkopf bis zur Stirn. Das linke Auge trânt – Migräne, sein alter Feind. Das Bild von Sobetzki huscht durch die zirpenden Hirnwindungen. Beim Abschied meinte er, der – jawohl, Konrad, so hieß er – sie sollten noch schnell einen Blick in die »Feuerkugel« werfen, eine stadtbekannte, schräge Disco, auch für gereifere Herrschaften geeignet. Oder gerade für die. Irgendetwas von einer Einsprung-Pirouette schwafelte Sobetzki, dieser Konrad, etwas, womit er die Damenwelt hinzureißen gedachte. Zwei oder drei Manhattan, dann fing er an, die Augen zu verdrehen, ein überhasteter Abschied, und verschwunden war er.

Thomas öffnet die Augen und schaut sich in seiner Wohnung um. Gründliches Putzen ist angesagt, zumindest Aufräumen. An seinen idiotischen Ausfall von neulich muss er denken. Ganz still war Aileen geworden. Dräuende Wolken. Mit dem Heimvorteil nun werde ich die doch wohl verscheuchen können. – Ich? Ständig sorgt sie für taumelnde Befindlichkeiten, für Achterbahnfahrten, und ich ...

Doch die Liebe besiegt alles. Vor allem mich. *Omnia vincit amor.*

Weit später als gedacht ist Thomas mit der Putzerei fertig. Die Fenster lässt er, wie sie sind, nicht eben streifenfrei transparent, aber die Welt scheint noch immer herein. Für den erhofften Fall hat er das Bett frisch bezogen.

Sonderlich viel Geschmack hat er nicht in seine Wohnung investiert, muss er sich eingestehen, als er sich mit Aileens Augen umschaut. Einzig seine Büchersammlung kann sich sehen lassen. *Zeig*

mir deine Bücher, und ich sag dir, wer du bist. Noch immer wartet der Tag, an dem er das alles gelesen haben wird. In diesem Leben wahrscheinlich nicht mehr.

Thomas' Kopf hat das böse Tuckern langsam aufgegeben, nur noch ein hintergründiges Summen und Zirpen. Beim Nachdenken über das Menü, mit dem er aufwarten will, kommt er zu dem Entschluss, statt seiner selbst den Partyservice zu bemühen. Nicht gerade eine pralle Nummer, es bleibt aber auch so noch genug zu tun: Der Wein ist fast alle, Kerzen braucht er, Bier, Likör. Trinkt sie überhaupt welchen? Cognac vielleicht, oder einen Sherry. Besser von jedem. Auch etwas zum Knabbern. Und Frühstück? – Frühstück? Wieder das Gefühl, ein Fliegenschwarm hebt in seiner Magengegend ab. Er versucht, das Aufkeimen jeglicher Vorlust zu unterdrücken. Bisher jedenfalls hat sich Vorfreude meist nicht ausgezahlt. Entweder kam etwas dazwischen, oder seine Erwartungen waren zu hoch gespannt.

Das Telefon dudelt die Mozartsche Nachtmusik. Heute noch wird er eine andere Rufmelodie aussuchen.

»Ja«, ruft er. – Niemand. »Hallo? Aileen?«

Statt einer Antwort ein dröhnendes Lachen, René ist es:

»Hab ich's mir doch gedacht. Der feine Gottwin Thomas Wisweh, ein Meister der Harmlosigkeit, wieder eine Neue! Wie war doch gleich ihr Name? Aileen?«

»Die ganze Zeit über habe ich auf deinen Anruf gewartet, bester René. Und nun dieser Freudentaumel!«

»Töne nicht rum, alter Bursche! Wie ist sie denn, deine Aileen? Ein Name, klingt recht rezent, als ob die Dame vor kurzem erst aus dem Ei geschlüpft wäre. Hast du's gut, du alter Knochen, badest in einem Meer von geilen Studentinnen! Ist da nicht auch mal was für deinen Kumpel drin? Zumindest 'ne Abgelegte wird doch auf mich umzulenken sein?«

»Deine Claudia hat wohl einen Besseren gefunden? Ich hätte es dem armen Mädchen so gewünscht.«

»Einen Besseren? Du weißt, wie bescheiden ich im Grunde bin, auch, wie blendend ich aussehe. Dazu einen tollen Job, ungekündigt. Zwei Personen könnte ich ernähren und eine ganze Schar von Kindern. Einen Besseren! Wie das?«

»Sag lieber, wie steht's denn mit deiner Lendenkraft, geben die immer noch ausreichend ...«

»Ha, ganze Völkerscharen ließen sich damit zeugen! Aber im Ernst bitte, wer schon soll sich mit mir messen können? Ganz einfach strukturiert sind diese Provinzler hier. Denen ist die Nähe zu unserer tierischen Verwandtschaft ins Gesicht geschrieben.«

»Wie einen Heiligen werden die dich verehren. Ausgerechnet der Beste unseres Stammes musste sich diesen Wilden ausliefern.«

»Wie einen Heiligen? Das setzt ja voraus, dass die Leute hier eine höhere Wesensart überhaupt begreifen können. Ein Durchreisender wurde neulich von der hiesigen Polizei angehalten, angeblich wäre er mit seinem Auto hart an der Grenze zur Lichtgeschwindigkeit gewesen. Kann man auch niemandem verdenken, wenn er von hier so rasch wie möglich weg will. 'Ihren Führerschein, bitte.' 'Hab ich nicht.' 'Ihren Ausweis!' 'Hab ich auch nicht.' 'Wie heißen Sie?' 'Sag ich nicht.' 'Ich spaße nicht', rief der Polizist, 'also noch mal: Wie heißen Sie?' 'Robert Redford.' 'Ich warne Sie! Ein letztes Mal: Wie heißen Sie?' 'Robert Redford.' 'Wenn Sie mir jetzt nicht sofort Ihren wahren Namen nennen, muss ich Sie in Gewahrsam nehmen, bis wir alles geklärt haben. Ein allerletztes Mal frage ich: Wie heißen Sie?' 'Johannes Brahms'. 'Na also', triumphiert der Polizist, 'Warum denn nicht gleich?'« René wiehert vor Vergnügen. »Gut, hm?«

Thomas brüstet sich, er habe die Pointe sofort kapiert, scheue aber eine Revanche.

»Wieso?«

»Na weil du die gar nicht kapiertest. Der Mensch ist bekanntlich das Ensemble seiner gesellschaftlichen Verhältnisse – Marx: Feuerbach-Thesen, du wirst dich doch hoffentlich erinnern. Und seit ich, dein Freund Thomas, deine gesellschaftlichen Verhältnisse nur noch gelegentlich ...«

»Quatsch, ich bin mir selbst genug. Im Gegenteil, oft merk ich, dass ich meiner eigenen Person zu weit voraus bin, so dass ...«

»So dass dein geistiges Ejakulat nicht mal mehr für die Selbstbefruchtung taugt.«

Thomas tritt von einem Bein aufs andere. Die Besorgungen sind noch zu machen. Außerdem wartet er auf Aileens Anruf.

Schon zieht René wieder über seinen Chef her. Unbotmäßige Forderungen kämen von ihm, und wie er, René, diesem Flachhirnigen noch was flüstern wolle. Thomas wird immer zappeliger und wartet

auf eine Chance, das Gespräch abzukürzen. Da klingelt es beim Freund an der Wohnungstür.

»Die besten Grüße ans Chefchen«, ruft Thomas noch schnell, und lachend trennen sich die beiden.

Gleich darauf erneut die Nachtmusik: Aileen! Liebend gern will sie ihn in seiner Klause heimsuchen. Sie kann es gar nicht erwarten und möchte sich erlauben nachzufragen, ob denn der Miesepeter von neulich in den Menschen zurückgekehrt sei, den sie als ihren Tommy schätzen gelernt habe.

»Er ist«, freut er sich. »Wo bist du denn?«

»Wieder zu Hause.«

»Sag mal, Aileen, also ... Nein, ich will's gar nicht wissen.«

Sie, nach einem kurzen Zögern:

»Ich erzähl dir's schon noch. Später. Vielleicht.«

»Besser nicht.« Genau sieht er sie vor sich: überlegenes Lächeln, gespannte Aufmerksamkeit, immer auf der Hut. »Aus dem Fluss Lethe lass mich trinken, jeden Morgen ein Glas von dem Vergessenswasser, gleich nach dem Aufstehen!«

Thomas, mit drei großen Einkaufstüten behängt, hat es eilig. Auf der Rolltreppe ein Ehepaar, das vor ihm Wurzeln geschlagen hat. Ob fett, ob dünn, selbst treppab lassen sich die Leute fahren. Selbst ins Fitness-Center. Mit seinen Tüten in Vorhalte, quetscht sich Thomas Entschuldigung zischend an den beiden vorbei. Unten angelangt, zieht es ihn wie üblich zum Zeitschriftenstand.

Ein junger Mann, tief über ein Magazin gebeugt, murmelt fortwährend, als ob jemand in seiner Nähe wäre. Doch da ist niemand. Blasser Teint, hager, die langen, schwarzen Haare hängen ihm ins Gesicht. Eine junge Frau mit zwei Kindern, einen Einkaufswagen vor sich her schiebend, kommt auf ihn zu und ruft:

»Nun mach doch endlich, Hilmar, komm!«

Der junge Mann blickt verstört auf, brummelt eine Antwort, legt das Heft zurück und folgt missmutig seiner Familie. *Nahtod-Erfahrungen* prangt auf der Titelseite der Zeitschrift. Dazu ein Bild, das eine dunkle Röhre zeigt, an deren Ende im strahlenden Licht Christus am Kreuz. Thomas greift sich das Heft und blättert es im Stehen durch, bis er den Artikel gefunden hat. Um Menschen geht es, die durch Reanimation *zurückgeholt* worden sind. Nach einem Herzstillstand

zum Beispiel. An der Schwelle des Todes hätten sie den Eindruck gehabt, den eigenen Körper zu verlassen und sich selbst von außen betrachten zu können. Sie schwebten über ihrem Körper. Andere Todeskandidaten erzählen, sie wähten sich in einem finsternen Tunnel, dessen Ausgang hell erstrahlte und sie unwiderstehlich anzog. Von einem Glücksstrom seien sie durchrieselt worden, das Paradies schien es zu sein. Andere haben in Todesnähe längst verstorbene Angehörige und Freunde wiedergesehen. Einige erzählten von einer Schwelle, ähnlich einer Türschwelle, hinter der das Land des Lichtes läge.

Thomas merkt, wie er von einer Verkäuferin beobachtet wird. Besser sollte er das Heft kaufen und zu Hause weiterlesen. Doch überfliegt er schnell den Rest. Von ganz schrecklichen Visionen wird berichtet, einem Blick in die Hölle. Bilder von Breughel illustrieren, was dieser unter Hölle verstanden hatte. Von Panikgefühlen ist die Rede und von einer unendlichen Leere.

Thomas blickt kurz auf, die Verkäuferin ist nicht mehr zu sehen, und weiter liest er. Die Wissenschaft sei sich über die Natur solcher Nahtod-Erfahrungen nicht im Klaren, heißt es zum Schluss. Am wahrscheinlichsten wäre eine Art »Leerlauf« von Hirnmechanismen. Da sich im Todeskampf der Informationsfluss von außen verringere und schließlich ganz zum Erliegen käme, rufe das Gehirn zunehmend Gedächtnisinhalte ab. Diese würden dann gleichsam »in einem Meer von chaotischen Signalketten schwimmen« und so zu visionären Erlebnissen führen.

Sonderlich seriös ist die Zeitschrift nicht, der Artikel womöglich auch nicht. Vor kurzem hatte Thomas in einem Wissenschaftsmagazin zum selben Thema Ausführlicheres gelesen. Gerade als er das Heft zurücklegen will, tritt die junge Verkäuferin an ihn heran und fragt schnippisch, ob er die Zeitschrift vielleicht kaufen möchte, sie hätten genug davon da. Er spürt, wie er errötet. Rot werden in seinem Alter, und noch dazu vor diesem Püppchen! Verwirrt beeilt er sich, sein Portemonnaie hervorzuholen. Sie schaut ihn herablassend an, zeigt auf den Kassenbereich und sagt: »Dort, bitte!«

Reichlich vor sieben klingelt es an der Wohnungstür. Aileen! Sie strahlt und wirft sich Thomas in die Arme. Dann küsst sie ihn, so vehement, dass ihm die Luft ausgeht.

Mein Tommy, stöhnt sie und meint – selbst ein wenig kurzatmig, ob nun vom Treppensteigen oder vom Küssen – aus Sehnsucht sei sie ganz »hibbelig« gewesen und deshalb viel zu früh gestartet. Vor seinem Haus hin und her tigernd hätte sie es schließlich nicht mehr aushalten.

Eine Tüte hat sie mit, in der sich ein Buch abzeichnet. Sie holt es heraus und meint, er traue ihr als Buchhändlerin doch bestimmt zu, das Buch professionell zu verpacken. »Aber«, strahlt sie, »ich habe drauf verzichtet, nämlich weil es nicht neu ist, sondern bereits gelesen wurde. Und zwar von mir. In diesen paar Tagen. Die ganze Zeit über hab ich mir gewünscht, dass auch du das liest, genau dasselbe Buch. Und jetzt«, strahlt sie noch immer, »gehört es dir: die *Wahlverwandtschaften* von Goethe, dieser olle Klassiker. Hoffentlich erkennst du dich darin. Und auch mich!«

Wie verwandelt wirkt Aileen, hochgestimmt und gänzlich unbekümmert, als ob es nichts zu erklären gäbe. Thomas ist gerührt, gerührt vom Wiedersehen, von ihrem quietsch lebendigen Auftritt, und überhaupt. Nur, was bloß ist denn mit ihr passiert?

Gründlich schaut sich Aileen um. Noch ehe er überlegen kann, was er jetzt tun oder ihr anbieten oder wenigstens sagen könnte, fragt sie, ob sie sich auch den Rest der Wohnung anschauen dürfe. Zum Beispiel das Zimmer, in dem er so mutterseelenallein schlafe. Er steht bedripts da, und das in den eigenen vier Wänden. Vor seinem Bett dann, winkt sie Thomas keck zu sich heran, umarmt ihn und zieht ihn auf das Lager.

Wie viel Energie sich in ihm angestaut hatte! In ihr offenkundig auch. In fliegender Hast knöpft Aileen sein Hemd auf und zieht ihm all das vom Leibe, was nicht zu seiner naturgemäßen Ausstattung gehört. Als Thomas sich revanchieren will, kommt sie ihm entgegen, streift ab, was hinderlich sein könnte, und schneller, als er begreift, wie entbehrlich ein langes Vorspiel sein kann, packt sie ihn am Haar, übersät seinen Körper mit Küssen und drängt ihn in die Position, von der es heißt, dass Missionare sie nutzen. Es braucht auch gar nicht lange, bis beide ineinander explodieren und sich schließlich der verdienten Erschöpfung hingeben.

Bald darauf stellen sie fest, dass ordinärer Hunger ihre Ruhe stört, und Durst dazu. Thomas sucht das Werbeblatt des Partyservice, den er bemühen wollte.

»Vorhin noch war es da«, ruft er, kopflos in einer Schublade kramend.

Aileen hat ihren Kopf entweder behalten oder schnell wiedergefunden, fragt nach seinem Telefonbuch und hat auch schon eine Futterquelle ausgemacht. Halb angezogen, stöbert sie in seinen Büchern herum und ist sichtlich beeindruckt:

»Meine Bücher sind ein bisschen anders.« Beim nächsten Regal angelangt, ruft sie: »Aber was sehe ich denn da! Gedichte liest du? Hätte ich dir nicht zugetraut. Rilke, und ganz zerfleddert! Magst du ihn?«

Er nickt.

»Und hier, was haben wir denn da?« Sie zeigt auf eine lange Reihe alter und ältester Werke. Einige sehen aus, wie von der Müllhalde gerettet. Vor Jahren hatte er sie zu mehreren Dutzend beim Antiquar erhandelt – das Papier vergilbt, bei manchen der Einbanddeckel abgerissen. Aber auch Prachtbände sind darunter, in Leder, kaum Gebrauchsspuren, museumswürdig.

»Du merkst eben, hier wohnt ein Historiker«, gibt er mit einer ungelenk förmlichen Verbeugung zu wissen und lächelt betreten.

Wieder winkt ihn Aileen hin zur Lagerstatt, und wieder versinken die beiden im Rausch der Naturkräfte. Als das Essen endlich eintrifft – Lammkotelett, Kroketten und Rosenkohl, dazu Birnenkompott –, lobt sie ihn, was für ein Küchenwunder er doch sei. Zwar hätte er das Diner nicht selbst gearbeitet, aber immerhin selbst bestellt.

Ein bisschen schafisch schaut er drein und bugsiert das Menü umständlich auf die Teller, die er heute Morgen noch abgewaschen und poliert hatte. Eigenartig, muss Thomas von sich selbst feststellen, auf einmal fühle ich mich in meiner eigenen Wohnung wie gelähmt, während sie hier auf Wirbelwind macht. Als ob nichts gewesen wäre. Vielleicht war auch nichts? Oder es war etwas, und nun ist Schluss, sie hat sich für mich entschieden, endgültig, und froh ist sie nun. Wie gut sie aussieht. Und wie sie lacht. Plötzlich lebt hier alles, hier, wo sonst alles tot ist.

»Und dein Projekt?«, fragt sie. »Bist du denn weitergekommen?«

Bereitwillig nimmt Thomas die Brücke an. Seine Story wird lang. Anfangs noch hört sie interessiert zu. Doch dann, als er dabei ist, das Gespräch mit Sobetzki auszuwalzen, merkt er, wie krampfhaft sie sich bemüht, ihre Augen offenzuhalten. Der Wein tut ein Übriges und beide

beschließen, dass es für heute reicht. Aileen legt eine Hand an ihr Ohr und meint, das Bett rufe schon.

»Du wolltest mir einen sehr, sehr schönen Satz sagen, am Telefon, nachdem dein Gefühlssturm so böse getobt hatte«, will Aileen noch wissen.

»Ich, wieso?«

»Na, du erinnerst dich doch ganz genau. Über Mord- oder Selbstmordgedanken wolltest du dich verbreiten, und dann ...«

»Ach, mhm, ja?«, hüstelt Thomas.

»Na und, wie war noch der Satz?«

»Welcher Satz?«

»Ich warne dich! Sonst bleiben wir hier bis zum Frühstück sitzen!«

Thomas zieht Aileen an sich, streicht ihr übers Haar und raunzt liebevoll in ihr Ohr: »Meinst du diesen abgedroschenen Satz?«

Gerade sind sie eingeschlafen, da wird Thomas durch einen Traum geweckt. Er erinnert sich noch, wie er in einer Felswand kletterte und dann fiel und fiel. Schließlich sog es ihn mit unwiderstehlicher Kraft in einen Tunnel hinein. Schon sah er das helle Licht am Ende, doch konnte er den Ausgang nicht erreichen. Noch im Fliegen wurde er munter.

Sonntagnachmittag. Hilmar sitzt vor der Gartenlaube und hält Sabines Tagebuch in der Hand. Ein Büchlein, das er zufällig entdeckt hatte, als er nach seinem Pistolenkasten sehen wollte. Vor ein paar Tagen erst sind sie aus Indien zurückgekommen. Ihre beiden Patenkinder hatten sie dort aufgesucht, und die ganze Zeit über schrieb Sabine in dieses Büchlein, hatte ihn aber nie hineinschauen lassen. Nicht viel größer als eine Postkarte ist es, gelblicher Leineneinband, und vorn drauf klebt das Abziehbild von dem Gott mit dem Elefantenkopf. Ganesha heißt er. Kurz vor dem Rückflug noch hatte sie sich von den letzten paar Rupien einen Satz Götter-Bildchen gekauft. Eine kleine Weile kämpfen in Hilmar Neugier und Gewissen. Während er in den Seiten herumfingert, dauert sein Zaudern an, bald aber hat er sich festgelesen:

... Wir kamen vom Telefonieren zurück und waren einigermaßen beruhigt. Unsern beiden Kindern geht es gut, quietsch vergnügt sind sie, fühlen sich wohl bei den Großeltern und scheinen uns gar nicht zu vermissen. Trotzdem hatte ich mit den Tränen zu kämpfen.

Hilmar hatte zuerst größte Bedenken. Aber dann war er plötzlich doch bereit. Gott wird uns schon helfen, sagte er. Überall auf der Welt sei der Herr zu Hause, auch dort in Indien. So könne er erfahren, wie sich Gottvater diesen Menschen gegenüber verhält, die doch von ihm gar nichts wissen und von ihm wahrscheinlich noch nicht einmal etwas wissen wollen. Bestimmt tut es Hilmar gut, mal für längere Zeit von zu Hause weg zu sein, denke ich. In letzter Zeit war er so verändert. Am liebsten saß er nur noch in seiner Ecke und brabbelte vor sich hin.

Brabbelt vor sich hin – was für ein Bild Sabine von mir hat! Nichts begreift sie, nichts! Es ist kein Brabbeln, wenn ich mit Gott rede! Nicht nur ich, jeder Mensch wird durch die Gegenwart unseres Herrn

verändert! Auch Sabine würde sich ändern. Und wie sehr ist es ihr zu wünschen.

... Herzig sehen sie aus, unsere beiden Patenkinder. Vinod ist neun und Sanchoi sechs Jahre alt. Freundliche, aufgeweckte Kinder mit großen dunklen Augen und pechschwarzem Haar. Sie haben ihre Eltern schon früh verloren. Ein Zugunglück. Seitdem sind sie bei ihrer Großmutter. Die aber ist sehr krank und kaum in der Lage, sich selbst zu helfen. Andere Verwandte scheint es nicht zu geben...

Hilmar überfliegt die nächsten Seiten. Um die Arbeitskolleginnen von Sabine geht es, was die zu ihrer Unternehmung meinten, heller Wahnsinn wäre es, so ohne Erfahrung, und so weiter. Und dann:

Die größte Sorge war, dass wir mit unserem bisschen Englisch nicht zu Rande kommen. Zwar ist Englisch immer mein Lieblingsfach gewesen, aber nun nach diesen so vielen Jahren! Hilmar kann auch ein bisschen. Er hatte mal einen spanischen Arbeitskollegen, mit dem man sich anfangs nur über Englisch verständigen konnte. Gott sei Dank, bisher ist alles gut gegangen, obwohl wir manchmal am Verzweifeln waren. Doch hier, dank Vinods Hilfe, kommen wir recht gut über die Runden. In seiner Schule wird nur englisch gesprochen, und Sanchoi...

Lächeln muss Hilmar beim Lesen der folgenden Passage:

Mit Vinod und Sanchoi an der Hand liefen wir durch den Ort. Einige winkten uns Vieren zu und riefen Worte, die wir natürlich nicht verstanden. Von den meisten aber wurden wir nur angestaunt. Die beiden Kinder zeigen sich gern mit uns, ihren Pateneltern. Ich glaube, sie macht die Aufmerksamkeit, die sie dadurch erfahren, ganz stolz.

Allerdings ist das Leben in Indien, zumal hier in diesem Nest, sehr gewöhnungsbedürftig. Alles, was Beine hat, ist auf der Straße, Menschen wie Tiere, vor allem Hunde, Ziegen und natürlich auch Kühe. Ständig hupen die Autos. Und was das für Autos sind! Hilmar meint, unser TÜV müsste sie ohne Ausnahme aus dem Verkehr ziehen. Offenbar mit Gottes Hilfe würde denn doch alles leidlich funktionieren. Viel häufiger als Autos sind Fahrräder und diese komischen Fahrrad-Rikschas. Und Schmutz, wohin man sieht. Grässlich, diese vielen Plastiktüten. Vom Wind verblasen, in den Straßendreck getreten, vermengt mit Obst- und Gemüseresten, bilden sie überall Krusten und Haufen. Den Erfinder der Plastiktüte sollte man für diese Pest persönlich verantwortlich machen. Wenn es nach mir ginge...

Typisch Sabine, an Auspeitschen hat sie gedacht!

Dass aber die Menschen in Indien an sich selber sehr auf Sauberkeit bedacht sind, habe ich mit dem Blick einer praktisch eingestellten Frau sofort gesehen. Auch ihre Kleidung ist sauber. Fast schon mondän wirken die Frauen in ihrem Sari, selbst dann, wenn sie aus den armseligsten Hütten kommen. Eine Haltung haben die, und sie schreiten daher, so gravitatisch und so graziös, als ob sie alle Models wären. Das will mir mit der Armut und den Massen an Müll, über den wir hier ständig hinwegzusteigen haben, einfach nicht zusammenpassen. Die meisten Leute stehen ja ohnehin nur rum und schwimmen in Zeit. Hilmar sagt: Gott zur Freude mal ordentlich angepackt, und das Übel wäre weg.

Stimmt, habe ich tatsächlich gesagt!

Unterwegs hatten wir Frauen beim Straßenbau gesehen, auch wieder in ihrem Sari. Mit bloßen Händen griffen sie Steine von einem Haufen und packten sie in Körbe, die sie dann in aller Gemütsruhe auf dem Kopf platzierten und in dieser gravitatischen Manier hin zu den Bauplätzen trugen. Ob die hier gar keine Ischiasschmerzen kennen? Hilmar filmt, was immer sich seiner Videokamera bietet, und ich fotografiere. Pfarrer Herold hatte uns angeraten, viele Bilder zu machen. Und was der Pfarrer sagt, ist für Hilmar Gesetz.

In Hilmar protestiert es: Was für ein Unsinn! Sabine selbst war es doch, die alles fotografiert und gefilmt haben wollte! Und keinen und niemanden wird sie auslassen, um ihm Hunderte und Tausende an Bildern unter die Nase zu halten. Rasch blättert er weiter, denn Sabine und die Kinder wollten mit dem Fahrrad nachkommen und werden bald da sein.

Freitag

Gestern mochten wir uns zum ersten Male überwinden, etwas von einer dieser Garküchen am Straßenrand zu essen. Die Teigtaschen, in heißem Öl gebacken, hatten hervorragend geschmeckt, auch die Soße, die es dazu gab. Natürlich ist hier alles »hot«, aber zu Hause essen wir ja ebenfalls gern scharf. Magen und Darm hatten unseren kulinarischen Ausflug nicht übelgenommen, und heute wollten wir es noch mal versuchen. Auch die kleinen aromatisch schmeckenden Bananen mussten wir wieder probieren. »Schäl es, koch es oder vergiss es«, hatte uns Pfarrer Herold eingeschärft.

Am Ortsrand angekommen, zeigten die beiden Jungen auf eine Art Bretterbuden-Restaurant. Wir bekamen in Öl gesottene Snacks auf kleinen Tellern gereicht, die aus Palm- oder Schilfblättern geflochten sind. Schnell hatte sich eine Menge Publikum angesammelt. Etwa zwanzig Junge und Alte schauten

uns beim Essen zu. Andächtig standen sie da. Bald darauf waren es doppelt so viel, und immer noch kamen welche hinzu. Einige junge Männer brachten sogar eine Holzbank angeschleppt, auf die sie sich stellten, um die Szene besser verfolgen zu können.

Hilmar muss lächeln. So war's, genauso!

Kaum jemand sprach, fast unheimlich war es mir. Dem einen oder anderen zwinkerte ich freundlich zu. Doch die, die blickten verlegen zur Seite und verharreten bald darauf wieder in ihrem andächtigen Schweigen.

»Hunger ist es nicht, der sie so ungeniert zuschauen lässt«, sagte Hilmar, »das wissen wir ja nun. Der Herrgott macht sie alle satt in dieser Gegend. Eher werden wir die ersten leibhaftigen Europäer sein, die sie zu sehen bekommen. Noch dazu dich mit deinen blauen Augen. Vielleicht auch ist es die Geschichte mit unseren Patenkindern, die sich herumgesprachen hat.«

»Ja, aber guck doch mal, wie die uns angafften«, sagte ich. »Als ob wir geradewegs aus ihrem Götterhimmel gestiegen wären.«

Mit einem kritischen Blick versuchte Hilmar, mich zu dämpfen: »Wie da in unserem Reiseführer steht, sollten die meisten in dieser Gegend Hindus sein, wenn nicht alle. Und tatsächlich, deren Götter können auch Menschengestalt annehmen. Hier, ich hab's«, rief er dann. »Avatara nennen sie die menschengewordenen Götter. Von Fleischwerdung spricht man da, von Inkarnation.« Krishna zum Beispiel wäre so ein Avatar, von Vishnu gesandt, um gegen das Böse und für das Gute zu kämpfen, für die Menschenliebe.

Als ich Hilmar fragte, wer denn dieser Vishnu nun wieder sei, wurde er ruppig und meinte, er hätte mir das alles schon mal vorgelesen. Da musste ich ihn doch fragen, ob denn dieser Krishna für die Inder nicht so

eine Art Jesus sei. Diese Idee schien ihn ziemlich zu beschäftigen.

Mag sein, murmelt Hilmar vor sich hin. Pfarrer Herold wusste auch nichts Rechtes dazu zu sagen, als ich ihn gestern danach fragte.

... Die Menge blickte uns all die Zeit über unverwandt an. Unsere beiden Jungs unterhielten sich mit einem der Umstehenden, den sie offenbar gut kannten. Währenddessen hatte ich Hilmar gefragt, bloß um ihn zu necken:

»Stell dir vor, du wärest so ein Gott. Alle würden dich bewundern, würden dich, wo du gehst und stehst, anhimmeln, zu dir beten, auf dich hoffen. Alle hier. Und überall im ganzen Land. Und das Tag und Nacht und immer. Also, ich könnte das nicht aushalten, auf die Ketten würde mir das gehen.«

Besänftigend hatte ich dazu gelächelt, vorsichtshalber, weil Hilmar derartige Ausdrücke zuwider sind, wenn es um Gott und Religion geht. Regelrecht allergisch bin ich gegen seine Frömmigkeit geworden. Wie nur kann man ihm diesen Fimmel ausreden?

O Gott, wie kann sie nur so denken! Fieberhaft liest Hilmar weiter:

»Mir jedenfalls wäre viel lieber«, hatte ich noch angefügt, »wenn diese Leute hier nicht diesen unheimlichen Respekt zeigten. Und wenn ich eine Göttin wäre, würde ich nur solche belohnen, die liebe, aufgeschlossene Menschen sind, Leute, die einem geradewegs ins Auge blicken.«

Hilmar kam darauf hin gleich wieder ins Brüten. Vielleicht ist es nicht gut für ihn, wenn ich ihn ständig foppe. Aber ich kann auch nicht dafür, ich muss. »Denk mal«, probierte ich dann, »die würden alle was von uns wollen, uns anflehen, in Verzückung vor uns

niederknien! - Nein, Gott sein ist schon ein müstiger Job.«

»Sabine!« entführt es ihm da.

Ich muss mich mehr um meine Sabine kümmern, sagt sich Hilmar. Viel mehr. Ihre Seele ist in Gefahr. Und mit ihr sind es auch unsere Kinder.

Langsam schlenderten wir Vier zurück. Für Omí - »Granny«, wie sie von ihren Enkeln genannt wird - haben wir eine Menge einpacken lassen. In Zeitungspapier. Warum auch nicht, ist nun mal hier so üblich. Nach einer Weile kamen wir an einem kleinen Tempel vorbei. Sah aus wie ein Ladengeschäft, fiel aber durch seine Buntheit ins Auge: Blumengirlanden, gelb bemalte Wände. Eine große mehrarmige Figur aus Messing - Shiva wäre es, sagte Vinod -, verstreute Blumen, große weiße Blüten in silbern aussehenden Schüsseln. Kreuz und quer hingen grellbunte Bilder an den Wänden, auf denen Gottheiten und religiöse Szenen dargestellt sind. Und zwischen ihnen, ganz schief: eine große, hässliche Wanduhr, wie man sie bei uns überall in Billigläden kaufen kann. Von der Decke baumelte eine verbeulte Messinglampe, und vor dem kleinen Tempel stand auf einem rot, grün, gelb und blau bepinselten Sockel ein dürres kleines Bäumchen. Ein Tulsi-Baum, wie Hilmar seinem Reiseführer entnommen hatte. Ein Muss für Tempel, ebenso für die Häuser und Hütten von strenggläubigen Hindus. Vor der Hütte unserer Patenkinder steht auch einer.

Als wir so standen und guckten, kam ein Mann, streifte seine Schuhe ab, trat vor den Tempel hin und zog dann mehrmals an der Schnur zu einer Glocke, die vom Dachrand herunterhing. »Dengdengdengdeng« schepperte es. Die Hände erhoben und dann flach aneinander gelegt, begann der Mann zu beten. Vor und zurück schwang er mit dem ganzen Körper. Hilmar

fragte Vinod, was die Glocke, »the bell«, denn bedeute. Wie der Junge zu verstehen war, dient sie dazu, den Lieblingsgott anzurufen. Es könne ja sein, er schläft oder er schaut gerade anderswohin. Oder »is somehow not present«.

»Kaum zu glauben ist das, Gott schläft nicht!«, entgegnete Hilmar halb englisch, halb deutsch. »Mein Gott, unser Gott, jedenfalls schläft nie.«

»Aber unser Gott ist doch unser aller Gott, auch der Gott der Inder«, sagte ich. »Das stimmt«, Hilmar wieder, »es gibt keinen anderen.« Und dann ganz auf Deutsch: »Einen Irrglauben haben die hier, es sind nun mal Heiden... Oder, frage ich mich, ist es Gottes Wille, sich den Völkern in ganz verschiedener Weise zu zeigen? Was denkst du, Sabine, schaut unser himmlischer Vater in diesem Moment auch auf diesen Betenden?«

Hab' ich sie das wirklich gefragt, wundert sich Hilmar. Mit stockendem Atem liest er weiter:

Was sollte ich da sagen? Ich hatte mich derweil zu den Kindern gehockt und ihnen eine Tüte Bonbons hingehalten, die wir zuvor im Nachbarladen erstanden hatten. Da löste sich Hilmar auf einmal aus seinen Gedanken, kam auf uns Drei zu, grapschte sich eine Hand voller Bonbons und riss damit aus, als ob er Schläge fürchten müsse. Lachend verfolgten die beiden Jungs ihren Patenvater. Die Herumstehenden freuten sich mit über den Schabernack und klatschten vor Vergnügen in ihre Hände. Vor allem aber habe ich mich gefreut. So mag ich meinen Mann. Überhaupt scheint ihm die Reise gut zu tun, er wirkt aufgeschlossener als sonst. Früher war er viel öfter so.

Hilmar blickt auf. Ja, wir beide haben uns verändert. Als er dann einige Seiten weiterblättert, stößt er auf die Stelle, in der es um ihren Ausflug geht:

Heute Morgen wurden wir früh um acht von einem Taxi abgeholt. Am Vortag hatten wir mit dem Driver eine Fahrt zu dem etwa achtzig Kilometer entfernten Nationalpark ausgehandelt. Die beiden Kinder waren ganz aus dem Häuschen. Tiger zu sehen, wurde ihnen versprochen. Selbst Hilmar war aufgeregt, richtiggehend unternehmungslustig war er. Ach, lieber Gott, mach, dass es von Dauer ist! Urwald sollten wir sehen, vielleicht wirklich auch Tiger. Den Tipp gab uns Mister Menon von der Kindernothilfe in Lucknow. Ich machte gute Miene zum Spiel, doch wohl war mir nicht. Immer musste ich an unsere beiden Kinder zu Hause denken. Hoffentlich passiert nichts, betete ich. Hilmar aber meinte, so bald kommen wir nicht wieder in diese Gegend, und es würde ihn schon interessieren zu sehen, wie Gott die Welt hier eingerichtet hat. Und bestimmt würde Gottvater ein Auge auf uns haben.

Hatte er ja auch! Hilmar überflog den Teil, in dem es um ihre Dschungelwanderung ging. Und dann:

Hilmar schien die ganze Zeit über seine Beterei vergessen zu haben. Ganz Auge und Ohr war er für diese Welt dort.

Meine 'Beterei'! Wie nur kann sie so was sagen! Hilmar blickt gedankenverloren in die Bäume. Was Sabine so alles mitkriegt, und wie er sich in ihren Augen ausnimmt! Weiter las er:

Zurück im Headquarter dann, hatten wir viel gesehen. »But no tigers«, bedauerte Nazeem, ihr Guide. Gott sei Dank! Als ich zu Hilmar hinsah, wieder das alte Lied: Mit dem Rücken zu uns hielt er seine Hände gefaltet. »Gott hat mit den Tieren und Pflanzen ein großes Wunder geschaffen«, sagte er dann, die langen

Haare tief in der Stirn, »so groß, wie es dem Allmächtigen eben geziemt. Das Paradies war sicher ganz ähnlich. Wie schön, dass wir so etwas schon im Diesseits kennenlernen konnten!« Darauf, an einen Pfosten gelehnt, betete er wieder, möglichst unauffällig wie immer, wenn er Gott ganz nah sein will.

Hastig versteckt Hilmar das Büchlein dort, wo er es gefunden hatte, denn am Gartentor waren Stimmen zu hören. Sabine und die Kinder sind es. Sie wollen mit ihm zusammen Kaffee trinken.

Die Semesterpause über den Sommer hin ließ Thomas endlich die Zeit, die er für sein neues Projekt so dringend brauchte. Quer durch das Land ist er gereist, hat Bibliotheken und Archive aufgesucht, auch in alten Kirchenbüchern gestöbert und bei Kollegen Rat gesucht. Seit ein paar Tagen brütet er über einer Konzeption für einen Zeitschriftenartikel mit dem Arbeitstitel: »Spirituelles Denken im ausgehenden Mittelalter«. Eine Art Fingerübung für das geplante Buch. Noch immer schlägt er sich mit der Frage herum, wie er den Bogen von den Gottesauffassungen vergangener Jahrhunderte zu denen von heute spannen soll. Die Ergebnisse der Hirnforschung will er einbeziehen, keine Frage. Aber wie?

Kollegen in Köln hatten Thomas zu einer Gastvorlesung eingeladen, und er musste sich beeilen, um rechtzeitig zum Professorenstammtisch zu stoßen, dem ersten seit der Sommerpause. Sobetzki wollte mitkommen, fand dann aber doch nicht die Zeit. Thomas sitzt dieses Mal ganz am Ende des Tisches, hat Durst und ist schnell beim zweiten Bier angelangt. Schon wieder geht es um die Wissenschaftsmoral. Irgendetwas hatte Gellerich zu monieren, was da gerade in den Zeitungen zu lesen und im Fernsehen zu verfolgen war. Halb im Liegen, die Beine weit von sich gestreckt, sagt er das. Und Herr Siebel spricht von 'moralischen Wassersuppen', die hierzulande von gewissen Ethikern im Zusammenhang mit der Klonierungs-Debatte gekocht würden. Ständig müssten sie, diese großen Moralisten, ihre ethischen Salbadereien an den Zeitgeschmack und angeblich neue Erkenntnisse anpassen. Eher Wetterfahnen wären das als ein verlässlicher Kompass.

Niemeyer, der Kollege aus der Alt-Philologie, ereifert sich, ihm gehe die Biologisierung des Menschen sowieso viel zu weit. Von den Naturwissenschaftlern und Medizinern würde sie mit Faustischem Eifer vorangetrieben, und deren Bio-Terror gerate nun zum Menschheitsproblem Numero Eins.

»Herr Siebel«, ruft er dann, »glauben Sie mir, nichts ist mehr zu fürchten als der genetisch designte Mensch, ermöglicht durch das

moralisch verkümmerte, krähwinklige Spezialistentum. Durchgeknallt sind die doch alle, diese Naturwissenschaftler, jawoll! Am Ende ist der Mensch vor lauter Biochemie und Genetik gar nicht mehr zu erkennen. Sogar Gott definieren die jetzt schon als Produkt von Nervenzellen.« Und schnaufend mit großer Geste nach beiden Seiten blickend: »Ja, diese Leute sind dabei, den Menschen abzuschaffen, und noch vor ihm Gott! Eine neue, eine Schein-Wissenschaft wäre da im Entstehen, die Neurotheologie. Hirnforschern zufolge würde Gott vom Hirn gemacht, eine Marionette, ein Irrtum des Gehirns wäre er!

Darauf schlängelt sich ein längerer Disput über die Zulässigkeit solcher Unternehmungen dahin. Wie bloß könne man Antworten zu Fragen, die den Geisteswissenschaften angestammt sind, zumal solchen der Theologie, den Naturwissenschaftlern überlassen, ruft Niemeyer, da könnten »die« doch, er meint damit die Naturwissenschaftler, überhaupt alles gleich alleine machen. Westphal gibt sich auffällig neutral, überhaupt verhält er sich heute recht still, und Thomas wird in Form eines kleinen Extra-Vortrages einiges von dem los, was er in der letzten Zeit über Gott und Gehirn erfahren hatte.

»Ganz sicher kann es nicht darum gehen«, schließt er mit zum Ring geschlossenen Zeigefinger und Daumen, »ob der naturwissenschaftliche *oder* der geisteswissenschaftliche Aspekt der richtige ist, sondern wie man die beiden zusammenführt. Zu etwas Sinnvollem, zu einer neuen, höheren Erkenntnisebene.«

Einig ist sich die Stammtischgemeinde, dass dem Sachverstand der Wissenschaftler eine weit größere Rolle zukommen müsse, egal, um was es ginge. Früher, als Deutschland noch bedeutend war in der Welt, wären die Wissenschaftler vom Volk wie Helden gefeiert worden. Heute nehme man von ihnen kaum Notiz. Gellerich schimpft, die besten Chancen, als größte Deutsche gekürt zu werden, hätten heutzutage die Hanswürste und die Sportsöldner – ein deutliches Untergangssymptom. Wie einst im alten Rom.

»Der Niedergang des deutschen Bildungswesens ist ein Spät..., ist ein Spätsymptom unserer Gesellschaft«, versucht Zappenröhl, ein Verfahrenstechniker, sich mit seiner grämlichen Stimme Gehör zu verschaffen. Ein verhärmter Mitfünfziger, immer sehr aufgereggt, wenn er mal etwas beisteuert. »Die Universitäten«, sagt er unter ständigem

Hüsteln, »sie ersticken in dem Zwangskorsett, das ihnen Bund und Länder mit ihren Vor..., ihren Vorschriften oktroyiert. Obendrein nimmt sich der Staat nun auch noch aus seinen finanziellen Verpflichtungen zurück. Und wir, die inzwischen – nicht wahr, Herr Siebel?«, sich rückversichernd blickt er in dessen Richtung, »wir, die inzwischen arrivierten Achtundsechziger, bringen längst nicht mehr die Kraft auf, kaputtzumachen was die Universitäten kaputtmacht. Und wenn die heutigen Studenten – hihhi, ‚Studierenden‘ – dafür auf die Straße gehen, bleiben wir zu Hause, ja, und schauen weg. Schauen weg.«

Das Schlimmste wäre, meint Ulrich Kern, dass vom Fernsehen der Bildungsauftrag nicht genügend ernst genommen würde. Die Einschaltquoten hätten das Sagen, und diktiert würden diese vom öffentlichen schlechten Geschmack. Das wieder ist das Stichwort für Thomas:

»Das heißt also«, ruft er vom Tischende her, »das Fernsehen wird vom Publikum verdummt und nicht etwa umgekehrt. Deutschland, ein Volk von – wie hieß es doch neulich in der Zeitung – ein Volk von *Vidioten?*«

Schumann, der Maschinenbauer, heute neben ihm sitzend, klopft beifällig auf den Tisch. Die andern feixen und machen mit.

»Und wenn nun mal der Schwachsinn unter den Deutschen so grassiert«, setzt Thomas nach, »sollte doch, so meine ich, die Vermehrungsrate der Deutschen möglichst kleingehalten werden. Je weniger Deutsche, umso weniger Doofe. Ist doch logisch, was? Dann müssen wir uns auch fragen: Was bloß hat Deutschland immerzu gegen unsere Kinderarmut, gegen Ein-Hund-Ehen und so weiter?«

Und wieder beifälliges Lachen. Wie doch Applaus die Seele vom Staub des Alltags reinigt!

»Jawoll, Herr Wisweh«, grölt Gellerich in Bierlaune, »jawoll, jawoll, jawoll! Dann würde man ja auch viel weniger oft angerempelt. Müssen wir denn, frage ich, wirklich so dicht aufeinander hocken?« Und seine beiden Sitznachbarn angrinsend: »Ich meine, auch hier am Tisch. Könnten Sie nicht mal'n Stück zur Seite rücken?«

Siebels krächzendes Lachen übertönt alles andere.

»Was unser viel beweintes Deutschland ganz dringend braucht«, krakeelt Gellerich weiter, »ist nicht Wachstum – nicht wahr, Herr Wisweh? –, sondern die allgemeine Entidiotisierung!«, und mit der

flachen Hand haut er, triumphierend um sich blickend, auf den Tisch. »Und Ent-Ängstigung. Phobien, egal, wohin man hinhört: Homo-Phobie, Hetero-Phobie, Euro-Phobie, Euroskepsis-Phobie, Islamo- und Zigano-Phobie ... Gibt's irgendwas mit Klimawandel?«

»Nicht zu vergessen die Ängste vor den Ismen«, krätscht Schumann dazwischen. Um Gehör ringend, hat er sich halb über den Tisch gelegt. »Die Angst vor dem Nationalismus und Rassismus, dem Terrorismus und Klerikalismus, dem Islamismus und dem Laizismus. Wir wollen keinen Ökologismus, Kapitalismus und Imperialismus, wollen weder Kommunismus noch Rationalismus, keinen Populismus, weder von links, rechts oder von der Mitte, auch keinen Mittellinks- oder Mitterrechts-Populismus. Wir sind gegen Fatalismus und Optimismus, gegen Biologismus und Soziologismus, gegen Globalismus, Atomismus, gerade mal für den Kubismus ...«

»Für den Kubismus?«, unterbricht Maasfeldt.

Schumann weiter: »Wir wollen überhaupt keinen Extremismus, weder rechts noch links, außer dem einen, den Egalitarismus!« Siebel fuchtelte die ganze Zeit über mit dem leeren Bierglas in der Hand und wirft dann schnell ein:

»Und auch an die Ängste vorm Verlust der Entschuldungs-Milliarden müssen wir denken. Aber, nicht wahr, unsere Sparer und Steuerzahler geben's gern, geben's aus Solidarität mit den Frührentnern in den verluderten Volkswirtschaften. Dafür machen wir selber Schulden und locken mit diesem Geld deren Ärzte und Ingenieure aus den armen und ärmsten Ländern herbei. In Rumänien gibt es Landstriche, die sind völlig entarztet.«

»Tatsächlich muss ich leider feststellen ... tatsächlich ...«, bremst Maasfeldt mit seinem Näseln und säuerlich verzogenen Mundwinkeln die Stimmung aus, »tatsächlich ist festzustellen, dass Quiz-Sendungen das Trivialwissen zu weit in den Vordergrund stellen. Nach meinem Geschmack. Da wird man nach ‚Prominenten‘ aus der Klatschpresse befragt und nach Interna aus irgendwelchen Seifenoperen. Eigentlich sollte sich jeder genieren, wenn er da Bescheid weiß und damit zugibt, seine kostbare Lebenszeit mit derartigem Dünnsinn zu vertun, mit *Extinktor* oder wie die Streifen auch immer heißen, oder mit Wettkämpfen, bei denen die Beteiligten unter dem Jubel des Publikums versuchen, dem anderen per Faust eine Gehirnerschütterung zuzufügen.«

Wieso ein solcher Griesgram, fragt sich Thomas jedes Mal, überhaupt zum Psychologen taugt. Eigentlich sollten doch Leute seines Stammes für jedermanns Denkungsart Verständnis haben.

»Und es ist eine schlimme Fehlorientierung, wenn Gedächtnisgaben verschwendet werden, um Wissen darüber anzuhäufen, mit welchem Ergebnis zweiundzwanzig Artgenossen für traumhaft viel Geld irgendwann einmal und mit welchem Ergebnis hinter einem Ball hergelaufen sind. Tatsächlich, gepunktet wird im Quiz vor allem mit Kokolores. Als Psychologen sind mir die Hintergründe durchaus bekannt, aus denen heraus das Gros der Menschen dazu neigt, die Zeit zu verplempern. Das heißt jedoch nicht, dass ich sie billige.«

Nicht alle sind Maasfeldts Meinung. Einige bekennen, sehr gern mal ihre Zeit zu verplempern, auch das böte Genuss.

»Um die Zeit zu verplempern, des Genusses wegen, sind wir doch alle hier versammelt, nicht wahr?« lacht Ulrich Kern. Heute wirkt er sehr entspannt. Und braungebrannt ist er.

Wisweh verabschiedet sich noch vor den anderen, und Thomas beschließt, ihn demnächst einfach mal anzurufen. Fragen haben sich angesammelt, die ihm nur ein Theologe beantworten kann.

Am nächsten Morgen, noch vor acht, sitzt Thomas wieder an seinem Schreibtisch, vor sich ein Buch mit dem Titel »Genie, Irrsinn und Ruhm«. Elf Bände gibt es davon. Eine Psychiaterin hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, von Konrad Sobetzki vermittelt: Frau Doktor Bahrenstedt, Oberärztin an der hiesigen Universitäts-Psychiatrie. Ungeheuer viel Material könne er darin finden, sagte sie am Telefon, eine wahre Fundgrube. Doch wäre die Thematik heikel, denn am Ende blieben nur wenige der Großen als psychopathologisch unauffällig ausgespart. Thomas wollte wissen, ob da nicht etwa ein Ausfluss von Neid auf die Erfolgreichen eine Rolle spiele.

»Nein, grundfalsch, Herr Wisweh«, gab sie brüsk zu wissen. »In diesem Werk überhaupt nicht. Vielmehr geht es hier um eine der Wissenschaft verpflichtete Abbildung einer speziellen geistigen und oft auch – nun – ausgesprochen schöpferischen Wirklichkeit.« Sehr vornehm sprach die Kollegin, so, als ob sie immerzu den Mund gespitzt hielt. »Natürlich darf die Gefahr einer Herabsetzung der hier analysierten Persönlichkeiten – da mögen Sie schon Recht haben, Herr

Wisweh – nicht unterschätzt werden, wenn denn die Ergebnisse dieser Analyse der Öffentlichkeit je zu Ohren kämen. Indes, die gewöhnlichen Biographien großer Persönlichkeiten sind zumeist ohne Kenntnis ihrer jeweiligen *Pathographie* zustande gekommen und damit eben, so muss man das sehen, wirklichkeitsfremd, ja schlichthin unwissenschaftlich. Andererseits mögen die Abweichungen des Einzelnen von der Norm durchaus normal sein, ein in jeder Hinsicht durchschnittlicher Mensch ist es jedoch nicht!«

»Jeder ist ein bisschen verrückt, wie?«, fragte Thomas mit einem gewissen Unterton.

»Nun sagen wir mal: aus der Mitte gerückt, Herr Wisweh. Jeder von uns hat gewisse Untiefen, hat ganz persönliche Sinnstrukturen, hat Eigenheiten, und die sind aus psychiatrischer Hinsicht fast immer interessant.«

Dazu ließ sie einen kurzen, hysterischen Lacher hören und beschloss das Gespräch mit einem vielsagenden »Nun ja«, wobei Thomas so etwas wie ein Schmeckgeräusch herauszuhören glaubte.

Den Besuch in der Psychiatrie will er zunächst erst mal aufschieben. Fehlte noch, dass die Bahrenstedt ihn für ihre psychopathologischen Exerzitien einspannt.

Im Präsenzteil der Zentralbibliothek kann Thomas das von der Psychiaterin gepriesene Werk einsehen. Ab und zu darf er einen der Bände über Nacht mit nach Hause nehmen, Pralinen haben die Bibliothekarin von der Notwendigkeit überzeugt. Ob Jesus, Mohammed, Rousseau, Newton, Hölderlin oder Schumann, ob Alexander der Große, Goethe, Turgenjew, Bismarck oder Lenin, sie alle lieferten den sogenannten Pathographen Material. Größe und Besessenheit, scheint von ein und derselben Energie gespeist zu sein. Künstler, Wissenschaftler und Führungsnaturen, steht zu lesen, konnten wahrhaft Großes leisten, »so sie ihre Besessenheit in die richtigen Bahnen zu lenken vermochten«.

Thomas ist davon überzeugt, dass es – aus der Sicht der Hirnforschung – für einen großen Geist eben sehr darauf ankommt, sein Gottesmodul im Griff zu behalten. Oder was immer sonst als Erleuchtungsinstanz zu gelten hat. Von Schöpfertum spricht man dann, oder, kommt dieser Griff abhanden, von Wahnsinn. Als Historiker muss er sich an die großen Lenker und Verhinderer halten,

an die Berühmten unter den Opfern. Nur die Namhaften sind interessant. Wer schon will die Schreie aus dem Heer der Anonymen hören. Luthers Vita, an die sich Thomas in den letzten Tagen herangemacht hatte, passt bestens in dieses Konzept. Von einer »periodische Verrücktheit« des Reformators war da zu lesen. Er sei von bösen Geistern besessen gewesen, von explosivem Jähzorn befallen, von krankhaften Angstzuständen, und von Teufelsvisionen. Auch Geruchs- und Gehörhalluzinationen hätten Luther geplagt. In einer der Arbeiten wird ein Zeuge zitiert, demzufolge der Kirchenmann »tobend wie ein Besessener« niederfiel, als im Kloster der Bibelabschnitt aus dem Matthäus-Evangelium über die Besessenheit vorgelesen wurde. »Ich bin's nicht, ich bin's nicht!« hätte da Luther geschrien.

Thomas selbst hat es gepackt. Einem Besessenen ähnlich, liest er in den Bänden über Genie und Irrsinn, macht Aufzeichnungen und vergleicht mit Materialien, die er oft von weit her besorgt hat. Er schläft schlecht, weil er nachts immer wieder aufwacht, grübelt und seine Gedanken niederschreiben muss. Aileen, ist sie nun bei ihm oder er bei ihr, lässt sich davon zum Glück nicht stören. Sie dreht sich einfach auf die andere Seite und schläft weiter.

Knietief steckt Thomas in der Arbeit, da ruft Aileen an und quengelt, das Wetter sei so fantastisch, und er hätte doch Urlaub. Ein Stubenhocker wäre er, o Gott, dass sie sich ausgerechnet so ein Exemplar an Land gezogen hätte!

Mitten in einem Satz des neuen Manuskriptes steckt Thomas. Wie, verdammt, wollte er den formulieren? – Weg!

»Jawoll, Urlaub hast du, und was machst du? Hockst in deinem blöden Institut!«

»Aber ...«

»Was heißt hier *Aber*, hm?«

»Aber wir wollen doch ...«

»Unsere tolle Reise, willst du sagen? Im Februar ist die erst, nicht wahr, und schließlich ist heute heute!«

»Ach was!«, staunt Thomas ins Telefon. »Heute ist also heute, welch exorbitante Erkenntnis! So viele Philosophen haben sich über das Wesen der Gegenwart den Kopf zerbrochen – und du, du hast die Lösung. Wahrscheinlich zeigt sich hier mein bildender Einfluss:

markant formuliert und in sich wunderbar geschlossen, total widerspruchsfrei.«

Auf der anderen Seite bleibt es still.

»Okay, ich komme, ich fliege. Wir fahren an den Bagger! Planschen, schwimmen, turteln!«

»Was für ein Verführer du doch bist!«, antwortet sie mit dunkler Stimme. Er denkt, und sie lenkt. Sie lenkt meist sehr sanft, und oft merkt er es gar nicht.

Am Baggersee angekommen, schlägt die Sommerhitze auf sie ein. Aileen und Thomas lieben diesen Ort. Gerade mal fünfzehn Kilometer von der Stadt entfernt, kaum Leute, kein Trubel, und vor allem Natur: Schilf, Seerosen, Libellen, dazu noch ein Rohrweihen-Pärchen. Schon bei ihrem ersten Mal hatte Thomas die Vögel entdeckt und Aileen erklärt, wie man das Männchen vom Weibchen unterscheidet. Vermutlich brütete das Paar ganz hinten im Röhricht. Freilich, etwas schlammig riecht er schon, ihr »Bagger«, aber Aileen ist zum Glück keine Prinzessin auf der Erbse.

Ihr Stammplatz scheint auf die beiden gewartet zu haben, alles ist noch frei. Die Hitze hat den Boden, auf dem sie ihre Matte ausbreiten, knochenhart ausgetrocknet. Im Handumdrehen ist Aileen von allem bis auf den Bikini befreit. Immer wieder lässt sich Thomas von ihrem »Revuekörper« hinreißen, wie er ihr gegenüber oft und gern beteuert. Kein Wunder, Gymnastik macht sie jeden Tag, gleich morgens nach dem Aufstehen, ins Fitness-Center rennt sie zweimal pro Woche, mitunter dreimal, und sie fährt Rad, wann immer möglich. Ivonne und auch Astrid hatten dafür mehr an Rundlichem zu bieten, aber man kann eben nicht alles haben. Er selbst ist mit seinem Habitus nicht ganz zufrieden, vor allem nicht, seit er Aileen kennt. Zwar hat sie bisher nichts gesagt, doch ist sein Bäuchlein nicht zu übersehen. Dafür könnten seine Muskeln etwas prominenter sein. Neuerdings macht er ebenfalls Frühsport, jeden Morgen – also gut: fast jeden Morgen. Auch ist von seiner Winterblässe noch zu viel übrig.

Schon durchfurcht Aileen das zuvor so stille Gewässer, da steht Thomas gerade mal bis zu den Knöcheln im Seichten. Das Wasser fühlt sich trotz oder gerade wegen der Hitze eben doch verdammt kalt an. Sie wendet, schwimmt auf ihn zu und ... Nein, das Gespritze mag er gar nicht, sofort ist er eingetaucht. Die Kälte durchrieselt ihn, weicht aber bald einem Wohlgefühl.

Sie beide schwimmen um die Wette, Aileen mit großmütig gebremster Kraft, dennoch immer um Haupteslänge voraus. Gegenseitig tauchen sie sich unter, sie klatschen mit den flachen Händen aufs Wasser, dass es nur so spritzt, sie kichern und schreien.

Wieder an Land, achtet Thomas darauf, dass seine Bauchdecke möglichst gespannt bleibt. Fröhlich morgens Bauchmuskeltraining und abends nur noch Wurzelgemüse! – Verdammst schlüpfrig sind sie, diese guten Vorsätze, wie die Aale. Leicht zu fassen, schwer zu halten. Heute Abend zum Beispiel wollen sie zum Spanier gehen. Soll er, derweil Aileen sich an einer Paella ergötzt, etwa nur eine Brotrinde mümmeln?

Thomas hat sich sorgfältig abgetrocknet und fängt gerade an, den Segen der Sonne zu genießen, während Aileen kraulend noch ein paar Furchen durch das Wasser zieht. Triefnass aus dem Wasser kommend, macht sie über ihm zwei, drei zackige Liegestütze und kuschelt sich dann an ihn ran, kalt wie ein großer Fisch.

»Dir geht's wirklich gut!«, presst Thomas unter ihrer Last hervor. Zwar ist sie schlank, aber nicht eben masselos. »Jetzt weiß ich, wie kalt die Liebe sein kann. Ämmhhh, schwer zu ertragen.«

Doch nicht lange, und Aileens Last wandelt sich in Lust um. Sie küsst ihn, und er streichelt sie am Rande dessen, was in halber Öffentlichkeit gerade noch erlaubt ist. Unvermittelt wendet sie sich ab, er greift nach ihr, sie springt auf, und ihm bleibt nichts übrig, als ihr nachzulaufen. Aileen ist flinker als er, macht aber den Eindruck, als liefe sie mit angezogener Handbremse. Wie die Hirschkühe in dem Naturfilm neulich, weil ihr Eroberer wegen seines schweren Geweihs sonst gar keine Chance hätte. Endlich erwischt er Aileen und fasst sie so, dass sie stürzen. Diesmal, fernab vom Publikum, darf er ein wenig mehr. Der Rest würde für später aufgehoben, entscheidet sie. Und wieder rennt sie voraus, zurück zu ihrem Lager.

Dicht aneinandergeschmiegt liegen die beiden da.

»Jedes Mal, wenn ich mich deiner Körperlichkeit erfreuen darf«, hebt er nach einer Weile an, prunkvoll zu umschreiben, was er denn da eigentlich meint, »und mich die Lust höher und höher schaukelt, bin ich gar nicht mehr richtig in der Gegenwart. Wie weg bin ich.«

»So?«

»Im Ernst. Kann mir dann auch gut vorstellen, wie es Menschen geht, wenn sie spiritueller verzückt sind. In mir wird es hell, strahlend hell, ... oder, nein, eher dunkel wird es. Oder?«

»Na was denn nun?«, und neckend zieht sie ihn an seiner Nase.

»Das müssen wir noch sorgfältig prüfen, nicht wahr?« Auf den rechten Arm gestützt, ertastet seine linke Hand, was er sich da alles zu prüfen vorgenommen hat. Treuherzig schaut er sie dabei an. »Auf

jeden Fall aber schwebe ich, ja, ich bin ..., bin entgrenzt, entkörperlicht. – 'Entkörperlicht', schöner Ausdruck, wie? Von Sobetzki ist er. Jawohl, entkörperlicht bin ich dann, eins mit dir, mit dir verschmolzen!«

Halb verklärt, halb skeptisch blickt Aileen drein:

»Ich ja sowieso. Ich bin immer eins mit mir, mit mir herrlich verschmolzen.«

»Hmm. Im Ernst, kennst du das Entschweben nicht auch, so wie es die Romanheftautoren beschwören? Hast doch deinen Laden voll von solchem Zeug!«

»Ich führe nur anspruchsvolle Literatur, weißt du ganz genau!«

»Nichts von der Art 'Auf den Flügeln der Liebe' oder so? Nein? Na immerhin, zu gewissen Zeiten machst du selbst diesen Eindruck. Oder gaukelst du mir da immer was vor?«

Statt einer Antwort beißt sie ihn zärtlich in sein Ohrläppchen. Es kitzelt, er wehrt sich, und nach einem kleinen Kampf gibt er sich entrüstet:

»Kannst du denn nicht wenigstens ausnahmsweise mal sachlich sein. Schließlich geht es hier um Wissenschaft. Ich frage mich nämlich, ob wir Normalbürger nicht auch so ein Gottesmodul in unserem Gehirn haben, nur dass es bei uns allenfalls im Liebesakt blinkt.«

»Frag doch den Sobetzki, deinen Konrad.«

»Frag du ihn lieber, er ist doch so begeistert von dir. Da fällt mir gleich ein tolles Experiment ein: Vielleicht sollten wir uns von ihm als Probanden anheuern lassen, für eine Studie 'Das Gottesmodul im Liebesakt'.«

Aileens Miene sagt, dass sein Scherz ihren Geschmack verfehlt hat.

»Dabei kannst du auch gleich noch diesen ..., diesen Magnethelm ausprobieren«, entgegnet sie, »von dem du erzählt hattest. »Könnt' ja sein, du schaffst mit so 'nem Hut den achten Himmel oder so. Es soll Männer geben, denen Rekorde alles bedeuten.«

»Tatsächlich?«

»Und echte Gefühle nichts.«

Thomas tut, als ob er das Letzte nicht verstanden hat und jubelt stattdessen: »Genial, in den achten Himmel! Unbedingt muss ich dich meinem Freund vorführen, dem René. Der dampft nur so von Männlichkeitsphantasmen und meint, die Kombination 'klug und schön' hätte die Menschwerdung gar nicht vorgesehen.«

»Ach, mein kleiner Quatschkopf. Übrigens, was ich dich schon lange fragen wollte: Hast du mittlerweile mal in die 'Wahlverwandschaften' hineingeschaut?« Auf seinen Betroffenenheitsblick hin: »Das Buch, Thomas, das ich dir so ans Herz gelegt hatte?«

'Thomas' hat sie soeben gesagt!

»Schade, wirklich schade. Noch immer gehört es zum Bücherkanon, den man ...«

»Was soll denn der Quatsch mit 'nem Bücherkanon! Ich lese, was *ich* für richtig halte. Und Punkt.«

»Immerhin, der olle Weimaraner hätte dich erfahren lassen, wie stark echte Gefühle sein können. Naturgewalten gleich!« Eigentümlich schaut sie ihn dabei an. »Du bist doch sonst so naturbegeistert. Schon deshalb sollte dir der Roman gefallen. Und zwar übertrug der gute alte Goethe die ..., nun die Anziehung und die Abstoßungskräfte in der Chemie – nicht wahr, so heißt das doch? – auf die Beziehung zwischen den Menschen, zwischen Liebenden.« Und auf seinen skeptischen Blick hin: »Die Chemie als Modell. Hättest wenigstens mal das Nachwort lesen können! Ich fang immer von hinten an.«

Thomas kaut an einem Grashalm.

»Otilie und Eduard brauchten keinen Elektrohalm. Ihre Chemie stimmte. Das Buch hat mich zum Heulen gebracht.« Und mit großem Ernst und ungewöhnlich leiser Stimme fügt sie hinzu: »Dir täte so was auch mal gut.«

Er blinzelt sie unsicher an. Die Fältchen in ihrer Augenpartie erscheinen ihm deutlicher als sonst, auch die beiden Falten vom Mundwinkel hin zum Kinn.

»Überhaupt bist du wohl sehr überzeugt von dir, stimmt's? Brauchst den Goethe nicht, und meinen Rat schon gar nicht.«

Sie schaut ihn eine Weile an, ernst, und nachdenklich sagt sie dann:

»Und gar Heulen, warum auch?«

Dann lächelt sie wieder, nimmt ihm den Halm aus der Hand und kitzelt damit seine Wange.

»Ach, mein Kleiner, wie du jetzt guckst. Komm, sei so lieb und sag mir bitte, was das das mit dem Helm ist. Ein elektrischer Helm?«

Als sie ihn auffordernd anblickt, schluckt er, und unter Räuspern murmelt er: »Irgendetwas in dieser Art jedenfalls. Ein Magnet-Helm«

»Na und?«

»Was 'na und'?«

»Ach komm, jetzt schmollst du. Ich weiß doch, du hast keine Zeit. Zum Lesen von Romanen meine ich. Aber wenigstens mal reingucken hättest du doch können, in das Buch. Mir zuliebe. – Weißt du, was wir machen? Heute Abend lese ich dir vorm Einschlafen ein paar Passagen vor, ja?«

»Ja.«

»So, und nun sag schon, mich interessiert das mit dem Helm wirklich. Außerdem, wenn dein Konrad darauf zu sprechen kommen sollte, will ich doch nicht so blöd dasitzen.«

»Ach deshalb also?«

»Ach deshalb also?« äfft sie ihn nach und zieht ihn am Ohr.

»Willst ihn beeindrucken, stimmt's?«

Sein Kontrollblick scheint Aileen zu amüsieren.

»Du hast so und so allen Grund«, sagt sie, »auf mich stolz zu sein! Und übrigens war es nicht der Sobetzki, der dich überhaupt erst drauf gebracht hat?«

»Worauf?«

»Auf den Magnethelm.«

»Na und? Ist ja auch sein Metier und nicht meins.«

»Da hast du recht. Aber nun erzähl mal!«

» ... «

»Hm?«

»Wir können ja auch mal eine Weile still sein. Die Sonne scheint so schön.«

Aileen streicht Thomas übers Haar: »Ach, komm schon!«

»Ein Merkmal geistiger Mittelmäßigkeit ist, immer etwas sagen zu müssen. Im Moment gibt's nichts!«

»Du bist albern!«

Er steht auf, geht zum See, bückt sich und wirft dann einen Stein so flach über das Wasser, dass er eigentlich hüpfen sollte. Doch er hüpfte nicht. *Plumps*, und weg ist der Stein. Er versucht es mit einem zweiten. Drei Mal spritzt es an der Oberfläche. Vier Hüpfen schafft er beim dritten Versuch, beim nächsten wieder nur ein einziger *Plumps*. Nach einer Weile kehrt Thomas zurück. Aileen liegt ausgestreckt da, die Augen geschlossen und beachtet ihn gar nicht.

»Na du?« fragt er.

Sie hebt den Kopf und sieht ihn ausgemacht freundlich an.

Verlegen schmunzelnd legt er sich zu ihr.

»Da soll ...«, hebt er schwerfällig an, »Ein kanadischer Neuropsychologe ...«

»Ja? ...«

» ... Persinger heißt er, wenn ich mich recht entsinne –, der soll einen Motorradhelm, ich glaube, einen ganz normalen Motorradhelm ...« Thomas blinzelt Aileen an, unsicher, ob sie das wirklich interessiert. Wenigstens gibt sie Interesse vor, glaubt er zu erkennen.

»Ja, und?«

» ... den soll er so umkonstruiert haben, dass man mit seiner Hilfe Gott treffen kann. Selbst diejenigen, die ansonsten keinen besonderen Draht zu ihm haben. In dem Ding sind Spulen eingebaut, die ein, ähm, ein magnetisches Feld erzeugen, das sich langsam über den Kopf hinwegbewegt. Nach einer ganzen Weile, nach zwanzig, dreißig Minuten oder so, soll dieses Magnetfeld das Gehirn angeblich derart stimulieren, dass es spirituelle Erlebnisse produziert.«

»Wirklich? Und weiter?«

»Hunderte Menschen schon will der Persinger, oder wie der nun mal heißt, mit seinem Gerät beglückt haben. Die einen erzählen, sie hätten Maria gesehen, andere hatten Kontakt mit Mohammed oder mit Buddha. Einer sah seinen verstorbenen Großvater wieder, die nächsten erzählten von UFOs.«

Langsam gewinnt Thomas an Fahrt: »Und ein anderer, denk mal an, wähte sich von Außerirdischen entführt. Im Einzelnen ganz unterschiedliche Erlebnisse also, je nach persönlichen Vorerfahrungen oder so. Und nach dem Kulturkreis natürlich, dem die Betreffenden angehören. Übrigens hat der..., dieser Persinger hat den Helm auch selbst probiert und kam durch dieses Ding zu seiner ersten Begegnung mit Gott. Sagt er. – Überleg mal: Gott auf Knopfdruck!«

Statt eines mitfiebernden Funkelns glaubt er, in Aileens Augen eher einen Mix aus Zweifel und Spott zu erkennen.

»Man könnte auf deine Wissenschaft regelrecht eifersüchtig werden. Bist du denn von mir auch so enthusiasmiert?«

»Und ob! Aber denk doch mal, absolut verrückt ist das alles. Ob Gott, ob Buddha oder die Außerirdischen, sie werden von unserem Gehirn gemacht! Hirngebilde sind es. Von einem 'Hirngespinst' reden die Zeitungen. Hab ich dir ja erzählt. Das ganze bisschen Seele ist auch nichts anderes als ein großartiges Hirngespinst. Eine rein virtuelle Welt, genauso wie Videoszenen auf dem Monitor. Keinerlei Substanz.«

»Wieso? Aber der Computer hat doch welche!«

»Das schon. Unser Gehirn ja auch. Nur eben«, doziert er, Daumen und Zeigefinger zum Ring geschlossen, »dass die Substanz unseres Gehirns sterblich ist. Und mit ihrem Ende sind auch all die schönen Programme pfutsch, und die Speicher. Alles das, was wir Seele nennen. Knips – und aus. Aus pardauz.«

Aileen räkelt sich, schließt ihre Augen und demonstriert nun Entspannung.

»Wo nicht überall haben die Menschen nach den Göttern gesucht und nach diesem einen Gott«, deklamiert Thomas, was er ganz am Anfang mal in dem Nachrichtenmagazin gelesen hatte. »Im Meer wähten sie den Meeresgott, im Wald den Waldgott, auf dem Olymp sollten die Götter thronen, Michelangelo malte Gott auf einer Wolke, selbst im Weltall wurde Gott gesucht, nur nicht im Nächstliegenden, im Gehirn. Ein Hirngott ist er!«

»Ein *Hirngott*! Na ja, du musst's ja wissen.« Aus der Lidspalte heraus blitzt sie ihn belustigt an. »Vielleicht ist am Ende auch die Liebe nur ein Hirngespinnst, hm? Ich selber würde doch allzu gerne wissen wollen, was bei dir herauskommt, wenn du diesen Helm aufsetzt. Vielleicht tritt bei dir nicht Gott in Erscheinung, auch ich nicht, sondern ..., na sagen wir mal, ... na?«

Ihm schwant da was.

»Na«, wiederholt sie, indem sie sich halb aufrichtet. »Deine Ivonne zum Beispiel. Oder diese Astrid.«

Thomas lacht schniefend. Witz hat sie, keine Frage. Mit provozierend leuchtenden Augen entgegnet er:

»Herrje, dann, ähem, dann würde ich mir den Helm natürlich sofort kaufen.«

»So bist du! Schon immer habe ich es geahnt. Nichts als eine Lückenbüßerin bin ich für dich!« Und mit ihren starken Händen würgt sie seinen Hals. Mit aller Kraft befreit er sich, greift ebenfalls nach ihrem Hals, sie springt auf, rennt zum Wasser, er hinterdrein – und ... »klatsch!«, wieder hinein ins Nasskalte.

Zurück an ihrem Platz, muss er an Ivonne denken. So weich, so schnurrend war sie. Aileen ist eigenwillig. Mit ihr hat er ständig die Muskeln zu messen, geistig wie physisch. Neckisch ist das zwar, mehr Zärtlichkeit aber, mehr Hingabe, mehr Wärme ... Vor Wochen hatte er

ihr seine Fotoalben gezeigt. Auch Bilder von Ivonne und einige von Astrid waren dabei, zwei davon ausgesprochen freizügig. Aileen war recht still geworden, und später hatte sie ihm Löcher in den Bauch gefragt. Sie selbst aber will mit ihrem Vorleben einfach nicht rausrücken. Was sie bloß damals gemeint hatte mit der schlimmen Zeit, in der sie viel gebetet habe? Thomas' Ex-Freundinnen waren viel offener, viel einfacher.

»Wenn ich an unseren Spanier denke«, sinniert Aileen und verdreht dabei genießerisch die Augen, »könnte ich dich bedenkenlos gegen eine Paella eintauschen. Und du? Macht dich der Hunger auch so herzlos?«

»Und wie! Am liebsten würde ich mir ein Stück aus deiner strammen Wade herausbeißen.«

Schon am frühen Abend packen sie ihre Sachen, denn immer wortreicher schwärmten sie vom Abendessen. Im Parlament der Kräfte übernahm der archaische Nahrungstrieb die Herrschaft. Der Bestseller, den sich Aileen zur Lektüre mitgebracht hatte, blieb in Folie eingeschweißt und wird es für heute auch bleiben.

Am anderen Morgen kämmt Thomas das Internet nach Persingers Magnethelm durch. Wie sich herausstellt, ist dessen Erfindung weiterentwickelt und sogar kommerzialisiert worden. »SHAKTI, a Spiritual Technology« kündigt die Homepage an, auf der für 250 Dollar der *SHAKTI Helmet* angeboten wird. Das Prinzip der Methode ist eingängig beschrieben: Zunächst hatte man aus bestimmten Hirnbereichen elektrische Signale abgeleitet und lässt diese, nach ihrer Aufbereitung im Computer, über Spulen im Helm entsprechende Magnetfelder erzeugen. Durch die Schädeldecke dringen die magnetischen Impulse hindurch und erzeugen sodann im Gehirn elektrische Felder – *transkranielle Magnetstimulation*, wie es da heißt. Nach Minuten schon würden die ersten paranormalen Erlebnisse auftreten. Die Probanden berichteten von seltsamen Gefühlszuständen und Erlebnissen. Viele waren erfüllt von »general happiness«, andere sahen lauter bunte Lichter oder machten Erfahrungen der übernatürlichen Art, glaubten sich in göttliches Licht getaucht, und was alles noch. Und immer gaben die Probanden an, während der Sitzung felsenfest von der Realität des Erlebten überzeugt gewesen zu sein. Manche auch noch danach.

Thomas macht eine Heißhungerattacke zu schaffen. In dem Schreibtischfach »Für besondere Zwecke« lächelt ihn eine Kollektion von Likörpralinen an.

Was eigentlich ist denn nun Wirklichkeit, fragt er sich, während im Nebenher eine Praline nach der anderen in seinem Mund verschwinden. Welche Garantien gibt es dafür, dass wir das Reale vom Unwirklichen unterscheiden können? Eine uralte Frage der Erkenntnistheoretiker: Was können wir wissen? Womöglich ist solch ein vorübergehender Zustand, wie er durch Persingers Gerät stimuliert wird, für andere ein dauerhafter, durch Veranlagung zum Beispiel, oder auf Grund einer Hirnerkrankung? Mit Bet-Übungen schafft man es auch. Egal wie, es kommt am Ende zu Überzeugungen, zu illusionären Gewissheiten. Gott – ein Irrtum des Gehirns?

Thomas weiß nur zu gut, dass er ein Gelände betritt, auf dem er nicht zu Hause ist. Und als Historiker wahrscheinlich niemals sein

wird. Schade. Wer aber dann? Naturwissenschaftler, Mediziner? Theologen, Philosophen? Niemandland ist es. Wer auch soll sich von Haus aus berufen fühlen, es zu pachten? Und wenn doch jemand, warum nicht ein Historiker?

Weiter im Internet stöbernd, trifft Thomas auf Argumente aus der Welt der Quanten. Für Quantentheoretiker ist sogar die Materie eine Illusion. Alles sei nur Information, heißt es da, Information, die die Eigenschaften der Kraftfelder und deren Beziehungen untereinander bestimmt. Information als Ur-Ursache der Welt. Weltgeist also, in einer ganz und gar unbiblischen Weise: *Gott!*

Aileen ruft an, gerade als die letzte der Likörpralinen in seinem Mund ihr Pfauenrad entfaltet. Für heute Abend bitte sie um 'Beurlaubung', mit einer Freundin wolle sie sich treffen. Auch gut. Zu tun hat Thomas genug. Und ab und an schlüpft er ganz gern mal wieder in seine alten Schuhe. Im *Corso* zum Beispiel war er schon lange nicht mehr.

Gleich an der Tür zum Rauchersalon fällt ihm Clemens auf, das Zoologen-Raubein. Auch der hat Thomas sofort im Auge und winkt ihn an seinen Tisch heran. Wie schön, sich wiederzusehen, meinen beide. Clemens hoffte noch auf einen anderen Kollegen, einen passionierten Raucher, wie er sagt. Dann könne man ja einen zünftigen Skat spielen.

Der Kollege aus der Zoologie wirkt aufgeräumt, lächelt versonnen, anders ist er als sonst. Auch in seinem Gesicht hat sich etwas verändert. Thomas muss eine Weile hinschauen, dann weiß er es:

»Nanu, Herr Clemens, wo ist denn Ihr Bart geblieben?«

»Ach, wissen Sie, ich lebe seit kurzem von meiner Frau getrennt. Und meiner neuen Partnerin hat der Bart nicht gefallen. Da ist er nun eben ab«, grinst er.

»Und was machen Ihre Wegwespen? Ich habe übrigens das Fernsehen verfolgt – nichts. Keine Insekten, und Wegwespen schon gar nicht. Aber Krokodile, Elefanten und Geparden, wie immer.«

Clemens boxt ihm freundschaftlich vor die Brust, tatsächlich, wie verwandelt ist er. Sein Wegwespen-Projekt habe er nicht aufgegeben. Es ginge ihm, und das möchte er noch einmal klarstellen, um die Evolution der Brutbiologie dieser interessanten Tiere, nicht etwa nur darum, sie zu fangen und aufzuspießen, natürlich nicht. Doch einige Exemplare von *Eoferreola* hätte er noch gefunden und dann allerdings

auch »genadelt«. Er, Thomas, erinnere sich doch noch, das Beuteobjekt dieser interessanten Tiere, die Spinne *Eresus niger*. Nur diese wähle *Eoferreola* für die Eiablage aus.

» Herr Wisweh, meine Frage nun lautet: Ist diese Einseitigkeit, diese Wirtsspezifität, wie wir das nennen, ist sie gewissermaßen eine Marotte von *Eoferreola*, oder gibt es dafür Notwendigkeiten, entwicklungsphysiologische? Kann die aus dem Ei schlüpfende Larve sich eventuell auch in einer anderen Spinnenart entwickeln? Und warum dann hat sich *Eoferreola* auf einen derart seltenen Wirt spezialisiert, warum also eine so unnötig enge ökologische Nische? Keine leichte Aufgabe, das rauszukriegen, muss man experimentell angehen. Aber durchaus von großem theoretischen Interesse.«

»Und die Forschungskommission, Ihre erklärte Liebe?«

»Ach, ärgern Sie mich nicht!«, schmunzelt Clemens. »Im Übrigen quält mich eine Riesenarbeit, nämlich ein Lehrbuch über Allgemeine Evolutionsbiologie. Zugegeben, allzu dick wird es schon nicht werden, aber immerhin. Immens, diese Arbeit, eine Schweine-Arbeit! Seit langem vertrete ich ja das Gebiet in der Vorlesung. Daher geht mir die Schreiberei einigermaßen von der Hand. Ein Problem aber habe ich mit der Molekularbiologie.«

Und auf Thomas' fragenden Blick hin:

»Tja, Herr Wisweh, man kann nicht alles wissen, die Moleküle sind einfach nicht meine Strecke, und heutzutage geht eben nichts ohne die molekulare Ebene. In der Evolutionsbiologie schon gar nicht. Brauche also irgend so einen Genetik-Heini als Ko-Autoren.

»Evolutionsbiologie ..., ist ja riesig interessant«, gibt sich Thomas kulant.

»Keine Frage. Es geht um die zentrale Theorie der Biologie, und sie allein erklärt das Warum. Erst im Licht der Evolutionstheorie macht alles Sinn. Zwecke in der Natur gibt es nun mal nur bei den Lebewesen, völlig egal, ob ich mir ein Eiweißmolekül, ein Mitochondrium, den Bau der Niere, eines Blattes oder den eines Spinnen-Netzes anschau. Oder«, Clemens erhascht mit der Hand ein weiteres Beispiel aus der Luft, »oder das wohl abgestimmte, hochorganisierte Miteinander in einem Ameisenhaufen.«

»Na ja, auch die technischen Konstrukte verraten Zweckhaftigkeit, oder?«

»Selbstverständlich. Aber deren Zweckhaftigkeit wird wiederum vom Menschen gesetzt, einem Lebewesen also. Unser Oberstübchen«, tippt sich Clemens an die ausladende Stirn, »ist ein weiteres Ergebnis der Evolution, die Seele und der Geist also.« Der Zoologe sagt das so trocken, als ob er sagen wollte, dass in einen Weißkohleintopf Weißkohl gehöre.

»Na Sie, Herr Clemens, bestimmt sehen das die Theologen anders!«

»Das schon. Einige von ihnen aber scheinen dem Evolutionsgedanken gegenüber durchaus offen zu sein. Zumindest geben sie das vor. Ich kenne welche, den Westphal zum Beispiel ...«

»Kenn ich auch.«

» ... der ist regelrecht erpicht darauf, den Eindruck zu erwecken, er sei modern, hätte nichts gegen Wissenschaft, würde mit ihr liebend gern mitgehen. Wenn es dann aber darauf ankommt, halten sich diese Brüder alle bedeckt. In puncto Evolution nämlich kommt es darauf an, und ob! Gingen die hier mit der Wissenschaft mit, müssten sie auch bereit sein, den Schöpfungsbericht zu aufzugeben. Nicht Gott hat dann die Lebewesen geschaffen, sondern die Evolution, ein Selbstoptimierungsprozess also. Und Moses' Genesis liefert dafür gerade mal ein Bild. Aber ..., na ja, na gut.«

Mit gewohnter Handbewegung greift der Zoologe zum Kinn, um das Bärtchen zu streichen. Das aber ist ab.

»Ein Glücksfall für die Pfaffen«, meint er dann, »dass die meisten Menschen ohnehin nicht in der Lage sind zu kapieren, was Selbstoptimierung ist, den ganzen Darwinismus also. Sie faseln immer nur von Zufall und sind damit natürlich auf dem Holzweg, genau dort, wo sich diese Ignoranten auch gerne hinretten. Nichts als Spiegelfechtere! Neulich in der Prüfung, eine Studentin, kam die mir doch genauso dämlich, und das nach einem Semester Vorlesung bei mir! Na ja, lange saß die nicht am Tisch.« Und nach einem bedeutungsvollen Räuspern: »Selbstverständlich, nicht wahr, kann die Entwicklung nicht einfach nur Zufall sein. Doch das Selektionsprinzip will in den Schädel der meisten nicht reingehen. Einfach nicht reingehen.«

»Schließt denn das alles, was Sie da sagen, Gott als Schöpfer wirklich aus? Könnte er nicht trotzdem ...?«

»Zwar mag da Gott lenkend zur Seite gestanden haben, *könnte* man noch immer meinen, aber, Herr Wisweh, das genau ist der Punkt: Er

ist gar nicht nötig. Die Evolutionstheorie kommt völlig ohne ihn aus, ohne eine solche Hilfsannahme.«

»Aber trotzdem ...«

»Sie hat zudem den Vorteil, nicht nur plausibel, sondern eben auch bewiesen zu sein. Tag für Tag, sage ich Ihnen, werden die Details des Evolutionsverlaufes in den Labors der Molekulargenetiker belegt, tausendfältig. Die Evolutionstheorie ist mittlerweile so unbezweifelbar wie das ..., nun, sagen wir, das Hebelgesetz.«

Clemens streckt sich, fasst wieder an sein leeres Kinn und schaut bedeutungsvoll in die Runde, als ob er auf dem Katheder throne. Doch da sind außer Thomas keine Zuhörer, nur vereinzelt Gäste. Ganz hinten, an der Schwingtür zur Küche, sitzt die Kellnerin und faltet Servietten. Der Koch hockt rittlings auf dem Stuhl neben ihr, raucht und brabbelt dann und wann etwas in die Richtung seiner Rauchfahne.

»Auffällig ist allerdings, dass praktisch alle Religionen Schöpfungsmythen zu bieten haben«, meint Thomas und wiegt seinen Kopf.

»Mag schon sein. Das ändert aber nichts an ihrer Märchenhaftigkeit. Denken Sie an die Arche Noahs mit – will sagen – Millionen von Tierarten. Der größte Teil wartet noch immer auf seine Entdeckung. Und die soll der gute Alte natürlich alle schon gekannt und in sein Boot sortiert haben! Auch den Jaguar und den Kondor, die zwar in Amerika vorkommen, im arabischen Raum aber nicht, dort nie und nimmer vorgekommen sind!«, entrüstet sich der Zoologe und lacht dann gallig: »Oder hatte der Herrgott Amerika selbst noch nicht entdeckt?«

»Nun ja«, räuspert sich Thomas, »das Mythenhafte der Erzählweise in der Bibel wird ja heute von Theologen durchaus eingeräumt, weil das, ähm, das eigentliche Ursprungsgeschehen für unseren Geist ist nicht wirklich fassbar ...«

»Ach egal, wie die sich da rausreden, jetzt überlegen Sie doch mal, Herr Kollege: Einmal eingestanden, dass die Bibel nicht wörtlich zu nehmen ist – und wenn es auch nur eine einzige Bibelstelle wäre –, heißt, dass sie als Quelle nicht verlässlich ist. Das wissen Sie doch als Mann historischer Quellen ganz genau, und Sie kennen bestimmt die Massen von Widersprüchen in der Bibel.« Mit einer die Luft durchschneidenden Handbewegung meint Clemens dann: »Logisch: Selbst wenn das Dogma nur in einem Punkt in Frage steht, dann in

allen. Eine Religion aber, die ihr Dogma aufgibt, gibt sich selber auf. – Will sagen«, entschlossen blickt der Biologe bei seinem Resümee wieder um sich und doziert, an ein imaginäres Publikum gewandt: »Religion und Wissenschaft – Naturwissenschaften – sind Wasser und Feuer. Es gibt keine Verbrüderung!«

Thomas hatte den Clemens bisher nur als Wegwespen-Mann gekannt. So viel Rundblick hätte er ihm nicht zugetraut. Jetzt muss er ihn fragen, ob er jemals etwas zur Neurotheologie gehört hat.

»*Neuro-Theologie?* Was ist denn das wieder für ein Schnickschnack? Damit will sich wohl jemand profilieren? *Neurotheologie!* Vielleicht quasseln die bald noch von einer *Biotheologie* oder«, lacht er hustend, »am Ende von einer *Chemotheologie!* Unfug ist das, Unsinn. Gott und Wissenschaft passen nun mal nicht zusammen, habe ich doch gesagt!«

»Nö, nö, Herr Clemens, so einfach ist das nicht. Da gibt es ernst zu nehmende Beobachtungen – moderne Hirnforschung.« Thomas ist fest entschlossen, dieses Mal derjenige zu sein, der hier etwas zu sagen hat, und wenn der Clemens noch so oft dazwischenquasselt. »Die Hirnforschung ist zwar meilenweit von meinem Fachgebiet entfernt, aber sie fasziniert mich. Sagenhaft, was diese Leute mit ihren neuen Techniken da ans Licht zaubern. Und so konnten einige von denen eben auch feststellen, dass göttliche Visionen an bestimmte Hirnregionen gebunden sind, ja dort vielleicht sogar entstehen. Von einem 'Gottesmodul' reden die. Hier, Herr Clemens, im Schläfenhirn, genau hier«, und Thomas zeigt just auf die Stelle hinter seinem Ohr, wie sie ihm Sobetzki gewiesen hatte, »hier ist Gott zu Hause, angeblich. Von den Orten im Gehirn, die für spirituelle Erfahrungen zuständig sind oder, bitte schön, die zumindest mit ihnen in Zusammenhang stehen, lassen sich mit Computertechniken bunte Abbildungen gewinnen, erstaunlich genau alles.«

»Sie glauben doch wohl nicht etwa ...«

»Mit Sobetzki aus der Neuropsychologie habe ich gesprochen, stundenlang, hoch interessant. Auch hat er mir sein Maschinchen, den Kernspin-Tomographen, vorgeführt, das Ding, mit dem er in unser – wie nannten Sie es? – ja, in unser 'Oberstübchen' hineinschauen kann. Und die Bilder erst, die der Sobetzki parat hatte! Zu sehen ist, wie sich die Arbeit in unserem Kopf verteilt, auch beim Meditieren, während der göttlichen Erleuchtung und so weiter. Toll, wirklich toll. Klar, die

Theologen haben an dieser neuen Nuss ganz schön herumzuknabbern, könnte ich mir jedenfalls vorstellen.«

Der Funke scheint überggesprungen. Clemens hört zu, immerhin, und fragt schließlich sogar, was er, Thomas als Historiker-Kollege, dazu sonst noch alles weiß. Und das ist mittlerweile eine ganze Menge.

Zwar ist Thomas erst beim zweiten Bier angelangt, doch fürchtet er um seinen Kopf und bestellt Matjes-Hering, zusammen mit Aspirin die beste Kater-Prophylaxe. Clemens nimmt Schnitzel mit Pommes und macht damit dieselbe Erfahrung wie Thomas beim letzten Stammtisch.

Der Raum hat sich in der Zwischenzeit ordentlich gefüllt. Auch mit Zigarettenrauch. Rauchen ist ja hier ausdrücklich erlaubt. Dem Clemens scheint das nichts auszumachen. In der Nachbarschaft sitzt eine Mitarbeiterin aus der Psychologie mit zwei weiteren jungen Frauen. Sie müssen sich etwas Intimes zu erzählen haben, jedenfalls flüstern sie den größten Teil der Zeit und brechen ab und an in schrilles Gelächter aus. Alle drei rauchen. Thomas denkt an seine Studienzzeit: eine Schachtel pro Tag, manchmal zwei. Regelmäßig rächte sich sein Gepaffe mit übelsten Migräneattacken. Leider immer erst am folgenden Tag, sonst wäre er die Glimmstängel viel früher losgeworden. Spaß aber hatte es gemacht, so in der Runde zu sitzen, sich mit Zigarette großmännisch zurückzulehnen, das eigene Gerede über gerade gewonnene Weltsichten mit Qualm zu vermengen und dieses Gemisch genießerisch in Wellen von sich zu geben. Unausgegoren wie das Leben, das in einer endlosen Zahl von Jahren noch vor einem stand.

Während Clemens kaut, blickt er nachdenklich vor sich hin und meint nach einigem Räuspern:

»Wenn es tatsächlich eine solche spezielle Hirnstruktur für Spiritualität geben sollte, frage ich mich, wie immer in der Biologie: warum, wozu? Und die Warum-Frage kann grundsätzlich nur aus der Sicht der Evolutionstheorie beantwortet werden. Sagte ich ja vorhin.«

Thomas schaut seinen Kollegen erwartungsvoll an. Der kaut gedankenverloren weiter und kommt stattdessen auf das Knöllchen zu sprechen, das ihm neulich verpasst worden wäre, als er vor dieser »Kneipe hier« geparkt habe.

»Haben doch die Halunken klammheimlich neue Schilder angebracht, und mich hat's erwischt. Vermute, dass diese

Strauchdiebe, wenn sie ihre Falle aufgestellt haben, in irgend so einem Hinterhalt warten, bis ein Dämel wie ich drauf reinfliegt. Dem Oberbürgermeister habe ich geschrieben.« Mit der Gabel in der Hand winkt er ab: »Sinnlos, klar.«

Clemens hat sich wieder in den alten zurückverwandelt. Missmutig guckt er drein, und auch die Flecken in seinem Gesicht tauchen wieder auf.

Eher beiläufig erzählt Thomas von dem Rohrweihenpärchen am Baggersee, wo er als ornithologisch Interessierter ..., wollte er noch erläutern, doch Clemens unterbricht ihn und bekennt, dass er von der »Vögelei« nahezu keine Ahnung habe.

»Nanu? ...«

»Wissen Sie, Herr Wisweh«, schießt dieser plötzlich los, »das mit ihrem Gott im Gehirn ..., ich überlege gerade – ja, es kann gar nicht anders sein. Über das Prinzipielle, nämlich die Evolution des Sozialverhaltens, habe ich schon oft nachgedacht, ist mir geläufig, und meine Studenten müssen das auch wissen. In meinem Buch räume ich diesem Thema ein umfangreiches Kapitel ein. Passen Sie auf: Das Leben in den Urhorden spielte sich ständig am Rande von Existenzgrenzen ab. So übel die Launen der Natur unseren Urahnen mitspielten, schlimmer noch war die Konkurrenz zwischen den Horden. Ständig Kämpfe um das Territorium, um Nahrungsquellen, und auch ums Prinzip: Feind-Denken, will ich sagen.«

»Kann ich mir gut vorstellen. Die Steinzeitkulturen in Neuguinea von heute zum Beispiel, die der Indianer im Amazonas-Becken, im neunzehnten Jahrhundert noch die nordamerikanischen Indianer ...«

»So, und jetzt passen Sie auf«, verlangt Clemens wieder, »völlig ohne Frage ist: Alles, was die Menschen zusammenhält, was sie innerhalb einer Horde bindet, macht sie stark, verbessert ihre Chancen im Überlebenskampf. Der Zusammenhalt wird gefördert durch, zum Beispiel, durch das Wissen um die gemeinsame Abkunft, durch die Besonderheiten der Sprache, des Dialektes, aber auch durch die Geschichten, die die Alten abends am Feuer erzählen, die Lieder, die sie gemeinsam singen, ihre Rhythmen, ihre Tänze.«

Clemens spricht jetzt so laut, dass die Damen am Nachbartisch aufhorchen. Mit einer Handbewegung versucht Thomas, sein Gegenüber zu dämpfen. Doch der fährt mit Verve fort:

»In diesen und jenen Eigenheiten unterscheiden sie sich von den Nachbarn, und gerade die Exklusivität ist es, Herr Wisweh, die sie zusammenschweißt, stark macht«. Und nach einer suchenden Handbewegung: »Gruppen-Identität stiftet sie, wie man das gerne nennt. Andere Gruppen, deren Band vielleicht lockerer gewesen sein mag, wurden von jenen aufgerieben, die in sich geschlossener waren, stabiler, stärker. Ein Gegenstand der Soziobiologie ist das. 'S o z i o - Biologie' – schon mal gehört?«

Und auf Thomas' unbestimmte Reaktion hin:

»Na ja. Besonders wichtig nun ist«, Clemens hebt seine Stimme noch weiter an und pocht mit der Handkante im Takt seiner Worte auf den Tisch, »dass solche sozialen Verhaltenstendenzen eine genetische Basis haben. Das heißt«, Clemens' Hand beschreibt einen Bogen mit einem Schlenker, als ob er ein Orchester befehlige, »ihre Anlagen spielen mit in der Gen-Lotterie, und – natürlich, natürlich: Mit den Genen verändern sich die von ihnen gesteuerten Verhaltensmerkmale, zufallsgemäß also. Mutationen meine ich zum einen und, nicht zu vergessen, die Neukombination der Gene zum anderen. Die Neukombination ist ja auch der eigentliche Sinn der Sexualität, das Mischen von Genen.«

Thomas trifft der scharfe Blick des Insektenforschers. Er greift sich verwirrt ins Haar und sieht hinüber zum Nachbartisch.

»Dann aber, wie immer, übernimmt die Selektion das Weitere, die Lebenspraxis liest aus und sorgt so über Generationen hin für die Durchsetzung all der Merkmalsanlagen, hier also die der Verhaltensmerkmale, Verhaltenstendenzen und so weiter, die sich für das Überleben am besten eignen. So, und nur so, kommt Zweckmäßigkeit zustande.«

»Nun ja, wir Menschen ...«

»In der Natur, meine ich, selbstverständlich. Im Allgemeinen werden es die bisherigen Merkmale sein, die immer wieder als lebensdienlich ausgewählt, mithin bestätigt werden. Aber – und nur das bringt weiter, nur das schafft Entwicklung – mitunter eben auch irgendwelche neuen Eigenschaften, solche, die da über Genvarianten und deren Kombinationen per Zufall entstanden sind – ohne Plan also. Und diese sind, wenn *besser* als die vorherigen, ein positives Auswahlkriterium. Die neue Variante ist dann wiederum

Ausgangspunkt von weiteren Änderungen, und so weiter und so weiter. Ja, Herr Wisweh? So ist es. Das ist Darwinismus!«

Indem Clemens seine Hand auf Thomas' Arm legt und ihn fest umschließt, fragt er: »Haben Sie dieses Prinzip verstanden, Herr Kollege?«

Dieser nickt, obwohl es ihm widerstrebt. »Ja aber die Spiritualität ...«, versucht er noch einzuwerfen. Da blickt Clemens triumphierend um sich und doziert glutvoll weiter:

»Nun handelt sich in Ihrem Fall also, wenn es um Spiritualität geht, um eine spezielle sozial relevante Eigenschaft, vielleicht auch um entsprechend evolvierte Wahrnehmungsqualitäten, will sagen: mystische zum Beispiel, die nach dem Gradmesser 'Stärkung gruppeninterner Bindungen' selektiert werden.«

Als Thomas ihn leicht befremdet ansieht, korrigiert sich Clemens, indem er sagt: »Ja, ja, ich kenn euch schon, euch Puristen von der geisteswissenschaftlichen Zunft: 'Selegiert' sagt man, aber bei uns eben 'selektiert'. Nun gut, musische Qualitäten sind auch ein besonders einleuchtendes Beispiel für das, was einer Gruppe als Kitt dienen mag.«

»An Lieder denken Sie dabei, Melodien?«

»Genauso.«

»Warum nicht?«, meint Thomas und kratzt sich am Hals. »Man könnte sich da auch Rhythmen vorstellen, Tänze, Tanzen bis hin zur Ekstase, bis zur Trance. Angeblich entstehen ja allein schon dabei spirituelle Erfahrungen. Wer weiß, wie lange es so was schon gibt. Ur-Melodien und Ur-Lieder, verschwunden sind sie.«

»Ach, geblieben ist schon so manches an frühen Zeugnissen der Geistigkeit, die Steinschnitzereien, die Höhlenmalereien zum Beispiel. Sie reichen aus alten Zeiten herauf bis in unsere Gegenwart, kann man heute noch beäugen, paar zigtausend Jahre alt. Grundsätzlich: Die Befähigung zum Musischen ist etwas Menschentypisches, hat sich in der Menschwerdung nach und nach herausgebildet, vermutlich über Jahrhunderttausende hin. Dem Druck zur gruppeninternen Bindung folgend, was sonst? – Kann doch gar nicht anders sein. Jeder Mensch hat deshalb entsprechende Gene für das Musische. In ihren Feinheiten aber, in ihren Varianten und in deren Kombination differieren diese von Mensch zu Mensch. Will sagen, die einen haben das Zeug zum Talent, die anderen zum Banausen. Hm, was, Herr Wisweh?«

Clemens ist im Erkenntnisrausch, hingerissen von seinen eigenen Gedanken. Und laut. Die Damen vom Nachbartisch hat er von ihrem eigenen Thema abgebracht, und sie versuchen nun, halb interessiert, halb amüsiert, der Extra-Vorlesung zu lauschen. Aus ihrem Getuschel und unterdrückten Gelächter kann Thomas entnehmen, wie ihre Kommentare geartet sein mögen. Am liebsten würde er sich zu ihnen setzen. Es geniert ihn, in halber Öffentlichkeit derart vorgeführt zu werden. Er kann Clemens' Getöse nicht in jedem Punkt folgen, und will es auch nicht.

»Das mag schon alles sein«, wendet Thomas nun gereizt ein. »Ich verstehe aber immer noch nicht, Herr Clemens, wie Sie das mit dem 'Gott im Gehirn' in Zusammenhang bringen wollen.«

Das war ein Fehler. Um das Feuer zu löschen, hätte er nicht in die Glut blasen sollen. Clemens zieht seine linke Augenbraue hoch und blickt ihn missbilligend an:

»Wirklich nicht, Herr Wisweh? Liegt doch wohl klar auf der Hand. Gemeinsame Mythen und Mystik gehören selbstverständlich genauso zu dem Kitt, zu dem Band. Denken Sie an einen großen alten Baum als Quasi-Gott oder an einen nebelverhangenen Berg oder an imaginäre Personen, die Götter im üblichen Sinne also, an ..., an Waldgeister, Trolle, ... was weiß ich.«

»Die Respektabilitäten der großen Weltreligionen, Gott, Mohammed, Buddha, Shiva ...«, wirft Thomas ein, um dem andern das Wort nicht allein zu überlassen.

»Egal was, das alles ist Bindemittel, vor allem dann, wenn übernatürliche Kräfte hinzufantasiert werden. Keine Kultur hat je auf Mythen und Mystik verzichtet, denke ich doch. Die Geschichte der Völker ist voll davon. Nun, das sollten Sie besser wissen als ich. Auf Mythen und Frömmigkeit zu bauen, bindet, macht stark. Glaube legitimiert ethische Standards und die Machtansprüche der jeweiligen Herrscher, schafft Zuversicht, positive Befindlichkeiten mindern Stress, lassen gesunden, und so was koppelt positiv zurück, bestärkt den Glauben, kurzum: Der Hang zum Mystischen, zum Irrationalen, zum ..., emmh ...«

Will sagen, denkt Thomas.

»... will sagen, zum Übernatürlichen, ist Ergebnis einer positiven Selektion! Damit meine ich aber nicht – das sei betont, natürlich meine ich nicht – die konkreten Inhalte. Die meine ich nicht, Herr Kollege!«

Was der Clemens da alles im Handumdrehen vorzulegen weiß! Egal was er sagt, man kann einfach nicht darüber hinweghören. Wenn der Kerl nur nicht so polterte.

»Das Konkrete, Herr Wisweh, die Inhalte meine ich, sind Sache der Kultur, ganz selbstverständlich, der Tradierung also, und damit Ihre Sache, Sache der Historiker und der Kulturfritzen. Den Hang zum Mystischen aber, die Bereitschaft, die steckt in unseren Genen, tief drinnen steckt sie, und die entsprechenden Gene realisieren sich im Gehirn als angeborene Verhaltens- und Wahrnehmungstendenzen.«

»Ja, aber ...«

»Ruhig, ich komme gleich auf den Punkt! Da die Gene nun mal von Individuum zu Individuum variieren, Herr Wisweh, geht es mit den genetisch determinierten Merkmalen genauso individuell zu, den Neigungen zum Mystischen zum Beispiel. Will sagen: In der einen Person sind sie stärker, in der anderen schwächer. Aber glauben tun wir alle, mehr oder weniger. Und woran glaubt der, der nicht an Gott glaubt, hm, Herr Wisweh? Seien wir doch ehrlich«, und dabei legt er seine Hand wieder beschwörend auf Thomas' Arm, »kennen wir doch von uns selbst, nicht wahr, ein heimlicher kleiner Talisman, den wir uns nicht getrauen wegzuschmeißen, oder was für irrwitzige Formen des Aberglaubens immer, Horoskope, die ..., ja ..., die ...«

»Also ich ...«

»... die lächerliche Hoffnung auf ein Leben nach dem Leben, angebliche Fingerzeige des Schicksals, esoterischer Psycho-Kitsch. Da ist doch kein Quatsch, der nicht geglaubt würde. Vermeintliche Leitplanken sind das, Schwimmböjen, an denen wir uns im Notfall orientieren und festhalten. Stimmt's? Auch – ja warum nicht? – auch so etwas wie Naturmystik würde ich hinzurechnen.«

»Wozu hinzurechnen?«

»Zu unserer spirituellen Begabung, was sonst?« Stirnrunzelnd sagt er das. »Das Empfinden von Erhabenheit bei der Betrachtung der Natur, meine ich. Geht allen so, mir und doch wohl auch Ihnen, – hm? Na? Wie? Die Brust könnte es einem sprengen, kennen Sie doch auch! Denken Sie an einen Waldsee mit weiß verschneiten Bergen im Hintergrund – hm? Na? Aber denken Sie vielleicht auch an die Schönheit einer Theorie, mit der uns ein komplizierter Sachverhalt auf einmal einleuchtet. Erhabenes meine ich, egal welcher Art, etwas, dem wir mit, ämmh, ämmh, mit Pietät begegnen und begegnen wollen,

etwas, bei dem uns die rationale Analyse abhold ist. Und nun passen Sie auf ...«.

Thomas macht die ganze Zeit über nichts anderes, Clemens' Dröhnen lässt ihm gar keine Wahl.

»Für diese Neigung muss unser Gehirn – was sonst, wenn nicht unser Gehirn? – präpariert sein, muss – per evolutionem, per evolutionem sage ich! – Anlagen zu Strukturen ausgebildet haben, die solcherart irrationale Verhaltenstendenzen und Wahrnehmungsfähigkeiten organisieren, mystische meine ich. Und da haben wir's, das ist Ihr Gottesmodul, Herr Wisweh, oder egal, welche Ecke im Gehirn da leuchtet! Davon verstehe ich nichts. Bin ja keiner von den Neuroleuten, die mit Geld nur so zugeschüttet werden. Aber, Herr Wisweh: *Das ist es! Das ist es!*«

Triumphierend lehnt sich Clemens zurück. Intuitiv, wenn auch gegen seinen intellektuellen Geschmack, tendiert Thomas dazu, ihm recht zu geben. Aber wer weiß. Zu neu ist ihm diese Art des Denkens, ungeheuerlich geradezu, als dass er jetzt viel dazu sagen könnte oder auch nur möchte. Ist es nun das Bier, das ihn so dösig macht, oder die hämmernde Art des Kollegen? – Er will nach Hause. Verstohlen schießt er rüber zum Nachbartisch. Die Kolleginnen scheinen zum Glück das Interesse an Clemens' Vortrag verloren zu haben. Der indes ist putzmunter.

»Ja, ja, Herr Clemens«, kontert Thomas und macht den Eindruck, als sei er auf eine Tapferkeitsmedaille aus. »Alles klar, alles ganz einfach! Nachgerade simpel! Jahrhunderte und Jahrtausende haben die klügsten Menschen nachgedacht über das, was uns heilig ist, was uns Menschen zu Menschen macht, obschon, zugegeben, ohne sonderlich präzises Ergebnis. Bestimmt ist das auch ganz gut so. Denn der Lewis hatte gewarnt, wenn am Ende alles durchsichtig sei, sähe man nichts mehr.«

Und auf Clemens' fragende Miene hin:

»Clive Staples Lewis, Engländer, in den sechziger Jahren ist er gestorben. Logisch, was dieser Mann sagte, hm?! Irgendwo, so wollte Lewis in seiner *Abschaffung des Menschen* verstanden werden, sollte unser Blick schon noch verfangen, auf Undurchsichtiges stoßen, und zwar spätestens dort, wo das Privatissimum des Einzelnen beginnt, seine Seele! Jawohl, die Seele. Meinen Sie nicht auch, dass diese Sphäre verschont bleiben muss? Doch die Naturwissenschaftler drängen

weiter und weiter hinein in die Domänen der alten Vordenker und ..., und die der neuen Nachdenker. Und die lassen, weil sie nun mal so ..., so beängstigend erfolgreich sind, lassen die vom Menschsein bald nichts mehr übrig.«

»Ach Quatsch!«

»Das ist kein Quatsch! Ganz ähnlich hatte kürzlich der Niemeyer, unser Altphilologe, davor gewarnt. Ich weiß selbst nicht, keiner kann es wissen, ob es passend, oder ..., nun ..., ja, korrekt ist oder nicht, am Ende auch noch Gott von den Naturwissenschaftlern vereinnahmen zu lassen. Nichts ist mehr heilig. Andererseits ..., tja, da laboriert der Sobetzki mit seiner dicken Maschine herum und macht Seelisches in Form von Gehirnaktivitäten sichtbar, und dann kommen Sie daher und meinen, Spiritualität und alles Erhabene, was damit zusammenhängt, sei einfach eine Sache der Evolution, sei Selektionsergebnis, naturgegeben, und bedürfe am Ende keines weiteren Nachdenkens.«

Und weiter, den Zeigefinger und Daumen zum Ring geschlossen und damit vor Clemens' Gesicht fuchtelnd, wird nun auch Thomas recht laut:

»Vergessen Sie dabei nicht, Herr Clemens, dass Religiosität, allemal die Religionen, in erster Linie ein kulturelles Phänomen sind. Und mit Ihrem Darwinismus wollen Sie das alles erledigt wissen? Auch die seelsorgerische Funktion? Wollen Sie die Ihrem Darwin gleich mit übertragen? Könnte es nicht sein, dass Sie, Herr Clemens, am Ende – auf dem Sterbebett meine ich – Zuspruch brauchen, ein Denken ganz anderer Art, und nicht etwa eine Vorlesung über Evolutionsbiologie?«

Clemens lehnt sich zurück, sichtlich bemüht, entspannt zu wirken, macht aber eher den Eindruck eines zum Bersten gespannten Flitzebogens:

»Also da sind zwei Sachen: erstens die Natur, und zweitens die Kultur. Die Natur, die unseres Gehirns, ist nun mal das Zuhause für die Kultur, Herr Wisweh. Was sonst? Und die Kultur, Herr Wisweh, ist in ihrem Zuhause, dem Gehirn, nahezu beliebig austauschbar. Und damit auch die *Re-li-gion*«, nagelt der Zoologe mit der Handkante auf den Tisch. »Das menschliche Gehirn ist so eingerichtet, dass es jede Art von Kultur, jeden Gott also, in sich aufnehmen kann, *erlernen* kann, oder, mein Bester, erdenken kann, jawohl! Kommt nur darauf an, wo man aufwächst und welche konkreten Erfahrungen dem Gehirn angeboten werden. Keine Kultur ohne Natur. Ein Maikäfer und ein Rindvieh

haben eben eine andere Natur als wir, und so sind diese Viecher auch nicht kulturfähig.«

»Auch manche Menschen nicht.«

»Im Ernst, mein lieber Herr Kollege, ich sehe überhaupt keinen Grund, dem Darwinismus die Erklärung für unser kulturelles – oder bitteschön: religiöses – Unterzeug abzusprechen, merke aber, ämmh, ich muss das jetzt mal so sagen, Ihnen fehlen zum logischen Denken – will sagen: zum naturwissenschaftlich-logischen Denken – ganz einfach die wesentlichen Voraussetzungen. Sonst würden Sie nicht so gefragt haben.«

Das ist starker Tobak. Thomas weiß nicht recht, was er tun oder entgegenen soll. Am liebsten würde er jetzt aufspringen und diesen Clemens in seiner Impertinenz einfach sitzenlassen. Empört presst er hervor:

»Nun machen Sie mal halblang! Ihnen ..., Ihnen tut das Bier wahrscheinlich nicht gut.« Und mit einem kurzen Blick zum Nachbartisch: »Rudern Sie mal ein Stück zurück, Herr Clemens!«

Im Eingang steht Dinkelbach mit ein paar Gästen und sucht nach einem Tisch. Der fehlte gerade noch. Ganz hinten in der Ecke finden sie Platz.

Clemens' Blick ist rasiermesserartig geworden. Ständig reibt er sein Kinn, und die Intensität der roten Flecken in seinem Gesicht scheint die Höchststufe erreicht zu haben.

»Na ja, Entschuldigung, eigentlich wollte ich das so nicht gesagt haben. Okay. Andererseits aber muss Ihnen eines klar werden: Ihr Historiker – will sagen: also nicht unbedingt Sie persönlich, sondern alle Ihres Stammes, Geisteswissenschaftler insgesamt – Ihr alle geht an den Menschen merkwürdig unbedacht heran, nämlich sehr, sehr einseitig, so, wie es einer wahren Wissenschaft nicht geziemt, wirklich nicht geziemt, Herr Wisweh!«

Wieder bearbeitet Clemens den Tisch mit der Handkante.

»Sie sehen den Menschen nur von seiner *Kultur*-Geschichte her«, wettert er weiter, »nur diese eine Hälfte sehen Sie. Nun gut, vielleicht ist Einseitigkeit auch eine Art der Spezialisierung.«

Unverschämt, der Kerl.

»Der Mensch, Herr Wisweh, hat aber – nolens volens – auch eine *Natur*-Geschichte. Und die ist viel, viel älter und hat dementsprechend viel, viel tiefere Spuren eingegraben. In unseren Erbanlagen finden

sich diese alten Fährten, wo sonst? Hab' ich ja klarzumachen versucht. Genvariation und Genselektion sind unsere Schöpfer – das haben Sie doch bestimmt verstanden.«

Clemens schaut sich kurz um und wird nun bedrohlich langsam und leise. Beschwörend und jedes einzelne Wort betonend, setzt er sein Manöver fort:

»Erst später hat die Kultur-Evolution eingesetzt, vor ein paar lächerlichen zehntausend Jahren. Und dies, Herr Wisweh, auf der Grundlage von Entwicklungsprinzipien, die formal denen der biologischen Evolution ähneln, nur, ämmh, steht nun für die Mutation die Idee, für die genetische Rekombination ihr Mix mit anderen Ideen und, bitte schön, für die natürliche Selektion die ..., die ..., die Prak..., Praktikabilität und die Aufnahmebereitschaft seitens der Gesellschaft. Sofern die Neuheiten – eben, eben! – erfolgreich sind. Nur eben, über diese, äm, ämmh, über diese Analogie zur Evolutionsbiologie habt Ihr Historiker noch nie nachgedacht!«

Und jetzt wieder laut, in der Sie-Ihr-Mischform:

»Will sagen: Haben Sie noch nie nachdenken *können*! Zu ferne seid Ihr alle zusammen von Eurer Ausbildung und Denkart her, als dass Ihr das Prinzip der Kultur-Evolution überhaupt verstehen könnt. Schade, denn auch hier haben wir es mit Selbstoptimierung zu tun. Das sehen Sie doch ein, Herr Wisweh, das muss doch jeder einsehen!«

Thomas schielt zu Dinkelbachs Tisch und hat den Eindruck, dass man auch dort auf sie aufmerksam geworden ist. Clemens doziert in einem fort:

»Die konkreten geschichtlichen Ereignisse, nicht wahr, die sind nur Schlenker in der Kulturevolution, genährt von Zufällen und ..., und von Per..., Permutationen singulärer Geschehnisse, einzelnen Personen und so weiter. Am Prinzip aber ändert das alles nichts. Nur, um das zu verstehen, hilft kein Schwafeln, da muss evolutionstheoretisches Denken ran. Und das kann man an allen biologischen Objekten erlernen, an einzelnen Zellen, an grünen Bohnen, Wegwespen, an Affen oder am Menschen, ganz egal. Nun ja, wenn man da als Nur-Geisteswissenschaftler herangeht, wird dieses Denken eben nicht gelingen.«

Thomas fällt es entsetzlich schwer, ruhig zu bleiben. Diese Dreistigkeit darf er so nicht einfach hinnehmen. Er blickt sich um und

erkennt, dass ihrem Tisch mittlerweile ungeteilte Aufmerksamkeit gezollt wird. Auch von Dinkelbachs Mannschaft.

»Herr Clemens....«, versucht Thomas, dringt aber einfach nicht durch.

»Was Sie alle zusammen brauchten, um wirkliche Wissenschaftler sein zu können, sind naturwissenschaftliche Grundlagen, ist ...«

»Herr Clemens!«, Thomas wieder, jetzt vor Erregung halb stehend.

»ist ...«, donnert Siegfried Clemens, und wird dabei so laut, dass all die anderen amüsiert feixend und ohne jede Zurückhaltung das Match verfolgen. Nur Dinkelbach lacht nicht mit.

»Herr Clemens, Sie können ...!«, ruft Thomas.

»... ist logisches wissenschaftliches Denken. Und so etwas fehlt Ihrer gesamten geisteswissenschaftlichen Zunft!«

Das ist zu viel. Thomas steht und schreit:

»Und was Sie brauchten, Herr Clemens, *dringend* brauchten, *d r i n g e n d*«, skandiert er und streicht sich dabei fahrig durch das Haar, »ist *K u l t u r*, Kultur im Umgang mit dem Anderen, Kultur im wi-wi-wissenschaftlichen Dialog. Aber davon haben Sie in *Ihrer* Zunft nie etwas erfahren, und ..., und für Sie selbst wäre sowieso alles zu spät. Sie ..., Sie ... Baaa-nause!!!«

Mit vor Empörung zitternden Händen fingert Thomas seine Briefftasche heraus, zieht irgendwelche Geldscheine hervor, schmeißt sie auf den Tisch und hastet zur Tür hinaus. Ohne Gruß.

Gleich am frühen Morgen des anderen Tages ist Thomas hinausgefahren und rollt nun mit seinem Alfa-Romeo den Asphalt entlang auf das Waldgebiet zu, in dem er vor Wochen schon einmal gewesen ist. Heute, hat er sich vorgenommen, wird ein ordentliches Stück gewandert! Sein Rucksack ist dabei, Proviant und, wie immer, das Fernglas. Und noch etwas hat er eingepackt: seinen tragbaren CD-Player mit zwei kleinen Lautsprechern und einer Vogelstimmen-CD. Aileen konnte oder wollte nicht mitkommen, und er, er hat schließlich Urlaub. Raus, niemanden sehen, nicht reden, nicht denken. An den gestrigen Abend, an Clemens, diesen Blödmann, schon gar nicht. Nur genießen, Rendezvous mit sich selbst.

Obwohl sich der Himmel in Wolken hüllt, versprach der Wetterbericht einen schönen Tag. Viel stiller ist es als beim letzten Mal. Kaum einmal ein Vogellaut. Wohl deshalb, weil die Jungen ausgeflogen sind, und die Altvögel nun keinen Drang mehr spüren, sich Territoriumsansprüche zu ersingen.

Wieder die Waldwiese. Auch sie hat sich verändert. Das Rot des Klatschmohns fehlt, dafür blühen Schafgarbe und Wilde Möhre in Massen. Auch viele gelbe Blumen. Fast wie Löwenzahn sehen sie aus, aber den kennt er, der ist es nicht. Das Gestrüpp am Wegesrand trägt reichlich Brombeeren, neben bräunlich grünen und roten auch schon blauschwarze. Den Naschtest bestehen sie nicht, quietschsauer sind sie. Da erklingt der neue Rufton in Thomas' Hosentasche, Bachs Toccata. Frau Gänsecke ist es:

»Ach wie schön, dass ich Sie erreiche. Herr Professor Clemens hatte heute Morgen angerufen. Nachdem ich ihm sagte, dass Sie nicht da sind – warum sollte ich sagen 'Urlaub', geht ja wohl keinen was an, nicht? – kam er später selber. Und nun halten Sie sich fest: Eine Flasche Wein hatte er dabei und einen Brief für Sie. Ich habe ihn gefragt, ob er annahme, dass Sie Geburtstag hätten. 'Nein, nein' hat er da gesagt, Sie wüssten schon. Also nicht, dass ich neugierig bin, aber sagen Sie bitte, können Sie sich das erklären?«

Frau Gänsecke brennt vor Neugier. Soll sie mal brennen. Zu peinlich war die Szene gestern Abend. Wer weiß, wie viele von den

Zaungästen ihn, Thomas, kennen. Heute nun deren Getratsche. Wie dreist ihn der Clemens vorgeführt hatte! Und dazu ausgerechnet der Dinkelbach!

»Mir schien, als ob Herr Professor Clemens ein bisschen verlegen war«, setzt die Sekretärin nach. »Was könnte denn der ...«

»Leider sind Sie, meine hochgeschätzte Frau Gänsecke, nicht neugierig. Sonst hätte ich Ihnen eine tolle Story zu erzählen.« Ihre Enttäuschung ist fast körperlich fühlbar. Ihm aber ist nach Piesacken zumute: »Nur eben so viel will ich sagen, dass der Clemens gestern Abend auf Sie, Frau Gänsecke, zu sprechen kam und ... also jedenfalls hat er Sie derartig ... Nein, nein, ich darf es Ihnen nicht sagen.«

Am anderen Leitungsende wird hörbar Luft eingesogen: »Sie! ... Sie wollen mich ... ! Das werde ich mir merken, Herr Professor, sehr gut merken werde ich mir das!«

Ernsthaft echauffiert scheint sie zu sein.

»Ach Quatsch«, beruhigt er sie, »nichts mit Ihnen. Dieser Clemens hat allen Grund, sich bei mir entschuldigen. Zur Hölle mit diesem Ochsen! Vielleicht kriegt er dort einen Extra-Platz, direkt neben seinem Darwin.«

»Na Sie!«, fasst Frau Gänsecke erleichtert zusammen, was sie von dem Ganzen verstanden hat oder auch nicht. »Wo sind Sie denn überhaupt?«

»Ach, ich spaziere hier im Wald herum, rede mit Ihnen, mit den Vögeln und dem Vieh, und denke nach – den Finger tief in der Nase. Zum Beispiel über die Garstigkeit der Welt.«

»Typisches Junggesellen-Geblödel. Entschuldigung, das muss ich jetzt mal so sagen. Wird Zeit, dass Sie unter die Haube kommen, Herr Professor! Ich könnte ja der armen, jungen Frau vorher ein paar wichtige Tipps geben. – Na, erholen Sie sich gut. Und passen Sie auf Ihre Nase auf! Tschü-üss.«

Herzig ist sie, die Gänsecke.

»Schade, dass Sie schon verheiratet sind«, muss er ihr noch zuwerfen. Sie lacht, und »tut-tut-tut...«, ist aufgelegt.

Thomas fühlt sich besser. Dieser Choleriker, versucht der also, den Rückwärtsgang reinzukriegen! Thomas spitzt seine Lippen zum Pfeifen. Als Kind konnte er es besser. »Das Wandern ist des Müllers Lust«, singt er nun, halblaut nur. Mitten drin bricht er ab und schmettert satt dessen sein »Dona Nobis Pacem«. Von wegen

»Bocksgesang«, wie die alte Simmrau meinte! Damals – seine Drei in Musik wackelte – wollte er, obwohl im Stimmbruch, das kleine Mozartlied trotzdem darbieten. Schon als er das Ansinnen bekannt gab, feixte die ganze Klasse, und einige seiner besten Freunde rieben sich in Vorfreude die Hände. Genau erinnert er sich. Als er dann vorn stand und tief Luft holte, war alles mucksmäuschenstill geworden. Keiner wollte etwas von der Show verpassen. Das »Dona« kriegte er noch ganz gut hin, auch das »Nobis«, doch als sich seine Stimme bei »Pacem« überschlug, brach ein entsetzliches Gejohle aus. Die Lehrerin winkte ab und meinte, seinen »Bocksgesang« wollten sie sich lieber nicht antun. Die Mädchen kreischten vor Vergnügen, sein Banknachbar führte einen regelrechten Tanz auf und, was das Demütigendste war, Steffen Geithner, den er immer als besonders guten Freund betrachtete, fiel vor Lachen aus der Bank.

Wie schön doch die Natur ist. »Doo-o-^{naa} no-o-^{biis} pa-a-a-aa-^{cem} ...«. Herrlich der Bärenklau. Wie übersät ist die Wiese an dieser Stelle mit seinen mannhohen, markigen Stängeln und den strahlig ausgebreiteten Dolden. Ganze Scharen von Fliegen tasten mit ihren Rüsseln die kleinen Einzelblüten ab. Einige haben einen schwarz-gelb gestreiften Hinterleib, wie Wespen fast. Und da, ein Käfer, groß, auch gelb und schwarz, und mit langen Fühlern. Nichts wissen diese Kreaturen vom Gezänk der Menschen, nicht einmal, dass sie von ihren menschlichen Mitgeschöpfen in Arten und Gattungen eingeteilt werden, und – was sagte doch dieser Clemens damals? –, in Familien. Ein Gedicht von seinem Rilke fällt Thomas ein, wörtlich, so sehr mag er es:

*Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.*

*Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.*

*Ich will immer warnen und wehren. Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.*

Ob dieser Clemens überhaupt in solcher Weise empfinden kann? Allerdings würde er wissen, wie die Fliegen und die Käfer heißen. Thomas selbst hatte einst versucht, ein paar Käfer zu bestimmen. Als Schüler noch, Biologie wollte er doch studieren. Er ließ die armen Krabbeltierchen in Brennspritus plumpsen und ging dann den starren kleinen Leichen mit der Lupe zu Leibe. Den Brennspritusgestank hat er noch heute in der Nase, so dicht hing er über den alkoholisierten Opfern. Die Fühlerglieder musste er zählen und nach einer, wie er sich genau erinnert, »mondsichelförmigen Kante« suchen. Manch anderes noch galt es zu erkennen und zu vergleichen. Herausgekommen schien barer Unsinn, etwas ganz Seltenes jedenfalls, nur in den Alpen beheimatet. Und die waren von seiner DDR-Heimat so weit weg wie das Erzgebirge vom Mond.

Aufregend fand Thomas die Bestimmerei schon, aber hatten seine Proben aus der Natur noch Schönheit? Ja und nein. In scheuer Ehrfurcht betrachtete er mit der Lupe wundervolle Feinheiten, von deren Existenz er zuvor nicht die leiseste Ahnung hatte. Aber die Leichenstarre dieser vorher noch lebendigen Kreaturen bedrückte ihn, und die Nüchternheit des Bestimmungsbuches brachte vollends das um, was ihm vorher an den Krabbeltierchen so gefallen hatte:

*Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.*

Thomas schreitet nun herzhaft aus, hügelan durch Fichtenwald. Ein frischer Einschlag. Es riecht angenehm nach dem Harz der gefälltten Bäume, und überall sieht man Schleifspuren, die die Stämme hinterlassen haben, als sie von ihrem angestammten Platz herausgeholt wurden. Da und dort liegen Äste herum, die von den

Baumleibern abgetrennt wurden. Ihre Nadeln scheinen so lebendig, als ob sie die Exekution noch gar nicht begriffen hätten. Endlich wird der Wald dicht. Ein größerer Raubvogel fliegt auf und verschwindet sofort wieder. Ein Bussard? Ein Habicht?

Nach einer ganzen Weile erlahmt Thomas' Wanderlust. Er setzt sich auf den Stumpf einer alten Eiche, die diese Stelle eine geschichtsträchtig lange Zeit für sich beansprucht hatte. Den Rucksack zwischen den Knien, holt er das Doppelpack von Leberwurststullen heraus. Zusammengesintert ist es, schmeckt aber. Anders die Brause. Aileen scheint bei ihrem letzten Einkauf etwas Kalorienarmes erwisch zu haben, unangenehm süß und leicht bitter. Tatsächlich, *mit Süßungsmitteln* steht auf dem Etikett, igitt! Kanzerogen soll das Zeug sein, hatte Thomas mal irgendwo gelesen. Da hätte er auch gleich noch Margarine auf seine Stulle kleben können. Er liebt den Geschmack der »guten Butter«, wie seine Mutter dazu immer sagte. Margarine soll ja ebenfalls gesundheitsschädlich sein, Butter sowieso.

Sogar der Sauerstoff. Das Leben ist überhaupt sehr gefährlich, lebensgefährlich. Man sollte es am besten meiden. Dass die Leute immer älter werden, besagt nichts. Wahrscheinlich wollen die damit nur den Staat ärgern. Sie sollten sich endlich mal zu Herzen nehmen, was die großen Warner über die Schrecken unserer chemisierten und sonst wie technisierten Umwelt kundtun, und rechtzeitig ins Gras beißen. Dann wären die dort oben das Rentenproblem los.

Es ist warm geworden. Die Jacke, die Thomas die ganze Zeit über anbehalten hat, zieht er aus, faltet sie ordentlich zusammen und legt sie zu seinen Füßen. Dann bettet er sich selbst hin – so, dass die Jacke als Kopfkissen taugt. Gut tut das! Die Sonne spielt durch die Äste der Bäume, als wolle sie ihn mit ihren Strahlen kitzeln. Nach einer kleinen Weile geht sein Atem immer gleichmäßiger. Schließlich schnauft er wie eine Dampflokomotive, die in aller Seelenruhe am Bahnsteig wartet, bis der Stationsvorsteher endlich Signal gibt. Da ist aber kein Stationsvorsteher, und Thomas schläft ein.

Da ist wieder die steile Felswand. Er klettert unter den Augen Aileens in sie hinein und – gleitet ab! Aileen streckt ihm die Hand entgegen, doch er verfehlt sie und stürzt ins Bodenlose, fliegt immer weiter und schließlich durch einen finsternen Tunnel. Gerade nähert er sich dessen strahlend hellem Ende, da wacht Thomas auf.

Was für ein blöder Traum, immer dieselbe Machart! Lange kann er nicht geschlafen haben, und dennoch, als er sich aufrichtet, ist ihm, als ob seine Wirbelsäule gebrochen wäre. Ja, genau, hier an dieser Stelle hatte er die ganze Zeit über auf einem Holzstück gelegen. »Wie man sich bettet ...«, seine Großmutter war die Erste, die Thomas diese Weisheit lehrte.

Wieder taucht in ihm der Clemens hoch. Immerhin hat er diesem selbstherrlichen Kerl ebenfalls eine Blessur verpasst, angeschrien hat er ihn, öffentlich! Der wird sich jetzt wahrscheinlich nicht mehr ins »Corso« trauen. Was ihm dieser Wespenmann geschrieben hat? Ob er die Gänsecke anruft? Sie kann ja den Brief öffnen und ihm vorlesen. Vielleicht ist sie schon geplatzt, die Arme. Neugier kann tödlich sein. Eigenartig, was immer man sich als Todesstrafe hat einfallen lassen, die Neugier ist nicht dabei.

Nicht weit entfernt, dreißig Meter schätzungsweise, singt ein Rotkehlchen. Thomas kennt das Lied. In Moll flöten die Rotkehlchen, leise und traurig.

Plötzlich hat er es eilig. Er kramt den CD-Player aus seinem Rucksack heraus und die Lautsprecher dazu. Die CD mit den Vogelstimmen ist schon eingelegt, die Batterien sind frisch. Sollte eigentlich klappen. In dem Begleitheftchen zur CD findet er unter »Rotkehlchen« die Nummer Achtunddreißig. Er tippt sie ein, schaltet auf *Repeat* und:

»Das Rotkehlchen«, tönt die Stimme einer geschulten Sprecherin. Zu laut, viel zu laut. Noch bevor die konservierte Vogelkehle loslegen kann, dreht er das Lautstärke-Rädchen zurück und: zu leise. Jetzt auf Naturlautstärke geregelt, und – es singt. Typisch Rotkehlchen. Das echte ist verstummt. Wieder die Sprecherin: »Das Rotkehlchen«. Von Neuem ertönt das wehmütige Lied. Dreimal wiederholt sich das Ganze, dann aber fängt das leibhaftige Rotkehlchen wieder an. Lauter jetzt als vorher. Der Gesang bricht ab, als der konservierte Rivale aufs Neue startet, bald darauf singt das Vögelchen mit ihm synchron.

Thomas hält sich einige Meter entfernt hinter einem Baumstamm versteckt. Ganz dicht an ihm vorbei flattert das kleine Kerlchen mit dem roten Latz und setzt sich erst dort, dann da auf einen Ast und kommt so dem einen der beiden Lautsprecher immer näher. Wieder tönt es: »Das Rotkehlchen!« Thomas wendet sich um, ob denn da nicht etwa jemand käme, der Förster vielleicht. Kurios zwar ist unsere Welt

geworden, allenthalben Neuerungen. Dass aber die Vögel nun schon ihren eigenen Namen rufen, müsste selbst den Stumpfsinnigsten aus der Fassung bringen.

Der kleine Vogel mit dem Kugelbauch und den tiefschwarzen, glänzenden Augen kann einfach nicht fassen, wie er von der Technik genarrt wird. Jetzt sitzt er auf einem der beiden Lautsprecher, fliegt davon, setzt sich auf einen nahen Zweig, zuckt ein paar Mal mit den Flügeln und fliegt hinunter auf den Boden, direkt vor den feigen Herausforderer hin. Der will sich entgegen aller Regel einfach nicht zeigen. Wieder singt das echte Rotkehlchen im Duett gegen den sturen Gesang seines Widersachers an, kämpferisch, und dennoch traurig. Da hin und dort hin fliegt es, und schließlich auf den anderen Lautsprecher. Dass aus ihm nicht nur das Kampflied des Rivalen tönt, sondern in regelmäßigen Abständen auch eine Menschenstimme, stört den Vogel offenbar überhaupt nicht.

Thomas schaut eine Weile gebannt zu, dann rührt sich sein Gewissen. Wer weiß, wie quälend das Experiment für den Piepmatz ist, so aufgeregt hat er noch nie einen Vogel erlebt. Als er zum Gerät zurückschleicht, um der Tortur ein Ende zu machen, fliegt das Rotkehlchen auf und davon. Thomas schmunzelt. Muss er Aileen bei Gelegenheit einmal vorführen. Burgen, Schlösser und Kirchen haben sie besichtigt, aber in der Natur waren sie viel zu wenig.

Am späten Nachmittag kommt Thomas ins Institut. Der honorable Chef ist der Letzte, dem er heute begegnen wollte, doch muss er ihm auf dem Flur geradewegs in die Arme laufen. Ein frostiges »Hallo« und ein knappes Händeschütteln, das von Dinkelbach mit einem mokanten Lächeln begleitet wird. Bestimmt hätte der einen besseren Zahnarzt verdient. Andere in seinem Alter haben ja auch ein manierliches Gebiss.

Frau Gänsecke ist schon weg. Auf dem Schreibtisch steht die Flasche Wein, und der Brief von Clemens liegt – ungeöffnet – in der Postmappe, ganz oben auf. Bei dessen Naturell hätte Thomas eine große, ausfahrende Handschrift erwartet. Aber nein, klein und eng ist sie:

Sehr geehrter, lieber Herr Wisweh,

die Pferde sind mit mir durchgegangen, ein ewiges Dilemma. Tut mir aufrichtig leid! Gerade Sie sind die falsche Adresse für meinen Ausbruch. Ganz abgesehen davon, dass meine Vorhaltungen bestimmt nicht das fördern, was wir alle so dringend brauchen: Verständnis für die Sicht- und Denkweise der anderen Seite, um sinnvoll miteinander umgehen und vielleicht sogar zusammenarbeiten zu können.

Natur- und Humanwissenschaftler sollten sich nicht als Rivalen, sondern als Symbionten verstehen. Als gemeinsames Ziel wünschte ich mir eine holistische Meta-Wissenschaft. Die Zeit ist reif. Mit Ihrem Wissen und Ihrer Aufgeschlossenheit gegenüber den Naturwissenschaften und der Medizin haben Sie als Geisteswissenschaftler diesen Weg bereits beschritten. Mir selbst fehlt da noch einiges, und Sie haben es bemerkt.

Ihr Siegfried Clemens

PS: Den Restbetrag Ihrer Zeche füge ich bei.

15 Euro und 35 Cents finden sich in dem Umschlag. Thomas stößt einen Schnaufer aus.

Tut gut, Clemens' Bußgang. Schade nur, dass auch er, Thomas, gestern Abend die Contenance verloren hatte. Mit einer wohlüberlegten, geharnischten Replik hätte er mehr Ehre einlegen können. Schon will er den Brief zerknüllen, da überlegt er, das Beste wäre, ihn auf eine geniale Weise, durch ein Versehen gewissermaßen, dem Dinkelbach zukommen zu lassen. Vielleicht könnte Frau Gänsecke, pfiffig wie sie ist ...? Auf alle Fälle wird er ihr den Wein schenken.

Dieser Clemens, jetzt spielt er, dieser großmaulige Löwe, Häschen in der Grube! So seelenlos wie er ist, faustisch besessen von der Naturwissenschaft, genauso wie, jawohl, wie weiland Kaiser Friedrich II. Über ihn hatte Thomas kürzlich eine Seminararbeit schreiben lassen. Friedrich wollte einst in Erfahrung bringen, welche Sprache Kinder zu sprechen beginnen, wenn sie niemand das Sprechen lehrt. Nahrung gab man den Kindern genug, aber sie wurden isoliert gehalten und wuchsen ohne jede Nestwärme auf. Nicht lange, denn bald waren sie alle gestorben, des Kaisers Versuchskinder. Kaltherziger Wissensdurst, im dreizehnten Jahrhundert schon. Papst

Gregor IX., dessen Vorgänger Friedrich zum Kaiser gekrönt hatte, nannte ihn »Bestie«, die Aufgeklärteren titelten ihn voller Respekt »Stupor Mundi«, das Staunen der Welt.

Thomas nimmt einen Stapel mit wissenschaftlichen Arbeiten zur Hand, die er sich kürzlich kopiert hatte, und blättert gedankenverloren darin herum. Mit welcher Eifer mir dieser Clemens, dieser Darwinbruder, den Gottesglauben ausreden wollte! Friedrich der Zweite zweifelte ebenfalls an Gott, er als Kind des bigotten Mittelalters, lästerte ihn gar. Meinte, Gott habe »das Land jenseits des Meeres« wohl nicht richtig gekannt, wenn er es denn rühmte als das »herrlichste aller Länder«, wo »Milch und Honig fließen« und wohin Moses das von ihm, von Gott, auserwählte Volk führen sollte. Wüste sei da, vor allem Wüste. Friedrich der Zweite, der alte Kreuzfahrer, wusste Bescheid. Auch über Vögel. Als Barbarossas Enkel hatte er vor achthundert Jahren ein Buch über die Falknerei geschrieben. Über Jahrhunderte hin bewahrte es seine Bedeutung als Fachbuch! Und heute nun dieser Siegfried Clemens, dass er, er als Zoologe, zugeben mochte, von der Ornithologie keine Ahnung zu haben!

Endlich, aber immerhin am frühen Nachmittag noch, geht es mit der Familie raus ins Grüne! Zunächst in den Garten. Jedoch nicht dort sollten sie den Nachmittag verbringen, hat Sabine verlangt, sondern draußen, irgendwo im Freien. Sandra und Johannes wollten es so, denn vor allem Ilka soll mit, die große, graue Schäferhündin, die Uwe gehört, ihrem Gartennachbarn. Die Kinder lieben das Tier über alles. Und dem Vater täte es auch gut, mal wieder rauszukommen aus seinem Trott, verfügt Sabine. Der Herrgott wäre ihr im Traum erschienen und hätte das gesagt. Sie vermag seit einiger Zeit kaum noch anders mit Hilmar umzugehen, als ihn über ihre angeblichen Träume vom Herrgott zu dirigieren.

Uwe steht am Gartentor, und mit ihm das liebe Tier. Ganz aus dem Häuschen ist Ilka, bellt vor Freude, rennt im Kreis, links herum, rechts herum, und wedelt so mit dem Schwanz, dass es die Hundedame hin- und herschleudert. »Ilka, Ilka!« rufen die Kinder und umarmen ihren Liebling, tätscheln den Kopf, klopfen seine Flanken. Johannes macht einen großen Schritt über ihn und umarmt den Liebling von hinten. Als Ilka in ihrer tierischen Freude die Kinder abschlecken will, schimpft Uwe laut und hebt drohend die Hand, und Ilka jault nach Hundart, legt sich hin und lässt sich nun brav streicheln. »Da freut man sich nun mal«, scheint sie sagen zu wollen, »und schon wird es denen zu viel.«

Ilka ist begeisterte Autofahrerin. Als ob sie genau wüsste, was auf sie zukommt, stürmt sie schwanzwedelnd voran, umkreist das Gefährt und richtet sich an der Hintertür auf: »Hier will ich rein!« Die ganze Runde lacht, Sabine eher säuerlich, da sie dem Unternehmen Hund nicht so viel Charme abgewinnen kann. Sandra öffnet die Tür und – schwupp! – ist Ilka drin, thront nun auf dem Hintersitz und lässt links und rechts artig den Platz für die beiden Kinder frei. Das schöne Auto, klagt die Mutter, wahrscheinlich würde es noch lange nach Hund riechen. »Whau-h!« bestätigt die Hundedame.

Kilometer um Kilometer steuert Hilmar die nun fünfköpfig gewordene Familie hinaus in die sonnige Landschaft. Zuletzt geht es über eine schmale Asphaltstraße. Wald und Feld wechseln einander ab.

Und schließlich parken sie genau da, wo auch Thomas oft schon sein Auto abgestellt hatte. Hier ist die Natur am schönsten.

So gern Ilka ins Auto hineingesprungen ist, so rasch ist sie nun draußen und muss erst mal einen Spurt über reichlich hundert Meter einlegen. Mit weit aus dem Maul hängender Zunge kommt sie zurück und springt hechelnd an den Ihren der Reihe nach hoch. Nur mit Mühe lässt sich Ilka davon abhalten, ihnen mit ihrem schaumigen Speichel über das Gesicht zu schlecken.

Ein Hund dürfe hier nicht einfach frei herumlaufen, meint Hilmar, der Förster würde schimpfen, und nimmt Ilka an die Leine. Die Kinder betteln, sie bitte möchten Ilka führen, vor allem Johannes.

Auf der Waldwiese dann – dieselbe, die auch Thomas so mag – toben die Kinder mit dem Hund herum. Sie reißen aus, und Ilka hat sie einzuholen. Laut bellend umkreist sie ihre Meute und ist sofort für den nächsten Start bereit. Dann wirft Sandra einen Stock, und Ilka muss apportieren. Johannes sucht sich auch einen, findet aber keinen passenden und kämpft nun mit seiner Schwester um den Besitz. Begeistert vom Geschwisterzwist mischt Ilka hechelnd mit.

Hilmar gibt es auf, an die Leine zu gemahnen, denn Sabine zischte, er solle die Kinder endlich mal in Ruhe lassen, sein »ewiges Drangsalieren« ginge ihr auf die Nerven. Es sei doch eine Freude, sie so unbeschwert spielen zu sehen. Lieber sollte er an die Vesper denken, die Sabine zu Hause noch schnell eingepackt hatte. Hilmar geht brummelnd zum Auto zurück, um es bis an die Wiese heranzufahren. Zu umständlich wäre es, alles heranzutragen, denn nicht nur die Ätzung, auch das Campingtischchen und die Klappstühle ist zu holen.

Die Kinder haben den Szenenwechsel gar nicht bemerkt. Umso überraschter sind sie von dem Tischlein-Deck-Dich. Schon wollen sie beherzt zugreifen, da ermahnt sie der Vater zum Tischgebet. Egal wo und unter welchen Umständen, sagt er, dem Herrn haben wir zu danken. Sandra sei dran. Ohne lange nachzudenken, legt sie los:

»Lieber Gott, wir danken Dir für den schönen Kuchen und dass Du uns erschaffen hast – und unsere Ilka und ... und den schönen Wald. Amen.«

Sie muss kichern, weil sie bemerkt, dass ihr kleiner Bruder versäumt hat, die Hände zu falten und stattdessen den Hund streichelt. Vater

räuspert sich – nichts Gutes bedeutet das. Mutter stößt ihn mit dem Fuß an und zwinkert den Kindern besänftigend zu. Vaters Bigotterie könne noch nicht mal den Herrgott selber erfreuen, sagt sie dann. Er werde schon ein Einsehen mit euch Kindern haben.

Die Hündin ist zwar gut genug erzogen, um sich zurückzuhalten, während die Familie am Tisch sitzt und isst, aber nur mit Mühe. Sie winselt und – prompt kriegt sie von Johannes einen Kuchenrest zugesteckt. Ilka schnappt danach und lässt den Brocken enttäuscht fallen. Sie hatte etwas Hundgemäbes erwartet.

Ruhe zum Essen finden die Kinder nicht. Gleich geht es weiter mit dem Spiel, und Ilka wird nicht müde, den Stock zu holen und ihn bald Johannes, bald Sandra zu apportieren. Hilmar meint, sie sollten Ilka auch ein paar andere Aufträge erteilen, »Sitz!« und »Platz!« zum Beispiel, oder »bei Fuß!«. Mit »Platz!« hat Ilka große Probleme. Sie windet sich an dem Ort, an dem sie verharren soll, jault und kläfft. In ihrer Ungeduld springt sie dann doch wieder auf und rennt schwanzwedelnd auf die Kinder zu.

»Gar nicht so einfach, wie ihr seht«, sagt der Vater. »Aber Ilka muss das können, da dürft ihr nicht lockerlassen!«

»Ach guck doch mal, wie sie sich quält«, ruft Sandra. Sie mag nicht zusehen, wie sich Ilka windet, wenn ihr »Platz!«-befohlen wird, sie aber gar nicht begreifen kann, wozu. Und wieder jault die Hündin, kläfft weinerlich und rutscht dann auf dem Bauch Sandra entgegen. Diese läuft zu ihr hin und klopft ihr tröstend die Flanken.

»Nein, nein, nein«, der Vater wieder. »Du weißt doch, die Tiere müssen uns Menschen Untertan sein. Der Herr hat sie so erschaffen. Wir Menschen sind anders. Denn als Menschen hat er uns gemacht, um über die Tiere zu gebieten. Ihr kennt doch diese Stelle in der Heiligen Schrift, gleich zu Anfang. In der Schule werden sie euch weismachen wollen, wir stammten von den Tieren ab, von den Affen. Dumm ist das, Unsinn! 'Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes.'«

In letzter Zeit hat Hilmar wieder öfter Begegnungen mit Gott. Während ihres Aufenthaltes in Indien schien dieser ihn zu meiden, und auch in den Tagen nach ihrer Rückkehr. Wollte ihn der große

Vater strafen oder verwarnen? Bedrückend war der Entzug seiner Gnade. Umso inniger hatte Hilmar gebetet, und schließlich mit Erfolg. Wie sehr ihn der Herr wieder mag, erkennt er daran, dass er ihn, Gottvater, immer öfter auch hören kann. Hilmar macht es sich auf seinem Stühlchen bequem und versenkt sich in ein stilles Gebet. Viel schneller als früher erfährt er nun Gottes Strahlung. Wärme durchströmt ihn, Glück. Und dann hört er seinen Gebieter: »Recht tust du, Hilmar. Lehre deine Kinder MEIN Wort. ICH will sie auswählen, wie ICH dich erwählt ...«

»... Hilmar, ... Hiilmaar!« ruft Sabine von der anderen Tischseite her, »Sag mal, was ist denn bloß mit dir los? In der letzten Zeit bist du wieder gar nicht richtig da. Döst mit offenen Augen und brabbelst vor dich hin! Ich habe dich gefragt, ob du noch etwas essen möchtest. Oder Kaffee? Es ist so viel übrig, schade drum.«

Sabine mäkelt ständig an ihm herum. Nie wird sie verstehen, wie erfüllend das Gespräch mit Gott ist. Als er ihr neulich zu verstehen gab, dass Gott mit ihm rede, hatte sie gesagt: »Du spinnst ja!«. Er hätte sie besser einweihen sollen. Doch gar nicht darf Sabine wissen, dass er vom Herrn Aufträge erhält, indem er ihn über Hektoplodenstrahlen lenkt.

Hilmar steht auf und geht wieder zu den Kindern hin, um mit ihnen Ilkas Erziehung zu versuchen. Indes, die Hündin will einfach nicht begreifen, was das alles soll.

Sabine schaut Hilmar verkniffenen Gesichtes zu. Eine Zeitlang schien alles soweit in Ordnung mit ihm, und jetzt diese Brütereier wieder. Hilmar, ihre Jugendliebe, wie sehr sie ihn gemocht hatte, damals. Er war nicht einer von diesen Hallodris. Früh schon hatte sie ihre Eltern verloren und brauchte jemanden wie Hilmar, jemanden, der es ernst meint und zuverlässig ist. Dass er so gottesfürchtig war, störte sie nicht. Sie ging ja selbst auch regelmäßig zum Gottesdienst. Hilmars Eltern sind ebenfalls gläubig, aber eher so wie sie, Sabine, nämlich auf eine normale Art. Die Grübelei ihres Sohnes gefiel ihnen schon damals nicht. Sabine hatte sie beruhigt und versprochen, sie würde ihren Hilmar schon noch ordentlich »hinbiegen«. Das schien ihr auch ganz gut zu gelingen, anfangs. Doch gab es später immer wieder diese Zeiten, in denen er sich absondert, verstohlen die Hände gefaltet hält und sich so versenkt, als ob er gar nicht mehr zur Familie

gehören wollte. Kein Rankommen gibt es dann. Seit einiger Zeit brabbelt er wieder öfter vor sich hin. Und kürzlich behauptete er, dass Gott mit ihm spräche und Aufträge für ihn hätte!

Wieder dreht Ilka eine Runde, bis an den Waldrand dieses Mal. In einer entfernten Ecke der Waldwiese bleibt die Hundedame stehen, offenkundig hat sie etwas entdeckt. Aufgeregt schnüffelt sie herum, wedelt mit ihrem buschigen Schwanz und legt sich nieder. Darauf dreht sie sich auf den Rücken und wälzt sich. Wirklich putzig sieht das aus. Nur mit Mühe ist Ilka heranzupfeifen. Auf halbem Wege dreht sie um, flitzt zurück in die Ecke, wälzt sich erneut und will überhaupt nicht mehr davon ablassen. Hilmar ruft, pfeift, ruft. Schließlich rennt er selbst hin und sieht die Bescherung, vor allem riecht er sie: Ilka wälzt sich im feuchten Kot eines anderen Hundes. Bestialischer Gestank. Derweil ist der Rest der Familie herangekommen. Sabine wirft Hilmar den Ich-habs-ja-gleich-gesagt-Blick zu, nimmt ein Papiertaschentuch zur Hand und versucht, vom Rücken des Tieres das Größte abzuwischen. Vergeblich. Sie selbst hat nun Mühe, ihre Hand wieder sauber zu bekommen. Ekelhaft. Die Kinder halten sich die Nase zu. Kein See in der Nähe, kein Tümpel, nichts dergleichen. Mutter bleibt bedrohlich ruhig, und Hilmar beschließt: ab, nach Hause!

Sabine breitet die Tischdecke über die hintere Sitzbank aus. Ilka springt in ihrem Ungestüm als erste ins Auto hinein und hat die Decke im Nu heruntergerissen. Der erbärmliche Gestank nimmt vom schönen neuen Auto Besitz, und bei Mutter löst sich, was die ganze Zeit über in der Luft lag: Sie bekommt einen hysterischen Anfall. Ein Wahnsinn wäre es, schreit sie, mit diesem großen Hundevieh durch die Gegend zu fahren, völlig unerzogen wäre das Biest, und sie hätte es ja gleich gesagt ...

Die Fahrt wird zur Tortur. Sandra ist übel und Johannes bettelt, Vater möge eine Pause machen, er müsse raus, halte es nicht mehr aus. Die gesamte Rückfahrt über lamentiert Sabine, was das doch für ein Wahnsinn mit dem »alten Hundevieh« gewesen sei, sie hätte ja nie ..., und nur weil die Kinder und der Vater, der ja sonst immer so genau sei. Überhaupt könnten Hunde die schlimmsten Krankheiten

übertragen, und, ach du lieber Gott, an die Autopolster dürfe sie gar nicht denken. Seit jeher hat Sabine keine gute Meinung von Vierbeinern. Als Kind war sie von einem Hund gebissen worden.

Endlich zu Hause angekommen, muss Ilka sofort ins Bad. Sabine hält das Shampoo bereit, aber Ilka sperrt sich, in die halb gefüllte Wanne zu springen. Schließlich schafft es Hilmar doch, sie hineinzubugsieren, und stinkt sogleich mit Ilka um die Wette. Zunächst scheint sie das Wannenbad zu genießen. Sabine reibt ihr spitzfingrig mit dem Gel den Rücken ein und lässt dann aus der Handdusche warmes Wasser darüber laufen. Hechelnd nimmt Ilka auch das in Kauf. Doch dann überlegt sie es sich anders, springt heraus und nimmt im dicken, stinkenden Fell den halben Wanneninhalt mit. An ihren Zuschauern vorbei trabt sie schwanzwedelnd in die Stube und schüttelt sich dort, dass es nur so spritzt.

Sabine schreit, rennt aus der Wohnung und kommt erst nach langen Minuten zurück.

Gerade hat es sich Thomas in seinem Sessel bequem gemacht – die Beine hinübergestreckt in den anderen Sessel, im Fernsehen laufen die Abendnachrichten, Zeitungen und Briefe liegen bereit, auch ein Glas vom Saumur hat er sich eingeschenkt –, da klingelt es an der Wohnungstür. Er eilt zur Tür und: Aileen! Erst für den morgigen Abend hatten sie sich doch verabredet. Will sie ihn kontrollieren?

»Mir war gerade so«, sagt Aileen, geht nach einem flüchtigen Begrüßungskuss an ihm vorbei und setzt sich in ihren Lieblingssessel. Lächelnd schaut sie ihn an, aber irgendetwas hat sie in petto, das kann er riechen. Seit einiger Zeit schon trägt sie das mit sich herum.

»Was darf's denn sein, mein schlankes Reh, ein Glas von meinem Roten? Ein Bier? Habe auch Likör da, du weißt, vom allerersten Mal noch.«

»Ach egal. Gib mir einen Schluck von deinem Saumur.«

Aileen steht wieder auf und geht zu seiner Bücherwand. Während Thomas ein zweites Glas heranholt und den Rest aus der Flasche eingießt, beobachtet er sie. Aileen hält den Kopf schräg, um die Titel auf den Bücherrücken bequemer lesen zu können. Zwei, drei Bücher zieht sie heraus, blättert mechanisch darin herum und stellt sie wieder zurück. Abrupt wendet sie sich um, setzt sich wieder hin, hebt das Glas mit dem schwarzroten Inhalt an ihre Lippen und nimmt einen Schluck. Als sie sieht, wie Thomas mit seinem Glas in ihre Richtung ein »Prosit« andeutet, hat sie das ihre schon abgestellt. Verwirrt lächelnd hebt sie es wieder an und hält es so, dass beide Gläser mit einem zarten Klang zusammentreffen. Sie selbst war es, die ihm geraten hatte, das Weinglas am Stiel zu halten, damit es klingen kann. Aileen holt erkennbar Luft, setzt zum Reden an, hält dann aber inne. Schließlich, Thomas fest in die Augen schauend, holt sie erneut Luft und stößt hervor:

»Tommy?«

»Hhm?«

Wieder zögert sie. Mit der Zungenspitze fährt sie über ihre Oberlippe.

»Na, was ist denn?« fragt Thomas, ermutigend und doch leicht verunsichert.

»Ich will dich!«

»Hm?« Thomas runzelt fragend die Stirn. »Das passt. Ich dich auch.«

»Aber ich will mehr, ich, mhm, ich will dich ganz. Heiraten möchte ich!«

Als ob er einen Schuss gehört hätte, stockt ihm kurz der Atem.

»Wie?«

Aileen hat sich auf diesen Moment vorbereitet, das ist ihr anzumerken, und verfolgt seine Reaktion mit überwachem Gesichtsausdruck.

»Aileen, aber ... Aber das ist ja wunderbar.«

Freudig überrascht klingt er. Doch die Art, in der er sie dabei anblinzelt, verrät, dass er perplex ist. Und dass sie es gemerkt hat, ist ihm im selben Moment klar. Er schluckt, versucht, ein Lächeln hinzubekommen, und meint:

»Eigentlich wäre das eher mein Part gewesen, so ein..., ähm, so ein Heiratsantrag. Also ... gut.«

Sie lächelt ebenfalls, nur matt, und blickt zur Seite.

»Und – und jetzt trinken wir darauf«, beschließt er, steht auf und kramt draußen im Korridor umständlich nach einer neuen Flasche. – Da werde ich, der Jäger also, von der Beute geschnappt. Perversion der natürlichen Partnerwahl, muss man schon sagen. Bis heute weiß ich verdammt wenig über sie. Lief da noch was, als sie plötzlich weg war, »verreist« war? Eigentlich hatte der Sobetzki schon recht mit seinen Zuchtmeisterinnen. Forsch genug ist sie, meine Aileen, und immer voller Überraschungen. Aber auch gut. Nur dass ...

»Ich weiß«, bricht sie in seine Gedankengänge ein, als er mit der neuen Flasche ankommt, »du fragst dich, wer ich denn eigentlich bin.«

Die Flasche in der linken Hand, den Korkenzieher in der rechten, steht er da. Wie sibyllinisch doch diese Frauenseele ist! Sie weiß genau, was ich denke.

»Schon immer wolltest du das wissen. Ist ja auch natürlich. Ganz am Anfang noch wusste ich ..., wollte ich ..., herrje, ich musste dich ja erst einmal kennenlernen. Du warst amüsant und ...«, mit einem liebevollen, doch vorsichtigen Blick schaut sie ihn an, »das bist du natürlich noch immer. Ja und dann ...«

»Was?«

»... bekam ich Angst.«

»Angst?«

Wieso Angst? Vor der eigenen Courage doch wohl eher nicht. Sie nicht. Mit einem *Pflupp* ist die Flasche geöffnet. Während er ihr nachgießt, fragt er wie im Nebenher:

»Wovor Angst?«

»Vor der Offenbarung.«

»Welcher Offenbarung?«

»Vielleicht merkst du es, mir geht es auch jetzt so.«

Tatsächlich, ihre Hand, mit der sie das Glas wieder aufgenommen hat, zittert. Die kleinen Wellen, die sich auf der Oberfläche des Weines abzeichnen, zeigen das ganz deutlich. Thomas sieht sie erstaunt an. Bammel hat sie, keine Frage.

»Aileen!«, ruft er, ernsthaft beunruhigt und setzt sich neben sie auf die Lehne. »Um Gottes willen, was ist denn los? Welche Offenbarung? Wieso, wovor hast du Angst? Doch wohl ..., doch wohl nicht vor mir!«

Wie eine Examenskandidatin sieht sie ihn an, dann senkt sie den Kopf und spielt an dem Ring, den er ihr kürzlich geschenkt hatte.

»Nein, Aileen, das glaub ich nicht. Sag, was ist los!«

Ihre Finger sind stark, stärker, als man von ihrer schlanken Figur her erwarten würde. Erst jetzt fällt ihm das auf. Auch sind ihre Hände verhältnismäßig groß und kräftig. Astrid hatte sehr viel kleinere Hände, und die von Ivonne waren viel weicher.

»Du kannst ruhig ..., ich liebe dich doch!« Und dann schiebt er mit einem verkrampften Lächeln nach: »Also gut: Du hast jemanden umgebracht. Okay, so was passiert eben mal. Und was weiter?«

Aileens Pupillen sind weit geöffnet, viel dunkler als sonst wirken ihre Augen. Als ob er auf einmal tief hinein in ihre Seele schauen könne, sich ihm eine Tür öffnete, durch die er eintreten darf. Endlich. Ihre Selbstsicherheit, die ihm immer so imponierte, ihn aber auch aussperrte, ist verflogen. Hagerer noch als sonst wirkt ihr Gesicht. Mit umwölkter Stimme bekennt sie dann, warum sie ihn lieben gelernt hat. Gewiss, interessant sei er, tief, und auch unterhaltend. Lieben aber würde sie ihn wegen seiner ..., seiner rührenden Empfindsamkeit, seiner – vorsichtig tastet sie mit ihren Augen sein Gesicht ab – ja, auch wegen seiner Weichheit und ..., einer gewissen Weltferne, mit der er

sich so ganz in seine Wissenschaft versenkt. Doch eigentlich, nein, sie könne das Warum gar nicht so genau erklären.

Rot geworden ist Aileen, tatsächlich rot! Zagend sieht sie ihn an. Eigenartig scheu, als ob es ihre erste Liebeserklärung überhaupt wäre. Sie fasst nach seiner Hand und sagt, kleinlaut:

»Ich glaube, ich liebe dich, weil ..., weil ich dich liebe. Klingt doof, ich weiß. Es ist ..., es ist hier drin«. Dabei führt sie seine Hand unter ihre linke Brust, dorthin, wo das Herz ist. Verletzlich offen sieht sie ihn an.

Thomas wirkt verlegen. Sie sieht mich ganz falsch, sagt er sich. Ich bin doch viel eher der Typus eines dynamischen, weitblickenden Wissenschaftlers, der sich nicht scheut, die seiner Fachdisziplin gesetzten Grenzen zu ignorieren. Einer, der gerade in der letzten Zeit, seit sie sich kennengelernt haben, draufgängerisch neue und ganz unkonventionelle Ziele angeht und bald im Rampenlicht stehen wird. Jemand, auf den Verlass ist. Charmant bin ich, auch klug – durchaus, wie nur kann sie ... »Aber, da ist doch noch etwas. Du wolltest mir noch etwas anderes erzählen, stimmt's, Aileen?«

»Ja, Tommy.« Prüfend sieht sie ihn wieder an, räuspert sich und sagt mit belegter Stimme, zögernd, als bereue sie im Voraus, was sie da sagen will:

»Ich ..., ich war schon einmal verheiratet und ..., und bin seit fast zwei Jahren Witwe.«

»Fshhh...«, fährt es aus ihm heraus. »Aber du hattest doch gesagt ...« Und nach einer kleinen Weile fragt er, flüsternd fast: »Und ..., und Kinder?«

»Nein. Unsinn, die hätte ich doch nicht verstecken können. Und wollen. Ich weiß, du hattest das mich schon einmal gefragt, ganz am Anfang. Damals in der 'Waldschänke', erinnerst du dich? Du fragtest, ob ich verheiratet *bin*. Und das hatte ich verneint.«

Thomas' Blick verfängt sich in Aileens Haaransatz, während sie selbst zögert weiterzusprechen.

»Damals, ich war einfach noch nicht so weit, und dann warst du plötzlich da, botest mir ein neues Miteinander an, und mein bisheriges ... Es kam mir vor wie Verrat an meinem ..., verstehst Du? Bis ich ...« Aileens Augen fangen zu glitzernd an. »Sehr, sehr schlimm war das mit meinem Mann. Darüber möchte ich nichts erzählen. Ein zweites Mal würde ich so etwas wahrscheinlich nicht durchstehen können.«

Seltsam sieht sie ihn an. Ihre Unsicherheit ist mit den Händen zu greifen. Auch Thomas fühlt sich unbehaglich. Er steht auf, setzt sich gleich darauf wieder auf die Lehne ihres Sessels und beugt sich über sie: »War's das?«

Aileen mustert ihn kurz, dann sieht sie zur Seite.

»Meine Aileen! Da ist noch etwas. Ich spür's.«

»...«

»Was?«

Sie sieht ihn groß an.

»Sag's!«

»Ich bin krank ..., oder: *war* krank.«

»Wieso? ... Was heißt das: 'krank'?«

'AIDS!', dröhnt es in seinem Gehirn. Aileen richtet sich in ihrem Sessel auf, nimmt noch einen Schluck und schaut ihn fest an:

»Leukämie.«

Thomas fährt zurück:

»Leukämie? L e u k ä m i e ?!«

»Leukämie, chronische Leukämie.« Wieder nimmt sie ihr Glas zur Hand. »Jahrelang haben die mich therapiert, zu guter Letzt Knochenmarktransplantation. Damals, als ich so plötzlich verreiste, musste ich zu einer Nachuntersuchung. Am Tag nach unserer ersten Nacht erhielt ich einen Anruf, dass ich sofort kommen solle. Ich hatte furchtbare Angst, Angst vor der Diagnose. Eine ganze Woche brauchten die dort. Auch Leute von der Universität waren an meinem Fall interessiert. Regelrecht auf den Kopf gestellt haben die mich.«

»Ja und?«

»Weißt du noch, wie erleichtert ich war, als ich dich dann anrief und später hier bei dir, hier in deiner Wohnung, wieder auftauchte? Denn ich bin entlassen worden als dauerhaft geheilt – *wahrscheinlich* dauerhaft geheilt. Zu fünfundneunzig Prozent oder so, meinen die. So gut wie gesund!« Wieder ihr prüfender Blick. »Doch was weiß man schon genau, diesen Rucksack kriege ich nie mehr runter. Jedenfalls muss und will ich es dir gesagt haben.«

Thomas drückt ihre Hand: »Aileen! Meine Aileen!«

»Und noch etwas«, sagt sie im Flüsterton. Nach einigem Zögern gibt sie sich klar und gesammelt.

»Was denn noch?«, presst er hervor.

»Tommy, ich möchte Kinder, und ich will damit nicht mehr lange warten. Kannst du mich verstehen? Ich liebe dich und ich möchte mit dir alt werden, und mit dir Kinder haben, und...«

Sie nimmt seinen Kopf in beide Hände und sieht ihm fest in die Augen. Mit sichtbarer Mühe hält er ihrem Blick stand.

»Und sie sollen in einer ganz normalen Familie aufwachsen. Wir wollen alle 'Wisweh' heißen.« Aileen schluckt. Mit dem kläglichen Versuch eines Lächelns fügt sie noch an: »Es gibt keinen schöneren Namen.«

Ihr Kinn beginnt zu zucken, sie presst ihre Lippen fest aufeinander, schließlich weint sie.

Aileen weint! Weinen passt überhaupt nicht zu ihr. Jedenfalls hätte er sich das bislang nicht gut vorstellen können. Er schlingt seinen Arm um sie und drückt sie fest an sich. Weinen kann er einfach nicht ertragen.

»Aber ...«. Thomas muss schlucken, steht auf und setzt sich gleich wieder zu ihr hin. Am liebsten wäre es ihm, wenn er die ganze Szene für eine Weile einfrieren könnte, um in Ruhe überlegen zu dürfen. Behutsam streicht er über ihr Haar. Sie schluchzt und drückt ihr nasses Gesicht in seins.

Nach und nach beruhigt sich Aileen wieder. Er fasst ihr unter das Kinn und streift mit seinem Mund den ihren. Alles ist plötzlich anders, auch sieht sie ganz anders aus. Ihre Augen sind verquollen, der Lidschatten ist verwischt, eine rote Nase hat sie. Sie hält seinem Blick nicht stand und schaut zur Seite. Aus der Nachbarwohnung dringt, wie immer, der dumpfe nervtötende Bass: »Umpf-umpf-umpf-umbumbumb-umpf-umpf«.

Seine Gedanken wandern fort zu dem Typen, der nebenan wohnt. Der selbst scheint ganz und gar nach dem Muster dieser Musik gestrickt zu sein, Glatze und ein Gesicht wie eine große runde, dumme Frucht. – O Gott, meine arme Aileen! Leukämie! Bisher war alles so leicht, so unbeschwert, und nun plötzlich ...

Aileen beginnt wieder zu weinen. Ihr Körper zuckt, als sie versucht, das Schluchzen zu unterdrücken. Hätte sie mich doch besser vorher gefragt, von wegen, was *ich* mir denn so denke, wie es mit ihnen weitergehen soll. Krank, wie sie ist, vielleicht. Und Witwe. Fehlte nur noch, ich würde zum Witwer. Da kommt sie an und sagt: »Tommy, ich

will dich heiraten!« Möchte ich ja auch. Wenn da nicht die blöde Sache mit der Stiftungsprofessur wäre, diese unsichere Perspektive.

Aileen löst sich sanft aus seiner Umarmung und steht auf. Als er sie zurückhalten will, schaut sie ihn mit ihren verweinten Augen an und bittet, jetzt allein sein zu dürfen. Auch für ihn wäre es besser. Trotz seines Widerstandes – halbherzigen, wie er selbst empfindet – lässt sie sich nicht zurückhalten. Er begleitet sie nach unten. Dort umarmen sie sich wieder, nur kurz diesmal, und Aileen fährt mit ihrem Rad davon.

Thomas steigt langsam die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Als er den Schlüssel zieht, um die Tür zu öffnen, merkt er, dass er sich in der Etage geirrt hat. Er schaut sich fahrig um, nimmt nun rasch die restlichen Stufen bis zu seiner Wohnung und wirft die Tür hinter sich zu.

Eine tiefe Ratlosigkeit schlägt ihm entgegen, als ob sie sich in den Räumen hier festgekrallt hätte. Leukämie! Ich liebe Aileen, keine Frage, und es wird höchste Zeit, dass mein Privatleben Gestalt annimmt. Bisher war es nichts anderes als das, was Studium und Beruf an Zeit übrigließen. Etwas Sinnstiftendes muss passieren, endlich. Alt werden will sie mit mir, wie schön sie das gesagt hat. Verheiratet, Tag für Tag zusammen sein! Natürlich gibt es dann keine richtige Ruhe mehr, nirgendwo Zuflucht. Und dann noch Kinder, Windeln, Geschrei. Alles würde anders werden. Alles. Und dafür hat Aileen jetzt die Regie übernommen. Tatsachen schafft sie, Respekt. Wie sie gebaut ist, und zäh, wie sie zu kämpfen vermag, hat sie auch ihre Leukämie zu fassen gekriegt. Hoffentlich.

Und ich? Ich stehe dumm da. Gedankenverloren greift Thomas nach seinem Glas. Shakespeare hat schon ein bisschen Recht, wenn er meint, jedes Ding würde mit mehr Genuss erjagt als genossen. Nein, Quatsch! Ich liebe sie. Wie habe ich mir doch immer eine feste Beziehung gewünscht, und eine Familie. Und Kinder, natürlich Kinder.

Thomas holt ein Bier aus dem Kühlschrank und lehnt sich an den Rand der Spüle. Was war es denn bloß, was mich nicht entschiedener hat *Ja* sagen lassen? Irgendeine Stimme riet mir: abwarten, nachdenken, nichts übereilen. Und Aileen hat das gemerkt.

Er nimmt einen ordentlichen Schluck, öffnet den Kühlschrank noch einmal und greift sich einen Rest an Leberwurst. Gekniffen habe ich, und sie wird das nicht vergessen. Liebt sie mich denn wirklich?

Lächerlich, die Gründe, die sie da nannte. Die können niemals ausreichen, mich zu lieben, und schon gar nicht ein Leben lang. Nein, sie braucht einfach einen Mann, einen neuen. Und ich bin es gewesen, der ihr über den Weg gelaufen ist.

Thomas schaltet den Fernseher ein, eine Pop-Band, und macht ihn sofort wieder aus. Eine Leerstelle soll ich ausfüllen, jawohl. Bei gelegentlicher Gunstgewährung als Prämie. Punkt. Was war das überhaupt für ein Mann, ihr Ehemann? Wer weiß, wie viele Männer an ihr schon gescheitert sind, oder sie an ihnen.

Und ihre Krankheit? Im Lexikon findet Thomas: eine Art von Blutkrebs. Viele Formen gäbe es, zunehmend wirksamere Behandlungsmöglichkeiten, nicht ansteckend. – Aber: Leukämie und Heilung? Dauerhafte Heilung? Aileen und Krankheit, das passt nicht zusammen, so urgesund, wie sie wirkt.

Er geht zum Fenster und schaut durch die Spalten der Jalousie. Im Hauseingang gegenüber stehen zwei Kerle, die sich abküssen – weltvergessen. Bei aller Toleranz, aber nein! Seine Haarwurzeln kribbeln. Als er sich abwendet, etwas zu ungestüm, hätte er fast den Topf mit dem Usambara-Veilchen heruntergerissen. Todtraurig sieht es ihn an. Prachtvoll war es über die letzten Wochen hin gediehen, und nun ... Thomas eilt zur Spüle, zapft Wasser in eine ausrangierte Kaffeekanne und holt nach, was das kleine Pflanzenherz begehrt. Auch das übrige Grünzeug kriegt einen Teil ab. Er selbst verspürt Durst. Nach einem weiteren Schluck aus der Flasche gießt er den Rest weg.

Tja, was ist, wenn wir dereinst Kinder haben, und ich arbeitslos bin! Und wer weiß, was mit Aileen ist, dann sitze ich da, sitze da als armer Witwer mit unseren Kindern. Halbweisen dann!

Gottwin Thomas Wisweh, bis jetzt ein dürres, unfruchtbares Ästchen am Stammbaum der Menschheit, am Ende doch noch Vater. Wenn das René wüsste, ich und Papi!

Und wenn Aileen nun Schluss macht mit mir, enttäuscht, wie sie von mir ist? Sie findet allemal jemand anderen.

Plötzlich entschlossen, hastet er zum Telefon. Aileen will er eine gute Nacht wünschen, um ihr dann – gespielt beiläufig – zu sagen, dass er sie liebe, sicher weit mehr noch als sie ihn, und er wisse wenigstens auch genau warum! – Nein, das darf er so nicht sagen. Witzeleien verträgt sie im Moment überhaupt nicht. Anders muss er es verkünden: *Hallo, jetzt, bitteschön zuhören, ...* Blödsinn, nein so muss

er es sagen: *Meine liebe Aileen, ich bin es nun, der da an der Reihe ist, einen Heiratsantrag zu machen, ich, dein Tommy. Damals, als ich dich zum ersten Male ...* – das Telefon ruft und ruft. Noch mehrmals probiert er es. Nichts. Und ihr Handy? Ausgeschaltet.

Im Bett grübelt Thomas weiter, steht wieder auf und versucht es noch einmal: Festnetz, Handy – nichts. Er muss hin! Schon in die Schuhe geschlüpft, die Jacke übergezogen, hält er inne und hockt sich grüblerisch in seinen Sessel.

Am nächsten Morgen erwacht Thomas, quer im Sessel liegend, mit entsetzlichen Kreuzschmerzen. Ächzend versucht er sich zu erheben, lässt sich dann doch lieber zu Boden rollen, um zwischen Sessel und Tisch die Lotrechte zu erstemmen. Er schleppt sich hinkend zum Telefon und wählt Aileens Nummer. Nichts, nur dass sich diesmal ihr Apparat tot stellt. Und ihr Handy? Ausgeschaltet! Hastig präpariert er sich für den neuen Tag, hat auch bald seinen Kamm gefunden, und schon will er zu Aileen hinfahren, da meldet sie sich von sich aus.

Sie wäre in Eile, müsse in den Laden. Kühl und metallisch klirrend dringt es aus dem Apparat. Thomas ist halb in Panik und beschwört sie, ihm doch bitte zuzuhören: Es wäre alles so überraschend gewesen, er liebe sie ohne Ende und, wenn es nur irgend anginge, würde er noch heute mit ihr zum Standesamt ziehen.

Aileen ist zunächst still und rät ihm dann, er solle nichts überstürzen. Er stöhnt auf. Nein, sagt sie, sie hätte es schon bereut, ihn gestern Abend derart überfallen zu haben. Er möge bitte über ihren Vorschlag gründlich nachdenken. Auch habe er gute Chancen, jemanden anderes zu finden, eine Frau, die jünger ist als sie und – vollständig gesund. Wenigstens eine Woche Abstand sollten sie einhalten. Sie möchte ihn vorher keinesfalls sehen. So, und nun müsse sie gehen.

Thomas ist sprachlos. Er kann nicht einmal ihr »Tschüss« erwidern, schon hat sie aufgelegt.

Seine Panik ist perfekt. Sofort muss er zu ihr. Die Schuhe finden sich nach kurzem Suchen unter dem Tisch, und schon eilt er hinaus, wirft die Wohnungstür hinter sich zu und rennt die Treppe hinunter. Noch bevor er an der Haustür ist, stellt er fest, dass er die Autoschlüssel nicht dabei hat. Er läuft zurück und nimmt dabei zwei und drei Stufen auf ein Mal. Vergeblich: Auch die Wohnungsschlüssel hat er vergessen, die Briefftasche ebenso. Er spürt, wie es ist, wenn einem der Verstand abhandenkommt. Schreien könnte er. Mit dem Fuß tritt er so gegen die Tür, dass es im ganzen Haus dröhnt. Und noch einmal.

Im Erdgeschoss öffnet sich eine Tür.

»Hallo«, ruft eine dünne Sopranstimme. Sie gehört Frau Leichsenring, einer lebenswürdigen alten Dame. Schon einige Male hatte sie es übernommen, bei ihm die Blumen zu gießen und auch sonst nach dem Rechten zu sehen, wenn er verreist ist.

»Hallo« ruft sie wieder. Thomas eilt hinunter und bittet sie, beim Schlüsseldienst anrufen zu dürfen. Außerdem brauche er ein bisschen Kleingeld, um mit der Straßenbahn ins Institut fahren zu können. Als er ihr sein Missgeschick bekennt, erheitert das die gute Frau, und selbst ringt er sich ein mattes Lächeln ab.

»Aber selbstverständlich, lieber Herr Professor, eilen Sie nur. Sie wissen doch, auf mich ist Verlass«, sagt sie und strahlt ihn freundlich an. Welch Glück, dass es solche Menschen gibt! Kurz darauf saust er los.

Nicht viel später sitzt Thomas an seinem Schreibtisch, kaut an seinem Kugelschreiber und fragt sich, inwieweit es vielleicht eher an ihm selbst liegt, wenn es Probleme mit den Anderen gibt.

»Stimmt was nicht?« wollte Frau Gänsecke wissen, als er zur Tür hereingeschneit kam. Dabei hatte sie ihren Röntgenblick ausgesendet, der ihn auf ihrem Leuchtschirm grünlich schimmern lassen musste. Das war auch der Blick, mit dem sie den Dinkelbach kleinkriegte. *Wieso?*, hatte Thomas brüsk zurückgegeben. Sie hätte es gleich beim Grüßen gemerkt, dass da was nicht stimmt. Noch stimme bei ihm alles, hatte er barsch hingeworfen. Was schon sollte denn da nicht stimmen? Viel zu tun hätte er, das wär's! »Na ja«, hatte sie spitz zurückgegeben, »ich habe mir schon etwas in dieser Art gedacht.« »Wie? Was gedacht? In welcher Art?« Und ohne eine Antwort abzuwarten, hatte er sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen.

Eine so nicht erwartete innere Schönheit zeigt Aileen auf einmal. Warum hat er die bisher nicht bemerkt? Ist er so gefühlsblind? Autisten sollen solche Probleme haben. Angeblich unheilbar. Thomas greift zum Hörer – doch nein, jetzt nicht, es ist sinnlos, nicht vor heute Abend. Und bis dahin wird er sich noch etwas einfallen lassen.

Mit einem Blick in seinen Kalender sieht er, da ist der Termin mit Westphal, dem Theologen. Heute am frühen Nachmittag. Zur Vorbereitung nimmt er sich einige Schriften zur systematischen Theologie vor, blättert bald dort, bald da herum und stößt auf eine Stelle, in der es heißt, die mythischen Sprachformen und die Bilder der

Bibel müssten *interpretiert* werden, anstatt sie zu *historisieren*. Der Autor, ein Theologe, meint damit, Gott sei nicht als historische Gestalt der Bibel zu verstehen, und dass zum Beispiel der Schöpfungsbericht, die jungfräuliche Empfängnis oder Jesu Auferstehung nicht als natur- und kulturgeschichtlich prüfbare Geschehnisse zu halten wären. Ihre Dogmatisierung brächte die Kirche in ein heilloses Dilemma, denn auf Dauer könne sie den Argumenten der Wissenschaft nicht ausweichen.

Plötzlich ist Thomas, als ob sein Magen bellt – gänzlich ohne Frühstück! Das Fach mit den Süßigkeiten fällt ihm ein. Nichts, nur noch leeres Bonbonpapier.

Die Menschen gerieten in einen Konflikt, heißt es im Text weiter, wie er sich zwangsläufig aus dem stetig zunehmenden Wissen und, zum anderen, aus der Konservativität des Glaubens entwickle. Kirchenaustritte wären die Konsequenz, weil es der Glaube wäre, der da leide.

Darf sich denn ein Kirchenmann derartige denkerische Kühnheiten leisten? Was werden die oberen Etagen des Kirchengebäudes dazu sagen, sein Bischof?

Unterdessen hat sich der Hunger aus der unteren Bewusstseinslage in die oberste durchgenagt und wetteifert dort mit dem Lesestoff. Und dem Gedanken an Aileen. Aileen! Ein kapitaler Blumenstrauß wird sie überzeugen. Wie weichherzig sie plötzlich gewesen ist. Angst hatte sie gehabt, Angst vor meiner Verständnislosigkeit. Und Unentschlossenheit. Und Blödsinn. Ganz einfach, wenn *ich* mich nicht zu einem Heiratsantrag herbeilassen will, dann tut *sie* es eben. Ich mit meinem infantilen Virilitätsgehabe, von wegen *ich* bin der Mann, und *ich* muss es sein, der ganz vorn auf der Bühne agiert. Maßlos enttäuscht war sie, gekränkt, und lauter Widerborsten zeigt sie nun. Wenn ich immer noch nicht kapiere, wird sie mich wegwerfen wie eine ausgelöffelte Kiwi.

Was ich zu tun habe, ist absolut simpel: Ihr klar und deutlich sagen, dass ich sie liebe, inständig liebe, und bereit bin, das auf dem Standesamt in gebotener Form zu bekunden. Was bloß wird mit diesem Mann, ihrem verstorbenen Ehemann, gewesen sein? Hat sie ihn geliebt, mehr als mich? Woran er gestorben sein mag? Und Kinder hatten sie keine, warum eigentlich nicht? Alles Schicksal. Auch ich habe mein Schicksal. Wir beide sind füreinander Schicksal. Aileen für mich, ich für sie.

Gedankenverloren blättert Thomas ein paar Seiten weiter. »Was herauskommt«, droht der Autor, »ist eine Kirche ohne Volk! Andererseits brauchen die Menschen den Glauben heute mehr denn je, weil mit den kolossalen Veränderungen in unserer Gegenwart all das nicht mehr gilt, was vordem noch als Urgrund von Überzeugungen dienen konnte. Die Werte geraten in Gefahr, und wer schon, wenn nicht die Religion und deren Institutionen soll sich dafür glaubhaft einsetzen können? In der Welt des Abendlandes sind das nun mal vor allen anderen die christliche Religion und die Kirche.«

Zwar ist Thomas von diesem Text gebannt, doch muss er nun unaufhaltsam, wenn auch nur im Nebenher, an Essbares denken. Wie einem Eichhörnchen geht es ihm, als er herumzuforschen beginnt, wo er denn früher mal etwas versteckt haben könnte. Selbst im letzten Fach seines Schreibtischs: nichts, nichts Essbares. Wenn schon nichts für den physischen Magen, dann eben weiter für den geistigen:

Mit einem riesigen Wortaufwand, räsoniert der Autor, würde von der Theologie versucht, an alten Bastionen festzuhalten, die doch längst schon ins Schwimmen geraten wären. In einer Sachargumentation mit den Naturwissenschaften seien sie selbstverständlich die Verlierer. Die Bilder, deren sich die Bibel bediene, stammten aus einer Welt, die nicht mehr die unsrige sei. Wie, frage man sich heute, sollte Gott den »Big Bang« organisiert haben? Wie sollte er von einem zum anderen Ende des Universums, seiner Heimstatt, gelangen, so doch das Licht dafür per Maximalgeschwindigkeit Milliarden Jahre brauche. Und über Über-Über-Lichtgeschwindigkeit ließe sich mit keinem ernst zu nehmenden Physiker diskutieren. Aber um Dialogfähigkeit ginge es, genau darum.

Umstürzlerisch ist das. Ob dieser Mann, Theologe zwar, überhaupt noch Mitglied der Kirche ist? Sein darf? Wieder drängt sich Aileen in Thomas' Bewusstsein. Schließlich muss er an seine Eltern denken. So stolz Mutter auch immer auf seine Karriere war, meinte sie doch, zum Leben gehöre mehr als der Beruf.

»Wie soll Gott die Pflanzen und die Tiere an wenigen Tagen erschaffen haben«, liest Thomas weiter und nickt dazu, als ob er in diesem Moment dem Verfasser gegenüber säße, »wenn dafür nachweislich Millionen und gar Milliarden Jahre erforderlich waren? Man möge sich vorstellen, in welche Konflikte unsere Kinder geraten, wenn in der Schule die Sicht der Wissenschaft plausibel vermittelt

würde und ihnen hernach im Religionsunterricht etwas diametral Entgegengesetztes.«

Ganz genau!, murmelt Thomas vor sich hin.

»Nein«, geht es weiter im Text, »die Kirche von heute muss ein ganz anderes Selbstverständnis aufbringen, wenn sie in unserer zunehmend säkularisierten Welt eine Zukunft haben will. Noch haben wir unsere Kirche nicht ruiniert, noch hat sie ihre Chance. Und diese muss sie unbedingt nutzen. Nicht so sehr um ihrer selbst willen, nein, weit eher, weil die Menschen die Kirche brauchen.«

Thomas fragt sich, was Clemens hierzu wohl sagen würde, und was Westphal.

Ein wichtiger Schritt wäre, so das Resümee des Artikels, den Glauben von den alten Mythen zu befreien und dafür neue, an unser heutiges Weltbild angepasste zuzulassen. Der Mensch brauche die Religion auch in aller Zukunft. Durch sie geläutert, und nur so, gelangten wir zu dem letzten und damit auch befriedenden Verständnis der Welt. Und von uns selbst!

Die Hungerattacke hat sich in Nichts aufgelöst. Auch der Gedanke an Aileen peinigt Thomas kaum noch. Stattdessen gibt er sich nun seinen eigenen Gedanken hin und wird dabei zunehmend müde. Das Telefon schreckt ihn auf:

Frau Leichsenring. Es wäre alles in Ordnung, der Herr Professor brauche nur zu kommen. Sie hätte die Schlüssel für das neue Schloss. Eine großartige Frau, diese Leichsenring. Wieder muss sich Thomas Geld borgen, dieses Mal von Frau Gänsecke, und davon kauft er einen prachtvollen Blumenstrauß. Als er damit vor Frau Leichsenrings Tür steht, ruft sie laut: »Oh!« und »Nein!«, klatscht vor Freude in ihre Hände und umarmt ihn gerührt mit einem »Das-wäre-doch-nicht-nötig-gewesen«.

Thomas strahlt. Eine gute Tat ist wie eine Glücksspille.

Die Theologische Fakultät ist im Hauptgebäude untergebracht, dem Gralstempel der Universität. Etwa Ende neunzehntes Jahrhundert, schätzt Thomas, neoklassizistischer Stil, streng symmetrisch angelegt. Säulen und Pilaster zieren die Fassade, überbordende Dreieckgiebel die Fenster und Portale, Säulen- und figurengeschmückt die Eingangshalle. Die betritt er, geht an einer verwaisten Pförtnerloge vorbei und steigt die pompöse Treppe hinauf zum ersten Stockwerk. Auch hier zeigt sich die Ära Kaisers Wilhelms von ihrer Prachtseite. Der Flur fünf Meter hoch, eher höher noch, die dunklen hölzernen Fassungen der riesigen Türen gekrönt von Giebeln, die bis an die gewölbte Flurdecke heranreichen. Dreieckig sind sie wie die der Fassade. Nach links geht es zu den geweihten Orten – dem Rektorat und dem Großen Senatssaal.

Thomas verharret für einen Moment, ohnehin ist er zu früh da. Hier war er schon einmal, damals, um sich dem Rektor vorzustellen. Mit welcher frommer Geste er seinerzeit empfangen worden war, er, »der neue Kollege aus den neuen Bundesländern«. Als »Quoten-Ossi« der Universität hatte er sich zu begreifen, denn als solcher wurde überall herumgereicht. In der Universitätszeitung erschien ein Artikel über ihn: Wie nun, dank der neuen Zeit, auch Kollegen aus dem Osten Deutschlands ... Und so weiter. *Quoten-Frauen* müssen Ähnliches ertragen. Noch heute gibt es nur wenige aus der ehemaligen DDR, die hier Karriere machen dürfen. Ob nicht ein politisches Kalkül dahintersteckte, ihn auf Platz Drei und dann auf Platz Eins zu hieven? Oft schon hat er sich das gefragt.

Wie eine Art Feigenblatt kam er sich vor, das für die Kaderschwemme erhalten musste, die nach der Wende aus dem Westen in den Osten hinüberschwappte. Eine Flut von Bewerbern hatte die Universitäten des Wilden Ostens überspült und dabei die meisten der damaligen Lehrstuhlinhaber von der Bildfläche gewischt. Manche mochten die Entsorgung verdient haben, solche von bornierter Staatstreue, die da ständig mit der Ideologiekeule herumgefuchelt hatten, um die anderen gefügig zu halten. Aber der Wende-Hobel war grob, und viele erwischte es. Auch solche, die –

wenn schon nicht politisch keimfrei – so doch moralisch integer geblieben waren. So manchen Nötigungen und Lockungen hatten sie standgehalten und mussten dennoch ihren Sessel abgeben. An Leute, denen das Leben nie ein Zeugnis ihrer politisch-moralischen Integrität abverlangt hatte. Die Gnade der westlichen Geburt eben.

Thomas lässt seinen Blick über die Galerie von Ölgemälden schweifen, die die Wand des Treppenhauses ziert. Da hängen sie nun, die Rektoren von gestern. Akademische Fürsten einst, sich gegenseitig an Würde übertreffend. Verloren ihre Macht, dahin der Sinn ihres Strebens und der ihrer akademischen Ranküne. Die Zeitläufte machen unnach-sichtig alles platt. Es klingt noch in seinem Ohr – Anfang der neunziger Jahre war es, in Leipzig –, wie einer der akademischen Glücksritter aus dem Westen, eine fachlich taube Nuss, gegenüber einem vom gleichen Geblüt frohlockte, dass sein Institut nun vollständig »Ossi-frei« sei. Jahre später war das Institut dann auch frei von ihm – irgendwelche krummen Dinge mit öffentlichen Mitteln.

»Klack-klack-klack« stakst eine junge Frau, einen Aktenordner unterm Arm, auf Thomas zu. Er wendet sich nach rechts, stößt eine zerschrammte Schwingtür auf und ist im Flügel der, wie ein großes Schild über der Tür verkündet, *Fakultät für Evangelische Theologie*. Die Architektur ist zwar dieselbe wie im Mittelteil des Gebäudes, der Zustand aber schäbig. Studienbetrieb herrscht hier. Eine Duftmischung aus Bohnerwachs und Turnhalle zieht in seine Nase, ein Geruch, den er noch von seiner Schule her kennt. In einer Fensternische stehen ein paar Studenten. Künftige Theologen vermutlich. Sie unterscheiden sich mitnichten von denen, wie er sie von seiner eigenen Fakultät her kennt: Jeans, T-Shirt, an den Füßen Laufschuhklumpen.

Eine der Studentinnen allerdings ist auffallend adrett gekleidet – schwarzer Rock, weiße Bluse, schwarze Pumps. Ihr Gesicht ist weiß wie die Wand, an der sie steht. Vermutlich eine Examenskandidatin. Zwei ihrer Kommilitonen sprechen auf sie ein, die übrigen lehnen gelangweilt herum. Ein anderer, sich mit der Schulter an einem Pilaster abstützend, hält ein Buch in der Hand und liest murmelnd vor sich hin. Die Wände sind bis in Brusthöhe durch einen grünlich grauen Ölsockel geschützt. Mehrfach übermalt ist er und lässt dort, wo die Farbschichten abblättern, frühere Anstrichgenerationen erkennen. Zettel kleben an den Türen, und hier und da Reste von Klebestreifen.

An einer Türklinke hängt ein Schild und droht: »Prüfung in Liturgie und aktueller glaubenspraktischer Reflexion«. Im noblen Holz der Tür stecken einzelne funktionslos gewordene Reißzwecken.

Ein paar Schritte weiter ein sich über mehrere Meter erstreckendes Schwarzes Brett mit Vorlesungsankündigungen, Wohnungsangeboten und einem Aufruf *Studie zu Judentum und Christentum – wer macht mit?* Unmittelbar daneben Werbung für neue Bücher und ein Hinweis auf die Terminverlegung des Ökumenischen Semestereröffnungs-Gottesdienstes. Darunter die Annonce einer Studentin, sie habe einen fast neuen Drucker zu verkaufen – *spottbillig!*

Im Seitenflur dann findet Thomas die Tür, die er sucht: *Prof. Dr. Manfred Westphal, Lehrstuhl für Kirchengeschichte*. Die Sekretärin, eine ältere, sympathisch lächelnde Dame, bittet freundlich um einen Moment Geduld, klopft kurz an die Tür des Nachbarraumes, schaut hinein und bedeutet ihm dann mit einer netten Geste einzutreten.

Der Geruch nach Pfeifenrauch war im Sekretariat bereits deutlich, jetzt aber schlägt er Thomas mit voller Wucht entgegen. Westphal kommt auf ihn zu und bittet mit einer einladenden Handbewegung, Platz zu nehmen. Frau Möller, die Sekretärin, hätte schon den Kaffee bereit, gleich könnten sie loslegen. Entschuldigend weist er auf seine Tabakspfeife, ob er, der Herr Kollege Wisweh ... Der winkt freundlich ab, er wisse ja bereits von der Eigenheit durch den Stammtisch. Außerdem klaffe das Fenster weit genug, um für frische Luft zu sorgen. Gleich nachdem Thomas in einem der wuchtigen Sessel Platz genommen hat, klopft es an die noch halboffen stehende Tür, und Frau Möller serviert den Kaffee, wünscht, er möge ihnen gut bekommen, schlüpft hinaus und schließt leise die Tür hinter sich.

»Nun, Herr Wisweh, Sie sind das erste Mal an unserer Fakultät?«, fragt Westphal im konziliannten Ton. »Sie werden doch nicht etwa angenommen haben, wir hocken hier auf Kirchengestühl?«

»Das gewiss nicht, aber auffallend schön haben Sie es«, meint Thomas und verweist auf das Mobiliar, klassische schwere Eichenmöbel, lederne Sitzgarnitur.

Das seien Erbstücke, wehrt Westphal ab. Zu Hause hätte er dafür nicht genügend Platz, und sie gefielen ihm halt. Prunkvolle alte Lederbände schmücken den großen Bücherschrank, dazwischen Bücher aus der heutigen Zeit, Ordner, Mappen und Stöße

beschriebenen Papiers. Noch mehr Bücher stapeln sich zusammen mit Reihen gebundener Zeitschriften an der anderen Wandseite. Das Regal dort wirkt ausgesprochen technisch und passt überhaupt nicht zum sonstigen Mobiliar.

»*Neurotheologie*, was für ein Reizwort, Herr Wisweh!«, startet Westphal dann unvermittelt. »Wie ich Ihnen schon am Telefon sagte, piekte dieser eigenartige Terminus anfangs wie ein Stachel in unserem Fleisch. Und viele Leute entzündeten sich daran. Empörung, Zynismen, aber auch Unsicherheit hat er mit sich gebracht. Manche fragten sich, was sich diese Biologen und Mediziner da erdreisten, in unsere Suppe zu spucken. In einer Wochenzeitschrift las ich: *Neurotheologie – Gott eine Hirngeburt! Von einem Gottesmodul im Gehirn war die Rede. Höchst befremdlich das Ganze, fürwahr ungeheuerlich!*«

Thomas bedankt sich zunächst, dass Westphal ihm Gelegenheit geben will, ein paar Fragen loszuwerden und legt dann los, um zu erläutern, was er zur Neurotheologie bisher so in Erfahrung gebracht hat. Doch der andere winkt bald ab, von wegen, das alles sei ihm einigermaßen bekannt. Mit der Sache habe er sich auseinandergesetzt und wäre in diesem Bemühen auch nicht alleingeblichen. Mit Frau Behrens zum Beispiel habe er kürzlich darüber diskutiert, der Inhaberin des Lehrstuhls für Systematische Theologie, seiner Wand-zu-Wand-Nachbarin. Mit dem Daumen zeigt Westphal über die Schulter nach hinten. Vor wenigen Wochen erst sei sie auf den Lehrstuhl berufen worden. Sie wolle sich noch zu ihnen gesellen, habe im Moment aber Prüfung. Ja, selbst in manchen Gemeinden denke man über »Gott im Hirn« nach. Indes, er hätte seine Schlussfolgerungen gezogen.

»Nämlich welche?«, will Thomas wissen.

»Nun, allein die Tatsache, dass die Erfahrung Gottes unser Gehirn beschäftigt, finde ich trivial. Alles, was in unserem Denken ist, ist auch in unserem Gehirn, gern will ich das den Hirnforschern abnehmen. Wir denken doch wohl nicht mit der Kniescheibe! Andererseits, dass Gott oder die Vorstellung von ihm hier oben«, mit dem Zeigefinger klopft sich Westphal an die Schläfe, »zu finden ist, sagt nichts – ich betone: nichts, gar nichts! Daraus abzuleiten, dass Gott nur ein Hirngespinnst sei, ist völlig unbegründet. Zum Beispiel, wenn Sie, Herr Wisweh, wie jetzt eben auf meine Bücher schauen, werden diese in Ihrem Gehirn repräsentiert sein, natürlich. Würde Ihr Gehirn im selben Moment von

den Neurowissenschaftlern analysiert werden, mit diesen ..., nun, mit diesen großartigen Apparaten, kämen auch nur solche bunten Bilder heraus, wie sie heutzutage zuhauf in allen möglichen Zeitschriften zu finden sind. Der Kollege Sobetzki hat sie Ihnen erläutert, am Telefon erzählten Sie ja davon.«

Westphal zieht ein paar Mal an seiner Pfeife und scheint mit deren Glut nicht recht zufrieden zu sein. Als sich endlich wieder bläulich graue Qualmwolken zeigen, setzt er mit wohligen Strahlen fort:

»Das heißt aber noch lange nicht, dass meine Bücher nur ein Hirngespinnst sind. Auch in *meinem* Gehirn werden sie repräsentiert sein, bitteschön. Das heißt aber doch nicht, dass die Bücher in unseren Gehirnen *s i n d*! Und wenn wir andere Menschen herbeiholten, dann leuchteten in deren Gehirn ebenfalls diese ..., diese Lämpchen.«

»Nun, immerhin ...«

»Gemach, Herr Wisweh! Ich gebe gern zu: Faszinierend ist so etwas schon, ein Blick in die Leibhaftigkeit unseres Geistes. Stutzig müssten wir werden, nicht wahr, wenn nur ein einziger hier Bücher sähe und nur bei ihm, ja nur bei ihm derartige Hirnaktivitäten zu beobachten wären, bei allen anderen aber nicht. Dann arbeitete sein Gehirn anders, und wahrscheinlich, so wäre zu schlussfolgern, spinnt der Betreffende. Gott aber zeigt sich im Gehirn vieler, das hatten Sie ja selbst gesagt.«

Thomas muss lächeln. Einleuchtend irgendwie, aber nicht sauber in der Argumentation. Ein bisschen Taschenspieler ist er, der hochgescheite Herr Kollege. – Plötzlich weiß er, an wen ihn Westphal erinnert: an Churchill. Nur dass dieser hier, während er auf seinem geistigen Thron sitzt, nicht an einer Zigarre zieht, sondern an einer Pfeife. Ein wenig jünger mag er sein als der Sir Winston Churchill, wie er ihn von Fotos her kennt. Buschig ragen Westphals Augenbrauen hervor, an das Altersprachtkleid von Pavianen erinnernd.

»Ja, aber Herr Westphal, glauben Sie nicht, dass auch reine Fantasieprodukte ihre Ursache in Hirnaktivitäten haben können, die dann ebenfalls durch bunte Markierungen in den Hirnschnittbildern auffallen und denen ansonsten keinerlei Realitätsanspruch zukommt?«

»Wie? Wie meinen Sie das?«

»Egal ob nun der Froschkönig oder denken wir an ..., nun, zum Beispiel an irgendwelche heidnischen Gottheiten. Auch die sind in den

Köpfen von vielen Menschen beheimatet. Und genauso galt das früher einmal für die Auffassung, dass die Erde eine Scheibe sei.« Bei allem gebotenen Respekt, Thomas ist entschlossen, es dem Westphal nicht leicht zu machen.

»Recht haben Sie, Herr Kollege«, entgegnet Westphal mit der Miene eisigen Gleichmuts. »Auch das stimmt, oder, korrekter, es wird schon stimmen. Natürlich, ich bin kein Hirnforscher, wie schon sollte ich das genau wissen. Aber«, schmunzelt er, »Sie wollen mir bitte abnehmen: Ein interessierter Zeitgenosse bin ich. Und interessierte Zeitgenossen gucken eben über den Zaun.« Darauf lacht er breit und zieht eine Weile an seiner Pfeife, deren Glut gerade wieder am Erlöschen war. »Sie, Herr Wisweh, machen es ja ähnlich. Man sollte also besser sagen, mit solcherart Hirnforschung lässt sich die Existenz Gottes nicht widerlegen, noch dass sie so zu beweisen wäre.«

»Sicher. Was aber sagen Sie dazu, dass Gott oder eine wie auch immer geartete Gotteserfahrung durch ein paar Induktionsspulen, die in einem Helm über dem Kopf angeordnet sind, herbeigerufen werden können? Gott auf Bestellung gewissermaßen, auf Knopfdruck. Bei vielen Menschen wurde das Ding ausprobiert, und nicht wenige fühlten ...«

»Das schon, es werden mit diesem Verfahren aber auch, wie ich gelesen habe, Personen in Szene gesetzt, die in der Realität ganz zweifelsfrei existieren. Oder existiert haben, verstorbene Angehörige zum Beispiel.«

»Nun ja, aber noch eines, Herr Westphal: Man will herausgefunden haben, dass bei bestimmten Typen von Epileptikern spirituelle Erlebnisse häufiger vorkommen als bei normalen Menschen.«

Thomas vergewissert sich mit einem raschen Blick, ob er den Theologen mit einer solchen In-Beziehung-Setzung nicht etwa kränkt. Dieser saugt weiter an seiner Pfeife und verströmt Gemütlichkeit.

»Interessanterweise sollen manche solcher Patienten eine besondere Neigung zur religiösen Ekstase haben. Die Hirnregion, in der das anfallsartige elektrische Gewitter Visionen transzendenter Art auslöst, nennt man sinniger- oder unsinnigerweise ...«

»Gottesmodul.«

»Eben! Oder, Herr Westphal, denken Sie an ..., an Schizophrene mit religiösen Wahnvorstellungen. Verhältnismäßig häufig soll das vorkommen, viel öfter jedenfalls als die intensiven Gotteserfahrungen

bei Epileptikern. So manche wähnen, ähm, meinen, nun, äh, glauben, ein neuer Messias zu sein. Vielleicht sind sie nur zur falschen Zeit geboren?« Thomas lächelt dazu, um seinen Einfall höflich zu entwerten. »Andererseits, und das macht mich sehr nachdenklich, scheint das Gehirn eines jeden Menschen über eine gewisse Grundausstattung zu verfügen, die ihn zum spirituellen Denken befähigt und ...«

»Das ist in der Tat alles hochinteressant«, unterbricht der andere. »Ich habe von dieser Art Grundausstattung, wie Sie es schildern, auch gelesen. Übrigens wurde da von einem Hirnrindenzentrum gesprochen, das für die gefühlsmäßige Begrenzung unseres Körpers zur Außenwelt hin zuständig ist. Es soll, ...wie war das doch gleich?«

»Ja«, bestätigt Thomas, »es soll im Zustand der spirituellen Versenkung auffallend wenig aktiv sein, eben mit dem Ergebnis, dass sich dann die Grenzen zwischen der eigenen und der uns umgebenden Welt verwischen. Das Phänomen der Entgrenzung, der, der Entkörperlichung.«

»Wirklich interessant. Allerdings, dieses Eins-Sein-Wollen und -Können mit der uns umgebenden Welt, das Verschmelzen mit dem Universum, ist weit charakteristischer für den Buddhismus, wie überhaupt für jene Kulturräume, in denen die Meditation eine herausragende Rolle einnimmt. Buddhistische Mönche verharren oft Stunden und manchmal Tage, um sich in einen solch ungewöhnlichen Bewusstseinszustand zu versenken. Neunundvierzig Tage soll Buddha gebraucht haben, bis er der Erleuchtung teilhaftig wurde. Gewiss mögen Christen mitunter ähnliche Erfahrungen machen, auch, dass Gott ihnen erscheint – Theophanie nennen wir das. Um Gott nahe zu sein, ziehen wir aber das Gebet vor, die Zwiesprache mit Gott.«

»Aber doch nicht in der Art, in der wir beide jetzt in Zwiesprache sind. Könnte nicht – was meinen Sie dazu, Herr Westphal – hat nicht die Mystik auch im Christentum einen wichtigen Platz, und zwar in dem Bemühen, Gott direkt zu erschauen, ihn *erleben* zu können, ihn zu erfahren? Ich denke an die Mystiker des Mittelalters, an Blaise Pascal zum Beispiel, der dem nüchternen *Gott der Philosophen*, einer abstrakten Gottes-Idee also, den *Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs* gegenüberstellte, den lebendigen und erfahrbaren Gott?«

»Durchaus, durchaus«, lenkt Westphal mit einem anerkennenden Blick in seine Richtung ein, »nur eben, Herr Wisweh, dass die Christen

für diese Art der mystischen Erfahrung den Weg des Gebetes wählen. Zur Mystik gibt es seit langem schon viele Diskussionen. Ich selbst denke, wir müssen uns damit abfinden, dass der *Gott der Philosophen* heutzutage kaum noch Überlebens-Chancen hat. Er wird von den modernen Naturwissenschaften an die Wand gespielt. Unsere alten Gewissheiten gelten nicht mehr, und die Theologie übt sich weiter in der Kultur der Verleugnung oder, anders ausgedrückt, Unbeweisbares beweisen zu wollen. Sehen Sie das nicht auch so?«

»Na ja«, sagt Thomas und verspannt sich dabei ein wenig. *Was will der denn jetzt hören*, fragt seine innere Stimme. »Ich möchte jedenfalls nicht in der Haut eines Theologen stecken, wenn ihm ein Biologe mit knallharten Fakten aus ..., sagen wir, aus der Evolutionsforschung aufwartet, und er, den ..., zum Beispiel den Schöpfungsbericht vertreten muss.«

»So ist es. Worauf wir uns vor allem zu berufen haben, das ist der Gott des Glaubens. Die Mystik, die den Weg zu ihm weist, wurde – leider Gottes«, grient Westphal, »ja, *leider Gottes* muss ich sagen –, von der offiziellen Kirche lange Zeit vernachlässigt, und von uns Theologen allemal. Wie gern flüchten wir Theologen in philosophierende und historisierende Betrachtungen, und wie wohl fühlen wir uns im terminologischen Schwulst.« Westphal fasst seinen Kollegen scharf ins Auge, als ob er sich vergewissern will, ob Thomas nicht wenigstens aus Höflichkeit zu einer abwehrenden Geste bereit ist. »Aber wir alle brauchen die Mystik mehr denn je, um unsere Religion nicht ihrem eigentlichen Sinn zu entfremden. Und das ist der Punkt, an dem uns die sogenannte Neurotheologie entgegenkommt.«

»Wie meinen Sie das?«, fragt Thomas verblüfft.

Westphal hat sich nebenher eine andere Pfeife aus seiner Sammlung ausgesucht und stopft sie sorgfältig mit Tabak, den er einer abgegriffenen runden Blechbüchse entnimmt.

»Der nackte Verstand reicht nicht aus, um Gott zu erfahren. Ebenso wenig, wie wir allein mit dem Verstand begreifen können, was eine Farbe ist, Rot zum Beispiel. Meinen Studenten erkläre ich das so: Mit Ihrem physikalischen Wissen um Farben können Sie sich sagen, Rot entspricht einem Wellenlängenbereich des Lichtes von ... – na, soundso viel Nanometern. Dazu noch mögen Sie über das Licht alles wissen, was es darüber heute und künftig zu wissen gibt: die Natur der elektromagnetischen Strahlung also, Photonen, Welle-Teilchen-

Dualismus, Beugung, Brechung, – schlicht: alles. Und dann fahre ich fort: Wenn Sie aber farbenblind sind«, Westphal richtet sich nun in seinem Sessel kerzengerade auf und gestikuliert mit der Hand, die seine Pfeife hält, das Mundstück auf Thomas zeigend, »wenn Ihnen also, sage ich den Studenten, wenn Ihnen also die für die Farbwahrnehmung zuständigen Strukturen im Gehirn fehlen. Oder im Auge meinethalben. Dann jedenfalls können Sie nie erfahren, *wie* ein Farbtüchtiger den betreffenden Wellenlängenbereich wahrnimmt. Letztlich, *was* 'Rot' eigentlich ist.« Pointierend schwenkt er bei einzelnen, ihm besonders wichtigen Worten die Tabakspfeife im Takt der Silben. »So auch ist Gott nicht einfach '*wissbar*', nein, er muss – zumindest eben auch – *erfahren* werden, er muss *erlebt* werden. Und dafür – meinen die Neurotheologen, und genauso denken offenkundig Sie, Herr Kollege – und dafür, nicht wahr, und dafür haben wir Menschen die entsprechenden Hirnstrukturen. Ich sage: Gott hat sie uns geschenkt, damit wir ihn – zumindest ein Stück von ihm – überhaupt erfahren können, erleben können!«

Mit triumphierendem Blick in Richtung Thomas saugt Westphal ein paar Mal kräftig an seiner Pfeife, räuspert sich und sagt, nachdem sie wieder reichlich Dampf gibt, in einem fast beiläufigen Ton:

»Wie geringwertig im Grunde das Wissbare ist, begreifen wir oft erst im Falle von Schicksalsschlägen: Menschen, die am Sarg eines Angehörigen stehen und *wissen*, dass sie ihn nie wieder sehen werden; ein Vater, der am Steuer seines Autos für den Bruchteil einer Sekunde unaufmerksam war und nun hilflos mit ansehen muss, wie seine Kinder im eigenen Blut ersticken. Er *weiß*, dass ihn die volle Schuld trifft, er *weiß* es ein Leben lang. Denken Sie an einen Menschen, bei dem eine todbringende Krankheit diagnostiziert wurde – wie schlimm ihn sein Wissen trifft. Oder an eine Frau, die miterlebt, wie Geist und Seele ihres geliebten Mannes von der Alzheimerschen Krankheit zermürbt werden, wie diese schreckliche Krankheit seinen Charakter verändert, seine Gefühle verflacht, ihm die Liebe zu ihr stiehlt, ihn entwürdigt. Und sie *weiß*, dass es keine Aussicht auf Besserung ergibt. Oder denken wir an eine junge Familie, die durch Arbeitslosigkeit aus Lohn und Brot kommt und nun von der Schuldenlast erdrückt wird. Sie *weiß*, dass es anderen zur selben Zeit fantastisch gut geht, sie selbst aber keinerlei Perspektive hat. Und, Herr Wisweh, wie muss es um einen Atheisten stehen, einen nicht glaubensfähigen Menschen, der

sich sein bisheriges Leben lang um Wissen bemüht hat und von dessen letztlich Sinnlosigkeit *weiß*, spätestens auf dem Sterbebett.«

Eine Warnung glaubt Thomas herauszuhören.

Westphal lächelt dazu mild und malt mit kaum verhohlenen Vergnügen den Gedanken weiter aus: »Er hat vom Baum der Erkenntnis besonders viel genascht und, jenseits von Eden nun, *weiß* er, dass er trotz aller Bewältigungsversuche bald in die absolute Bedeutungslosigkeit zurückfällt, ins Nichts. Denn dem eigenen Tod kann er nicht entrinnen, und seine Frau nicht und seine Kinder nicht dem ihren. *Wissen* ist das, ein Wissen um die Sinnlosigkeit, Wissen ohne Weisheit. Trostlos ist das nackte Wissen, kalt, frieren lässt es uns. Nun, Herr Wisweh, bei einem Namen wie dem Ihrigen«, sagt Westphal schmunzelnd, »liegt es nahe, auch über das Schmerzhaftes des Wissen zu reflektieren.«

Wiss-Weh! – Thomas sieht sein Gegenüber betroffen an und fragt sich, warum er nicht selbst schon auf diese Namensbotschaft gestoßen ist. Westphal aber wendet sich wieder seiner Pfeife zu, entleert sie in einen großen Aschenbecher, stopft sie mit Hingabe erneut und zündet sie mit einem langen Streichholz an. Frischer Pfeifenrauch riecht gut, findet Thomas. Frühmorgens aber, wenn der kalte Mief die Nacht über aus den Möbeln gekrochen ist, muss es hier entsetzlich stinken.

»Sie mögen da in einem bedenkenswerten Sinne Recht haben, Herr Westphal«, sagt er grüblerisch und befangen zugleich, und nimmt einen Schluck aus seiner Kaffeetasse. Ein dicker Sud ist es, den er da trinkt, kalt mittlerweile, aber teuflisch stark. Teuflisch starker Kaffee in einer theologischen Denkstube, einem Vortempel zu Gott! Während der Theologe in weiterer Ausmalung begriffen ist, um deutlich zu machen, wie wertarm das Wissen an sich ist, hängt Thomas seinen eigenen Gedanken nach. Auch auf Aileen passt das, was sein Gegenüber zum Unterschied von Wissen und Erfahrung sagt. Nicht nur, dass ich um Aileen *weiß*, nein, ich habe sie *erfahren*. Sie *lebt* dadurch in mir, vielleicht in diesen Hirnstrukturen, die für die Spiritualität zuständig sind. Und womöglich sind es genau dieselben, die auch für die Liebe zuständig sind, für die selig machende Liebe. Beim Gedanken an Aileen spürt er wieder das drückende Gefühl in Brust und Bauch.

Unterdessen argumentiert Westphal mit immer neuen Beispielen. Thomas, noch immer die Tasse in der Hand, saugt mit rüsselartig

geformten Lippen einen weiteren Schluck von dieser kalten Bitternis an und kommt dann auf den Disput mit dem Zoologen Clemens zu sprechen. Wie dieser da meinte, dass die Befähigung des Gehirns zur Mystik bei der Menschwerdung von Selektionsvorteil gewesen sei: Gruppenbindung, innerer Zusammenhalt und so weiter. Und dass Spiritualität mithin Evolutionsergebnis wäre. Selbst Atheisten hätten auf Grund dieser biologisch evolvierten Besonderheit, wenn auch von ihnen kaum jemals eingestanden, doch wenigstens eine Neigung zum Übersinnlichen, zum Aberglauben.

»Ja, ich kenne ihn, den Siegfried Clemens«, fällt Westphal ihm ins Wort, »alles mit Aplomb, aber ein kluger Kopf, begeisternd und durchaus ernst zu nehmen. Seine Vorlesung zur Evolutionsbiologie zieht auch Hörer aus anderen Fakultäten an, aus der unsrigen zum Beispiel.«

Auf Thomas' fragenden Blick hin ergänzt er:

»Warum auch nicht? Wir ermutigen unsere Studenten sogar, diese Vorlesung zu besuchen, ebenso Vorlesungen in Theoretischer Physik und Astronomie. Philosophie gehört sowieso zum Fächerkanon unserer Ausbildung. Darüber diskutieren wir später in unseren Seminaren. Die jungen Leute sollen sich mit den Argumenten der Anderen rechtzeitig vertraut machen, selbstverständlich! Und zu Clemens zurück: Mit dem Gedanken, dass sich die Fähigkeit zur Spiritualität in der Architektur unseres Gehirns verfestigt hat, dass wir möglicherweise sogar mit einer entsprechenden Hirnstruktur geboren werden, kann ich mich sehr wohl anfreunden.« Mit einem gewissen Unterton sagt er das.

»Das erstaunt mich, Herr Westphal. Ich hätte nie gedacht...«

»Wie gesagt: Gott mag sie uns geschenkt haben, diese Hirnstruktur. Mystizismus, Herr Wisweh, gehört nun mal zum Menschen. Genauso wie auch sein kluger Kopf, seine Beine, seine Haar-Armut und seine platten Füße menschentypisch sind. Wir finden Mystik in allen Kulturen, auch bei den noch ganz naturnahen. Das verlangt regelrecht, an die Konstitutivität dieser Eigenschaft zu denken. Sie ist ein, nun, ein, ein Grundpfeiler unserer Seele. Der Mensch scheint mir durch seine – wenn Sie so wollen, *natürliche*, ich aber sage, *von Gott gegebene* – durch seine von Gott *geschenkte* – Ausstattung auf die Transzendenz vorbereitet.«

»Ja, warum auch nicht?!« Thomas fährt sich aufgeregt durchs Haar. »Eine amerikanische Gruppe von Neurotheologen hat vor Jahren ein bemerkenswertes Buch geschrieben – Andrew Newberg ist der Erstautor – mit dem beziehungsreichen Titel *Why God Won't Go Away*. Die Autoren kommen darin tatsächlich zu dem Schluss, dass Spiritualität zu unserer Natur gehört, mystisch zu empfinden und so weiter, und dass daher der wie auch immer geartete Gott in uns nicht aussterben wird.«

»Von wegen dieser Nietzsche mit seinem *Gott ist tot*, nicht wahr, Herr Wisweh? In der Tat, ganz gleich, wohin wir schauen, die Religion bleibt, trotz aller Aufklärung, trotz aller Wissenschaft. Totgesagte ..., na Sie wissen schon. Eine interessante Erklärung, die Sie da anführen. Ich habe das Buch übrigens auch gelesen. Überzeugend geschrieben, wenngleich ich nicht in jeder Hinsicht folgen mag.«

Es klopft und eine Dame kommt herein, etwa im Alter von Thomas, dunkelhaarig, schlank, schwarzes Kostüm, die Brille an einem goldenen Kettchen. Sehr akademisch wirkend. Die beiden Männer stehen auf, und Westphal stellt vor: »Frau Behrens, Lehrstuhl für Systematische Theologie, und hier, liebe Frau Kollegin, Herr Wisweh, Historiker ist er. Ich hatte Ihnen ja schon vom Anliegen des Kollegen erzählt.«

Nach dem Händeschütteln und einigen weiteren Förmlichkeiten nimmt Frau Behrens Platz, und die beiden Herren tun es ihr nach.

»Weit lieber hätte ich Sie zu mir eingeladen«, schmunzelt sie in Thomas' Richtung. »Das Gerächertwerden würden wir uns damit ersparen. Bei Herrn Westphal allerdings ist es dafür sowieso zu spät. Ich könnte mir gut vorstellen, dass Kannibalen sein Fleisch – gehe ich da zu weit, Herr Westphal?« lacht sie, »dass diese Gotteskinder ihr Fleisch sogar ganz besonders schätzten, wegen des Pökelgeschmacks.«

»Also meine liebe Frau Behrens«, entrüstet sich Westphal mit gespielter Ernst, »ich muss mich jetzt sehr beherrschen. Ich glaubte, wir tun uns einen Gefallen, wenn wir Sie, die Zierde unseres Hauses, zu uns bitten, stattdessen nun diese Garstigkeit!«

Ist sie *schön* zu nennen, wirklich *schön*, fragt sich Thomas. Zumindest hat sie etwas sehr Anziehendes.

»Zu entschuldigen habe ich mich wegen der Verspätung«, gibt die Behrens zurück, »aber Sie wissen ja beide, Prüfungen kann man nicht auf die Minute begrenzen. – Ja«, wendet sie sich wieder an Thomas, »wie ich also höre, interessieren Sie sich für Neurotheologie?«

Dieser fühlt sich aufgerufen, zunächst erst einmal erklären zu müssen, wieso er, ausgerechnet ein Historiker, überhaupt auf dieses Gebiet gestoßen ist. Religiosität als eine wichtige Triebfeder menschlichen Verhaltens hätte oft genug Geschichte gemacht. In diesem Zusammenhang interessiere ihn speziell der religiöse Fanatismus, und natürlich sei auch an den religiös motivierten Terrorismus unserer Tage zu denken. Durch Zufall nun wäre er auf einen Zeitungsartikel zur »Neurotheologie« gestoßen. Die naturwissenschaftlich-medizinischen Aspekte hätten ihn seitdem nicht mehr losgelassen. So wäre es ihm eben außerordentlich wichtig zu hören, was die Theologen davon hielten, von dieser Nachbarschaftshilfe seitens der *harten* Labordisziplinen, – oder sollte er treffender *Einmischung* sagen? *Konkurrenz*?

»Nun, Frau Kollegin Behrens?«, schmunzelt Westphal, »bitte sagen Sie uns, was *Sie* dazu meinen.«

Die wirft ihren Kopf zurück und wendet sich dann Thomas zu:

»Ich selbst finde den Erklärungsansatz der Neurotheologen interessant – Gott nicht draußen, irgendwo auf einer Wolke oder im Weltenraum, nein, Gott in uns, in unserem Gehirn, das von ihm vielleicht eigens dazu eingerichtet wurde, um ihn – auf mystische Weise – erfahren zu können.«

Mhm, wahrscheinlich vorher mit Westphal abgesprochen, registriert Thomas.

»Wobei dies Gottes objektive Existenz – außerhalb von uns, von unserem Gehirn also – nicht nur nicht ausschließt, sondern sogar voraussetzt«, ergänzt Westphal.

»Logischerweise«, konzediert Frau Behrens. »Wir beide – nicht wahr, Herr Westphal? – sind ja der Überzeugung, dass Religion, ganz gleich welche, letztlich immer auf mystischer Erfahrung fußt, auf den göttlichen Anruf, das Erleben der Fassbarkeit des an sich – rational also – Unfasslichen.«

»Darüber hatten wir vorhin schon gesprochen«, wirft Thomas eifrig dazwischen. Unwiderstehlich verlangt es ihn, Frau Behrens gegenüber den smarten Kollegen zu spielen. »Das ist dann auch der

Punkt, wo die Logik, wie ich meine, nichts mehr fruchtet. Ein amerikanischer Evolutionsbiologe soll einmal gesagt haben, Logik gleiche in solchen Diskussionen einem Stahl ummantelten Geschoss, mit dem man auf Nebel schießt.«

Womöglich ging dieser Schuss ein bisschen daneben, stellt Thomas erschrocken fest. Westphal zieht schmunzelnd an seiner Pfeife, und Frau Behrens stößt einen unterkühlten Lacher aus, leichtes Missvergnügen im Mundwinkel.

»Jedenfalls«, schließt sie an ihren vorherigen Gedanken an, »in der höchsten Stufe der Gotteserfahrung – sagen wir: während der Versenkung, während Gott sich in einer ganz einzigartigen luminösen Klarheit offenbart – in dieser Phase, nicht wahr, wird derjenige, der Gott gesucht und schließlich im Moment seiner Verzückung auch gefunden hat, in dieser Phase wird er sich in ihm auflösen. Er wird sich während des Verschmelzungsrausches in ihm verlieren. Und dann benötigt er die kalte Logik der Wissenschaft gar nicht.«

Unter dramatischem Augenaufschlag saugt sie die Luft ein. Ziemlich affektiert, die Frau Professor Behrens. Trotzdem, etwas Fesselndes hat sie. Durchaus nicht nur ist es die Souveränität ihres Auftretens. Sind es ihre Augen? Groß sind sie, dunkel und beunruhigend ausdrucksstark.

»Aber«, fährt sie mit großartiger Geste fort, »was ich nun eigentlich sagen wollte, Herr Wisweh: Der Gott, wie ihn uns die Bibel als quasi-historische Figur schildert, mit all seinen menschlichen und manchmal allzu menschlichen Eigenschaften, ist in der tiefen Versenkung weniger und weniger personal, sondern wird zum impersonalen, zum spirituellen Erleben. Und der Gläubige sagt im Höhepunkt seiner Erfahrung nicht mehr 'Ich bin DEIN', sondern 'Ich bin DU'. Auf diese Weise verschwimmen die Grenzen von Subjektivität und Objektivität der göttlichen Existenz, und wir haben die Unio mystica.«

Thomas selbst gibt sich nachdenklich. Beeindruckend ist sie, diese Kollegin, keine Frage. Trotz ihres manierten Gehabes.

»Auch hier«, Frau Behrens wieder, »fühle ich mich mit Herrn Westphal einig, nicht wahr Herr Kollege? Überhaupt passten wir sehr gut zusammen, wenn da nur nicht Ihre Tabakspfeife wäre.« Ziemlich kess schaut sie ihn dabei an. Ob die beiden etwas miteinander haben? Trotz des Altersunterschiedes? Jedenfalls flirteten sie ganz ungeniert.

Und schon erwidert der andere strahlend: »Liebe, verehrte Frau Kollegin, ich fühle mich geschmeichelt und gerügt.«

»Ja, ich meine«, mit einem ausgesuchten Lächeln meint sie, »dass Mystik ein Urphänomen ist, durch das uns die Gegenwart einer göttlichen Wesenheit direkt bewusst gemacht werden kann, und das bei größter Intensität und lebendigster Innerlichkeit. Nur leider handelt es sich um ein scheues Reh. Viele werden ihm nie begegnen. Ich selbst«, und nun lächelt sie halb verlegen, »hatte nur wenige Male das Glück.«

Sehr sympathisch, diese Verlegenheit. Sehr fraulich. Thomas möchte gern wissen, wie sie das vorhin mit dem 'personalen Gott' gemeint habe.

»Also, Herr Wisweh, denken Sie an Gott, wie ihn uns die Autoren des Alten Testaments überliefert haben. Er spricht mit den Menschen, er hilft und schützt, ist unzufrieden mit den Menschen, er droht und zürnt, ja, ist jähzornig und verübt, wie es scheint, dann sogar blindwütig Gräuel. Und in anderen Fällen verzeiht er.

»Und erschöpfbar ist er«, meint Thomas ergänzen zu müssen und setzt dazu ein kluges Grinsen auf. Auf der beiden fragenden Blick hin fügt er an, ein wenig unsicher: »Nun, ich denke an den siebenten Schöpfungstag, seinen Ruhetag.«

»Also auch das«, schmunzelt Frau Behrens. »Später, im Neuen Testament, lernen wir den liebenden und leidenden Gott kennen. Ihn, der sich selbst zum Sohn gemacht hat, zu Jesus Christus. Hierzulande begreift man Christus oft als eine Art von Aristokraten, einem von europäischem Zuschnitt, als einen mit gepflegtem Bart und blauen Augen. Nun, mag er sein, wie ihn ein Jeder will, ein solcher Gott ist als Person vorstellbar und lädt zum Zwiegespräch ein. Manche der anspruchsvolleren Gläubigen wollen aber bei den – lassen Sie mich sagen – *naiven* Gottesvorstellungen nicht bleiben. Zu menschenähnlich ist er ihnen, dieser Gott, eben auch im Sinne von menschlich unzulänglich, begrenzt.«

Je länger Thomas die Kollegin anschaut, umso eindrucksvoller findet er ihr Gesicht. *Klassisch* könnte man es nennen, die hochgewölbte Stirn, das volle, dunkle Haar, die großen dunklen Augen und die Nase, die sehr gerade hervorspringt. Vielleicht ein wenig zu markant. An Frauenbildnisse der griechischen Klassik erinnert sie. Und wie virtuos diese Behrens ihre Klaviatur beherrscht! Er muss sich

beherrschen, seine Bewunderung nicht zu offenkundig werden zu lassen.

»Diese Menschen«, sagt Frau Behrens, wieder mit dem Ausdruck seherischer Größe, »suchen ihre Verankerung in dem wahrhaft Unvorstellbaren, in dem grenzenlos Mächtigen, dem All-Mächtigen, um in ihn eintauchen zu können. Und – lassen Sie es mich der Unmissverständlichkeit halber so profan ausdrücken – dieser große Gott hat keinen Bart, nein, er ist in seinen Zielen und in seinem Handeln nicht mit Menschenmaß zu beurteilen, ist nicht ... » und hier schaut sie Übereinstimmung signalisierend zu ihrem Kollegen hin, »ist, wie Herr Westphal gern sagt, nicht *wissbar*. Ebenso findet sich in den anderen Hochreligionen die letzte Wahrheit dort, wo alles, nun, alles Sagbare bedeutungslos wird. Und mit der Auflösung der personalen Grenzen und der Hintanstellung des jeweiligen mythischen Rankenwerkes verwischen sich die Schranken zwischen den Religionen. *Unser* Gott ist dann – neben all den anderen Gottheiten – nur das semitische und später das europäische ...«

»Oder«, Westphal, »sagen wir vielleicht korrekter: das abendländische ...«

»Bitte, Herr Westphal, sagen wir das *abendländische* Antlitz des Absoluten.«

»Glauben Sie ja nicht, Herr Wisweh, dass Frau Behrens mit ihrer Identitätstheologie überall auf Gegenliebe stößt. Hier auf dieser Etage«, und dabei zeigt Westphal bedeutungsschwer in verschiedene Richtungen um sich herum, »finden Sie auch ganz andere Auffassungen. Bis hin zur reinsten Orthodoxie.«

Frau Behrens lacht verschwörerisch, Thomas lacht echohaft mit, wendet dann aber ein, sein Ohrläppchen zwischen Daumen und Zeigefinger melkend:

»Allerdings muss ich Sie nun fragen, was dann ein solches religionsübergreifendes, nun, äh, ... göttliches Prinzip am Ende überhaupt noch mit dem Gott in der Bibel zu tun hat? Wenn ich Sie richtig verstanden habe, ist nach Ihrer Auffassung der – lassen Sie mich sagen – der ..., der *äußere* Glaubensgrund beliebig. Ob nun vermittelt durch die Bibel der Christen, die Thora der Juden oder den Koran der Muslims. Und warum nicht auch durch die heiligen Schriften des Hinduismus, die Lehren Buddhas oder ..., oder ...«, Thomas macht eine fahrige Handbewegung, »oder die

Überlieferungen und Erfahrungen eines Schamanen. Dank der spirituellen Veranlagung des Menschen also, seinem von den ..., von den Neurotheologen nun ..., äh, naturwissenschaftlich begründeten Verlangen nach dem Übernatürlichen, dem ..., dem Trans... Transzendenten, dem Numinosen«, stammelt Thomas vor Aufregung, zumal er bemerkt, dass ihm die Kollegin konzentriert, aber mit kritischer Anteilnahme folgt. »Daher also müsste Gott, ... würde er, einerlei unter welchem Namen, immer wieder neu erfunden werden. Nämlich dann, wenn es keine überlieferten Vorlagen gäbe. Keine Bibel zum Beispiel. Anders gewendet, die Bibel ist verzichtbar. Das einzig wirklich Verlässliche wäre folglich, dass wir eine angeborene, mit äh ...«, Thomas ist merklich ins Schwitzen gekommen, »mit anderen Worten eine evolutiv entstandene Glaubensbereitschaft haben, die Mythen eifrig aufnimmt und ..., und erforderlichenfalls auch erfindet. Das muss doch für die Theologie ungeheuerlich ... Nie hätte, ja, ich hatte nicht erwartet, von Ihrer Seite her ein derart – nun, darf ich das sagen? – häretisches ...«

»Nein, nein«, unterbricht ihn Westphal, »wir fühlen uns nicht als Ketzer, seien Sie da ganz unbesorgt. Es handelt sich lediglich um ein – durchaus statthaftes – modernes theologisches Denken. Sie selbst, Herr Wisweh, sind da in Ihren Schlussfolgerungen sehr weit vorgeprescht.«

Frau Behrens wiegt ihren Kopf und meint, mit einem charmanten Lächeln an Thomas wie auch an Westphal gewandt:

»Wir Theologen müssen nun mal die Vorreiter sein, wenn es darum geht, zeitgemäßere Formen aufzufinden, damit unsere Religion die Menschen von heute und in aller Zukunft noch erreichen kann. Die Deutungshoheit über das, was das Verhältnis des Menschen zur Religion, zu Gott ist, wollen wir natürlich behalten. Aus unserer Authentizität heraus leiten wir eine Verpflichtung ab, nämlich die, dass das zutiefst Menschliche nicht einer ungebremsten Verweltlichung preisgegeben werden darf, und schon gar nicht das Numinose. Einer schleichenden Entsittung und Entsittlichung unseres Lebens gilt es, die Stirn zu bieten. Der Anspruch ist hoch, die Fallhöhe nicht minder.«

So konzilient die Theologin bisher auch war, jetzt schaut sie Thomas an, als ob er an den Sittlichkeitsproblemen der heutigen Zeit eine persönliche Mitschuld trüge. Er muss da einen dummen Fehler

gemacht haben, überhaupt dieses blöde Gestammel vorhin! Mit dem Zeigefinger fährt er sich in den Hemdkragen und reibt dann an seinem Hals entlang, als ob es dort kitzelte.

»Sie sind fasziniert von den modernen Naturwissenschaften, Herr Wisweh«, hakt Westphal ein, »Sie als Historiker, aber auch wir beide als Theologen sind es. Und mit uns die halbe Welt. Doch bedeutet dieses Faszinosum nicht so etwas wie eine bunte Folie, die sich über teuflische Abgründe hinwegspannt? Eine Besorgnis erregend dünne Folie. Denn viele Menschen erfüllt der blinde Eifer der Wissenschaft mit Angst, so auch mich. Wir alle sollten uns mit der Sorge tragen, den Fortgang der Wissenschaft nicht dem Selbstlauf zu überlassen. Ich fürchte, wir Menschen sind zu schwach für eine Entgrenzung des Wissens, allzumal des Wissens über uns selbst. Diese Wissenschaft, wesentlich also die Hirnforschung, bedarf einer behutsamen Begleitung, und zwar durch solche, die da ferne genug stehen, um ihrem Lauf kritisch zu folgen. Ja, und den Überblick zu bewahren, um notfalls warnen zu können.«

»Aber jetzt eine Bitte an Sie, Herr Wisweh«, sagt Frau Behrens mit einem Schmelz in der Stimme, wie er in ihrem Repertoire bisher nicht aufgetaucht war, »wären Sie bereit, hier an unserer Fakultät einen Vortrag zu halten, sagen wir, am besten vielleicht in Form eines Seminars, über das, was Sie auf Ihrem Gebiet bewegt?« Sie blickt Thomas dabei so strahlend an, als ob sie ihn einer herzenstiefen Zuneigung versichern wolle.

»Hervorragende Idee«, sekundiert ihr Westphal, »warum bin ich denn nicht selbst darauf gekommen! Na, Herr Wisweh, wie sieht's damit aus?«

Thomas überlegt kurz, eingefangen von der bestrickenden Art der Kollegin. Warum auch nicht? Demnächst wird er im Begegnungszentrum der Stadt ohnehin einen solchen Vortrag zu halten haben, wenn auch in ganz und gar populärwissenschaftlicher Form. Für einen der nächsten Tage hat sich deswegen ein Reporter von der Zeitung angemeldet. »Ja gern. Mach ich wirklich gern, danke.«

»Umgekehrt, lieber Herr Wisweh«, entgegnet Westphal galant, »die Dankespflicht ist auf unserer Seite. Und *uns* ist es eine Freude, wenn Sie akzeptieren.«

Frau Behrens lächelt bestätigend und schaut Thomas wieder betont lebenswürdig an. Eine aristokratische Schönheit ist sie,

anbetungswürdig gar. Kaum vorzustellen, wie es mit ihr ist. Vielleicht gerade mal noch, dass man mit ihr, auf der Bettkante sitzend, über hermeneutische Aspekte des Gottesbegriffes disputiert. Weiterzudenken verbietet der Respekt. Thomas bedankt sich mit einer gefälligen Verbeugung für das so außerordentlich ergebnisreiche Gespräch, wieder gefolgt von artigen Repliken der anderen Seite.

Im Institut zurück, verlangt der Chef nach ihm. Der Stundenplan sei zu überarbeiten, Vorlesungsstunden müssten getauscht werden, seine Zuarbeit zur Semesteranalyse fehle noch, ja und der Forschungsbericht sei bis übermorgen zu erstellen und über den Dekan an das Prorektorat zu leiten. Im Übrigen wären da noch zwei Studenten zu prüfen, sie hielten sich im Seminarraum bereit. Ob er, Thomas, bitte den Beisitz übernehmen wolle. Fehlt nur noch, dass er auf Dinkels Glatze Locken drehen soll. Gleich darauf kommt Frau Gänsecke an und fragt, ob er mal rasch die letzten Korrekturen zu seinem neuen Manuskript überprüfen könne. – Aileen muss warten.

Spät ist es geworden. Den Forschungsbericht des Hauses hat Thomas fast fertig. Und wieder zeigt sich, dass die anderen mehr publiziert haben als er, einige sogar deutlich mehr. Er kann sich abrackern, wie er will. Wie machen die das bloß? Vor allem der Schwantlitz. Einen Beitrag nach dem anderen schreibt der Kerl, im Fernsehen tritt er auf, die Museen reißen sich um ihn, auf großen internationalen Tagungen wird er zu Vorträgen eingeladen. Als Thomas kürzlich bei Dinkelbach – sehr, sehr vorsichtig – anfragte, wie es denn nun um die Übernahme seiner Stiftungsprofessur stünde, äußerte der sich auffallend vage und verwies dann in ungewohnt garstigem Ton einmal mehr auf seine doch wohl steigerungsfähige Publikationstätigkeit.

Wieder das Brennen in der Magengegend. Ständig ist da etwas, das in ihm frisst. Wenn es nicht die Frauen sind, dann der Job. Sein Vater hatte lebenslang an einem Magengeschwür zu kauen. Vielleicht ist es das, ein Magengeschwür?! Schon im Gehen ist Thomas, als das Telefon läutet. Aileen! – durchfährt es ihn. Nein, Ivonne ist es.

»Heij«, ruft er mit gespielter Begeisterung in den Hörer, »ist das aber eine Überraschung! Wie geht's denn?«

»Ach, wie soll's schon gehen. Ich wollte einfach mal wissen, wie es so um dich steht.«

»Um mich? Naja. Es steht. Im Moment nicht ganz so toll. Aber sag doch mal, was macht denn dein Egon?«

»*Ee-gon!!* Gregor hieß er, weißt du doch, tu doch nicht so!« Ivonne lässt ein mattes Lachen folgen. »Ja, der Gregor, das war ein Mal. Habe wahrscheinlich einfach nicht das richtige Händchen für Männer.«

Einem kleinen, entschuldigenden Kichern folgt ein Seufzen. Und dann berichtet sie mit ihrer weichen, erotischen Stimme über ihren jüngsten Missgriff. Es hört sich an, als ob sie selbst gar nicht beteiligt gewesen wäre und über irgendein Leinwandmärchen spräche, das da einfach so, von ihr völlig unbeeinflussbar, seinen Lauf genommen hatte.

Thomas hat Ivonne plastisch vor Augen: die großen, dunkelblauen Augen mit dem sorgfältig gemalten Lidstrich, die langen, blonden Locken, die sie eine Masse Zeit kosten, und ihre vollen Lippen. Die hatten es ihm besonders angetan. Zu einem atemberaubenden Kussmund sind sie geschaffen, auch zu einem herzerweichenden Schmollmund taugen sie. Ein Triumph der Evolution. Überhaupt, die runden, weichen Konturen ihres Körpers, ihre warme Haut – alles Sinnlichkeit verströmend. Das Brennen in seinem Magen ist einem Kribbeln gewichen, das ihm verrät, dass für Ivonne immer noch ein Platz reserviert ist. Seine Schuld war es damals, allein seine, durchfährt es ihn. Regelrecht vergraut hatte er sie mit seinem ständigen Korrigieren, Belehren, Kujonieren und Nie-Zeit-Haben. Sie ist nun mal keine Aileen, braucht immer jemanden zum Anlehnen. Und wie perfekt sie das kann! Dagegen kommt ihm Aileen manchmal wie eine harte Bank vor. Aber mit Ivonne zurück nach vorn und Aileen dafür aufgeben? Wie einfach wäre doch alles, wenn die beiden Frauen ihn unter sich aufteilen wollten. Und er würde alles tun, damit es zwischen ihnen gerecht zugeht. In manchen Kulturen kein sonderliches Problem.

»Sag *du* nun mal was«, kommt es von Ivonne, fast flüsternd, als sie mit ihrem Bericht am Ende ist.

»Tja, meine, ähm, meine liebe Ivonne, ich überlege, hin und her überlege ich, was ich dir nun an Interessantem aus meinem freudlosen Dasein vortragen soll.«

»Ach du!«, kichert sie. »Ich hatte schon bissel vergessen, wie du bist!«

Während Thomas sich in Alltäglichkeiten ergeht, unterlässt er tunlich, Aileen zu erwähnen. So harmlos Ivonne auch zu sein scheint, so spielen sich doch ständig hinter ihrer Stirn romantische Dramen ab.

Zwar ist sie nicht die eigentliche Akteurin in ihren Stücken, doch entfaltet sie durch ihre provozierende Passivität eine Menge an schicksalhafter Dynamik. Agieren müssen immer die Anderen. Und davon hatte es in ihrem gar nicht so langen Leben eine Menge gegeben. Bestimmt werden noch manche folgen. Für bewundernde Blicke von Männern hat sie einen überwachen Sinn. Er kriegte das erst mit, als er schon in ihrem Netz war. Die liebe Ivonne! Geradlinigkeit und Verlässlichkeit gehören nicht zu ihren Wesenszügen, und vollendet beherrscht sie die Kunst, der Wirklichkeit ihre eigene Sicht überzuordnen. Aileen ist da anders, viel sachlicher. Und auch entschiedener.

»Mein Herz schlägt rasend schnell und laut«, gibt er Ivonne zu wissen. »Kannst du's hören?« Es ist die Wahrheit, und mit ihr versucht er, die Lage zu sondieren.

»Ach, das glaub ich nicht.«

Soll er ihr sagen, dass ihm alles leid tut und dass ...? Er hat das Gefühl, Ivonne warte nur auf ein Signal von ihm, um just an der Stelle neu anzusetzen, wo sie auseinandergegangen waren.

»Ivonne, ich bin in Eile, leider. Pass auf, ich hab's! Wie wäre es denn morgen Abend, sagen wir um neun, um neun in der Orion-Bar! Ist das okay?«

Am anderen Ende ein Seufzer: »Meinst du? ... Na ja, wenn da Mars und Venus und nicht gerade ..., oder der Jupiter ...« Und dann wieder ihr kleines Kichern.

Thomas: »Was, wie?«

»Na ja, du weißt doch!«

»Hm.«

»Meinst du wirklich ...?«

»Ich freue mich, Ivonne, bis morgen also. Tschüss!«

Mit einem dunklen, hintergründigen »Ich ..., ich auch« legt sie auf.

Eigentlich, sagt er sich, habe ich nie wirklich gewusst, was sie will, was in ihr vorgeht. Bei Aileen allerdings auch nicht. Vielleicht fehlt meinem Gehirn das gewisse Modul, um die Weiber zu verstehen. Lauter Sphinxen sind das, nicht nur für mich, für die Männer überhaupt. Bei Ivonne allerdings rührt das Enigmatische nicht von einem speziellen Geheimnis her oder von einer besonderen Intelligenz, nein, diese Frau ist einfach alogisch, total unverständlich.

Und das macht sie gefährlich. Lieber schön sein als klug, ist ihre Maxime. Das Sicherste wäre, sie würden sich gleich heute noch treffen. Doch, überlegt Thomas, dann könnte es mit Aileen für immer vorbei sein.

Das Blumengeschäft in Nähe des Institutes hat schon geschlossen. Bis zum nächsten ist es weit. Ohnehin bewegt er sich zu wenig. Und das Laufen tut gut.

Nach zwanzig, dreißig Metern ist das hektische Getriebensein aus Thomas heraus. An Ivonne muss er denken. Und an Frau Behrens. An Aileen natürlich auch.

Die Villengegend, durch die er jetzt marschiert, macht einen hochpeniblen Eindruck. Kaum, dass man die Traute hätte, sich auf offener Straße zu kämmen, fliegende Haare könnten die Vorgärten dieser Spießler besudeln. Dann eine Front pompöser Bürgerhäuser aus der Gründerzeit, hin und wieder geflickt durch Gebäude mit einfallslos glatten Fassaden aus der heutigen Zeit. So ganz anders ist das alles hier als in Leipzig, dort, wo er als Student gewohnt hatte. Allein die Aussicht, die er vom Fenster seiner Studentenbude hatte: der öde Hinterhof und das trostlose Haus gegenüber, zerbröselnder Putz, Nässe, die von dem zerfallenden Dach her in das Gemäuer kroch. Aus der Dachrinne spross eine Birke – im Winter ein Skelett von tragischer Symbolkraft, im Frühjahr ein Lichtblick, ein Stück Natur. Und Nässe erst recht im Erdgeschoss. Sie stieg aus den Kellern und aus dem Boden auf, und mit ihr der Pilz, der das unterste und das oberste Geschoss unbewohnbar gemacht hatte. Dazwischen zwei Etagen, in denen die Menschen im langsamen, aber steten Zugriff des Verfalls auf den Tag hofften, an dem sie draußen vor der Stadt auf ehemals grüner Wiese zwei oder drei Zellen in einer Plattenbauwabe angeboten bekommen.

Laut quietschend bremst hinter Thomas ein Auto und schafft es gerade noch, vor einer alten Dame zum Stehen zu kommen. Die wackelt mit ihren großen Einkaufsbeuteln schräg über die Straße. Vermutlich hat sie gar nichts mitbekommen.

Mein altes Leipzig! Wohnstätten waren das, die den Zweiten Weltkrieg überstanden hatten und im realen Sozialismus nachträglich zu Ruinen wurden. Ohne Bomben. Die Mieten waren wunderbar niedrig, so lächerlich niedrig, dass sie kaum jemals für die

allernotwendigsten Reparaturen ausreichen. Viele der Hausbesitzer versuchten, ihren Besitz an den Staat zu verschenken, bloß um ihn los zu sein. Oder an die Stadt, das war sowieso ein und dasselbe. Wie gut täte es den Hobby-Marxisten, die er hier im Westen kennengelernt hat, unter solchen Umständen ein Leben zu fristen! Und dann bitte ohne Aussicht auf eine Wende, denn wer schon hatte damals ernsthaft an eine solche Fügung geglaubt?

Endlich, der Blumenladen. Rosen, rote und gelbe, himmelblaue Lilien, Gerbera in allen Farben. Thomas rüttelt an der Ladentür – zu, verdammt noch mal, auch zu! Nur die Schaufensterbeleuchtung hat Dienst. Er kann doch nicht bei Aileen mit leeren Händen aufwarten!

Im Hauptbahnhof, da werden ja wohl noch ein paar Blumen zu haben sein.

Als sich Thomas umwendet, hätte er fast auf eine Katze getreten. Ein schönes schwarzes Tier mit einem grellweißen Brustfleck. Genau so eine hatte er als Kind, sein geliebtes Peterle. Thomas kniet sich nieder, um die Katze zu streicheln. Sie drückt sich schmusend an ihn und schnurrt, als ob sie auf ihn gewartet hätte.

»Na, mein Peterle«, raunt er. Ein rotes Halsband verrät, dass die Katze in festen Händen ist. Doch scheint ihm, als wolle sie lieber ihm gehören. »Mein Peterle«, schnurrt er nun selbst. »Na, was machst du denn hier?« Dabei rückt er an dem Halsband herum, bis er lesen kann, was in dessen Messingschildchen eingraviert ist. Nicht zu glauben: *Peterle* steht da geschrieben! *Mein Peterle!*

Während Thomas dem Peterle kraulend an Hals und Bauch durch das seidenweiche Fell fährt, muss er an Karunesh Sahir denken, den Freund von René. Dieser, ein Physiker aus New Delhi, durch und durch Naturwissenschaftler, aber ein eingefleischter Hindu, schien felsenfest von der Wiedergeburt überzeugt. Für ihn war Wirklichkeit nichts anderes als Information, die Trennung von Materie und Geist damit hinfällig und die Reinkarnation ein logisches Ergebnis von – wie er immer sagte – Quantenverschränkung und dem zeitlosen Oszillieren von Quanteninformation.

Zögernd richtet sich Thomas auf und geht weiter. Als er sich umdreht, blickt ihm die Katze nach. Thomas geht zurück, streichelt sie noch einmal und wendet sich dann entschlossen zum Gehen. So schnell wie möglich zum Auto!, diktiert er sich.

Auf dem Rückweg muss Thomas wieder an sein altes Leipzig denken. Die Menschen damals schienen nicht weniger glücklich als die von heute, eher zufriedener. Das verstünde hier keiner, er ja selbst nicht. Frau Schubert, seine Untervermieterin, kommt ihm in den Sinn. Wie kraftvoll sie sich in ihrer abgetragenen Kittelschürze den nie enden wollenden Aufgaben stellte. Gab es keine grünen Gurken, dann vielleicht Mohrrüben oder Äpfel, egal, sie schaffte heran, was es gerade gab. Ihr Gemüsesalat schmeckte großartig, oder eben – je nach Angebotslage – ihr Obstsalat. Wenn sie für den Salat noch ein paar Rosinen aus dem Westpaket von ihrer Schwester Erna hinzugab, wurde dieser zu einem Gaumenfest.

Das Heranholen war der Studentinmutter zur heiligen Bestimmung geworden, und so pflegte sie mit gut informierten Kreisen in der ganzen Wohngegend einen freundschaftlichen Kontakt, besonders mit den Verkäuferinnen. Auch mit den kaltschnäuzigsten, die ihre Kunden wie eklige Spinnen behandelten. »Ham mor nich!« war deren stete Antwort. Gab es im Konsum Bananen – ein oder zwei Mal im Jahr passierte das –, war Frau Schubert immer eine der ersten in der Warteschlange, denn zuvor schon hatte sie von den Hoheiten der sozialistischen Warenstreuung einen Wink bekommen. Die so heiß begehrte graue Papiertüte mit den Bananen liebevoll an ihren schlaff gewordenen Busen drückend, zog sie dann im Triumph den Anderen entgegen, wenn diese der Verheißung folgend wie die Lemminge angeströmt kamen. Die tüchtige Frau Schubert – vor zwei Jahren ist sie verstorben.

Am Auto angelangt, lässt sich Thomas auf den Fahrersitz fallen und ist kurz darauf in einer Nebenstraße, die schneller als die anderen zum Zentrum führt. Die eigene Geschichte hält ihn weiterhin besetzt. Wie viel Geborgenheit doch von seinen Eltern ...

Upps, der kam von rechts! Der Fahrer des kleinen roten Lieferwagens droht mit der Faust aus dem Fenster heraus und tippt sich dann mit weit ausfahrenden Bewegungen an die Stirn. Thomas versucht durch heftiges Winken eine Entschuldigungsgeste und biegt nun schnell nach links ein, in die Parkstraße, die am Stadtpark entlangführt. Die Straßenbeleuchtung sorgt für ein gelbliches Licht, in dessen Schein sich die Bäume kulissenhaft abheben. Fast unheimlich, das Dunkel dahinter. Liebespaare mögen sich hinter dem gelbgrünen Vorhang ausprobieren und Junkies ihren Stoff. Auch der Tod hat dort

sein Zuhause. Im Winter wurde hier ein Obdachloser aufgefunden, auf einer Parkbank erfroren. Selbstmörder mögen den Park ebenfalls. Kürzlich erst hatte sich jemand an der »Liebes-Eiche« erhängt.

Wie wir gesungen hatten, damals, schwelgt Thomas wieder in seiner eigenen Biographie. Hier singt niemand, warum eigentlich nicht? Weit besser doch geht es den Leuten hier als denen in der alten DDR, objektiv besehen. Selbst in der Sahel-Zone, heißt es, wird gesungen und gelacht. Warum sind die hier so »verknippelt«, wie René immer sagt? Und die Witze, die seinerzeit umgingen, wie freuten sie sich alle über die neuesten politischen Knaller! Die meisten davon, so hieß es jedenfalls, stammten aus dem Zentralkomitee der SED. Sattsam Zyniker gäbe es da. Ein alter Ulbricht-Witz fällt ihm ein:

Schon had däär Kommunismus, ja, ein Sächsdel der Ärdoberfläsche äroberd, ja, und bald, liebe Genussinnen un' Genussen, wärden es ein Siemdel sein, ein Achdel und so weidor!

Eigenartig, immer wenn er von Kollegen oder Studenten nach seiner Ost-Vergangenheit befragt wird, hat er den Eindruck, dass diese hören wollen, man habe ständig in Angst vor der Krake Stasi gezittert, in irgendwelchen Erdlöchern gehockt und sich nicht gemuckt.

Der Bahnhof ist in Sicht, die Zufahrtstraße quillt über vor lauter Autos. Seit Monaten ist sie nur halbseitig befahrbar. Überall Absperrungen, doch nie sind Straßenarbeiter zu sehen. Im Schritt-Tempo geht es weiter. Thomas muss an Winfried Schreiber denken, seinen Seminargruppenleiter, und an – wie hieß der doch gleich? – ja richtig, an Peter Schwiela. Pjotr nannten sie ihn, den Parteisekretär. Thomas hatte bei ihm einen Antrag auf Mitgliedschaft gestellt und war noch kurz vor der Wende in die SED aufgenommen worden, als Kandidat zunächst. Er sah keinen anderen Weg, und dafür muss er sich heute auch nicht schämen. Hat er beschlossen. Eine Massenpartei war es. Fast alle, die auf Karriere bedacht waren, hatten ein Mitgliedsbuch, in seiner Fachrichtung sowieso. Selbst René, das alte Lästermaul. Ein paar wirkliche Schweinehunde gab es durchaus. Auch an ihrer Uni, keine Frage. Nach der Wende waren die plötzlich wie verschluckt, tauchten aber bald darauf irgendwo wieder auf. Nicht wenige in Nadelstreifen oder eben als anderweitig saturierte Erscheinungen. Diejenigen, die seinerzeit *Wir-sind-das-Volk* skandierten, hatten danebengegriffen. Meistens jedenfalls.

Hinter Thomas hupt es. Er beeilt sich, die Lücke vor ihm zu schließen. Die eigentlichen Schweinehunde, sinniert er wieder, die sind es von Natur aus, und die gibt es überall auf der Welt. Ganz gleich, in welchem System sie leben, sie finden immer ihren Platz. Einige Typen aus seiner heutigen Umgebung tauchen vor seinem geistigen Auge auf. Ihre Wiege hatte westlich der damaligen Zonengrenze gestanden, was aber wären das für hervorragende Parteifunktionäre geworden, wenn da eine andere Geografie obwaltet hätte! Ein schöner Stoff für seinen Hobby-Gedanken – dank einer neuen Technik avanciere sein Fach, die Geschichte, zu einer experimentellen Disziplin: Ereignisse lassen sich beliebig auf der Zeitachse hin und her schieben, und hernach wird das Outcome ermittelt. Zum Beispiel würde er als Experimentalhistoriker das Land der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg probenhalber ganz anders aufteilen wollen, nicht längs, sondern quer. Wäre doch zu interessant ...

Eine Parklücke, für sein Auto wie geschaffen.

Mit einem jedes gesunde Maß missachtenden Strauß roter Rosen steht Thomas vor Aileens Haus. Die Fenster ihrer Wohnung sind beleuchtet, Gott sei Dank. Bange ist ihm plötzlich. Ob sie ihn überhaupt empfängt, heute schon? Eine ganze Woche Karenzzeit hatte sie ja verordnet.

»Hallo?« erklingt Aileens Stimme, nachdem er an der Haustür geklingelt hatte.

Auf »Ich bin's« betätigt sie den Summer, und wie beim allerersten Mal erwartet sie ihn auf dem Treppenabsatz. Milde blickt sie ihn an, aber ohne zu lächeln. Sie habe gerade Besuch, sagt sie leise, Marion wäre es. Nach einem raschen Kuss bittet sie Thomas herein und lenkt ihn zunächst in die Küche. Mit einer Handbewegung in Richtung Wohnzimmer deutet sie an, dass sie die Blumen besser in der Küche lassen wolle. Bei ihrer Freundin möchte sie keine unnötigen Fragen aufkommen lassen, flüstert sie, allzu mächtig sei der Strauß.

Marion ist etwa in Aileens Alter. Eine ihrer besten Freundinnen. Vor einiger Zeit durfte er ihrer Gesellschaft schon einmal teilhaftig werden. Staksig ist sie, überschlanke, und hat einen auffallend schmalen Kopf, an den eines Windhundes erinnernd. Marion näselte vornehm, ist sehr belesen, und provozierend arrogant. Genau der Typ, der zur Rennbahn passt, mit Derby-Hut und Windhund.

Die Freundin sitzt stilvoll im Sessel, elegantes Kostüm, ihre langen Beine übereinandergeschlagen, als ob sie eigens für den Sessel designt worden wären. Hoheitsvoll reicht sie Thomas die Hand und tönt mit der ihr eigenen, fagottartigen Stimme:

»So spät kommt er von der Arbeit, der Herr Professor? Ich glaubte, Aileen bis dahin die Zeit vertreiben zu müssen.«

»Bestimmt wird Ihnen das sehr gut gelungen sein«, entgegnet Thomas mit einer galanten Verbeugung. »Herr Professor«, klingt es in ihm nach. Wahrscheinlich weiß sie durch Aileen von der Befristung seiner Stelle. Wenn er dereinst am Straßenrand hockt und Geld für seinen Unterhalt sammelt, würde sie bestimmt über ihn hinwegsehen. Wer weiß, vielleicht auch eine Münze für ihn übrighaben und diese stilvoll in seinen Hut werfen.

Aileen stellt Thomas ein Glas von dem Wein hin, den die beiden gerade trinken, und erklärt, dass sie sich soeben über den Wert der Bio-Nahrung unterhalten hätten. Freundlich, sehr freundlich, sagt sie ihm das, wie er mit Genugtuung registriert. Marion sei der Ansicht, man dürfe den industriell erzeugten Nahrungsmitteln nicht trauen. Mit weit geöffneten Augen schaut ihn Aileen dabei an, so, als ob sie ein Zwinkern unterdrücken müsse.

»Ja«, klagt ihre Freundin mit einem süffisanten Lächeln, »geradezu ekelhaft finde ich es, Fleisch von Hühnern essen zu müssen, die aus der Massenhaltung stammen. Ich bevorzuge Poularden, die auf dem Bauernhof groß geworden sind. Eier ebenso, nur vom Bauernhof! Und meinen Honig kaufe ich ausschließlich von einem Imker, den ich als zuverlässig kenne. Du weißt ja, Aileen, für mich gibt es frühmorgens nichts Besseres als einen Löffel Lindenblütenhonig.« Brennend süß sagt sie das, als ob sie selbst aus diesem Honig wäre. »Er ist außerordentlich gesund. Vitamine, Spurenelemente, und sehr wertvolle Proteine enthält er. Auch Aminosäuren. Honig aus dem Supermarkt, nein, so etwas kommt mir nicht auf den Tisch. Das reinste Gift soll das ja mitunter sein. Pestizide!«

Thomas spürt, wie sich entlang seiner Scheitellinie der Kamm aufrichtet. Ihre Extravaganz rührt von einem Mangel an tieferer Bildung, davon ist er überzeugt. Da will sie also die Brühe nur aus Hühnern brodeln lassen, die auf dem Misthaufen groß geworden sind! Und in jedem Brühwürfel sind mehr Aminosäuren als in einem Hektoliter von ihrem blöden Lindenblütenhonig. Aileen ist sichtlich bemüht, interessiert zuzuhören, und bestätigt – aus purer Höflichkeit, wie Thomas zu wissen glaubt –, dass sie Marion wirklich gut verstehen könne, wenn freilich ...

»Ach, ich bin da nicht so wählerisch«, verlangt es ihn hinzuwerfen, »ich esse erstens, weil ich muss, nämlich Hunger habe, und zweitens, wenn es mir schmeckt. Und dann ist mir auch egal, woher der Stoff stammt. Nehmen Sie den Honig als Beispiel. Bestimmt haben diese Immen nicht nur Nektar von Lindenblüten geschluckt, sondern«, schwadroniert er in maliziöser Lust, »auch die süßen Ausscheidungen der Blattläuse. Einerlei, was sie dann in ihre Waben erbrechen: Es schmeckt. Und ich bin's zufrieden!« Da das vermutlich noch nicht gereicht hat, erfindet er noch hinzu: »Ein Mediziner hatte mir mal gesagt, man solle sich hüten, allzu besorgt um die eigene Gesundheit

zu sein. In beständiger Angst, Schaden zu nehmen, könnte man leicht eine neurotische Fehlhaltung entwickeln. Diese Art von Selbststress, meinte der, verkürze das Leben, weil sie ihm die Süße nähme.« Genussvoll sagt er das. »Die Langlebigen, so haben Umfragen ergeben, gehen locker mit sich um.«

Marion lächelt pikiert, und Aileen fragt mit einem überdeutlichen Blick auf Thomas, ob sie ihr noch etwas Wein nachschenken darf.

»Nein, nein, du weißt ja, normalerweise trinke ich gar keinen Alkohol. Danke, du meinst es lieb.«

Er fragt sich, ob er nicht besser auf sein Gespräch mit den Theologen überwechseln sollte. Lust hat er allerdings nicht, die Unterhaltung in derartige Höhen zu stemmen. Von Anfang an verspürte er bei Marion so etwas wie Misstrauen oder gar Ablehnung. Vielleicht ist sie nur eifersüchtig, würde gern an Aileens Stelle sein? An Frau Behrens muss er denken. Wahrlich Ehrfurcht gebietend ist sie, und dennoch gewinnend, auch und gerade als Frau. Ja, bezaubernd ist sie. Peinlich, wie meine Rhetorik unter ihrem Blick zerfranst. Als ob die mich hypnotisiert hätte. Den Seminarvortrag werde ich ihr spiegelblank präsentieren, sie soll mich schon noch kennenlernen. Ihr Bild vor Augen, fragt sich Thomas, welche Art der Mann sein muss, der sich ihr gewachsen fühlen darf. Der Westphal macht sich da bestimmt falsche Hoffnungen, viel zu alt.

Aileen sieht Thomas die ganze Zeit über sinnend an, bald mehr, bald weniger versteckt, wehmütig fast, doch jederzeit bereit, in ein liebevolles Lächeln einzutauchen, wenn sich ihre Blicke treffen. Wie viel schöner wäre es, jetzt mit ihr allein zu sein. Andererseits ist er über den Aufschub ganz froh. Zu gern möchte er wissen, was morgen bei dem Treffen mit Ivonne herauskommt.

Nach ein paar halbherzigen Ansätzen zu einer Konversation steht Thomas auf, macht eine gespielt hilflose Geste zu Aileen hin, dann zu Marion, und bedauert in aller Form, schon wieder gehen zu müssen. Er hätte ohnehin vorgehabt, nur kurz vorbeizuschauen, weil er für morgen noch etwas vorbereiten müsse. Marion lächelt süßsauerlich und bedauert ihn, dass er so wenig Zeit für das Private habe. Ihre arme Freundin müsse bestimmt sehr darunter leiden. Züngelnde Viper, die! Sie bleibt, und er hat zu weichen!

Aileen begleitet Thomas und, im Flur dann, umarmt sie ihn hingebungsvoll. Sie flüstert ihm noch zu, dass es ihr wegen des

verkorkten Abends leid tue. Aber Marion wäre auch zu bedauern, so viel Zynismus habe sie nicht verdient. Morgen sollten sie sich anrufen. Nach einem kurzen, doch betont innigen Abschiedskuss wartet Aileen am Treppenabsatz, bis er aus ihrem Blickfeld verschwunden ist.

Der folgende Tag war zwar lückenlos ausgefüllt – zwei Vorlesungen, ein Seminar und, am Nachmittag, die Fakultätsratsitzung –, doch hätte Thomas die Zeit durchaus finden können, Aileen anzurufen. Aber er mochte nicht. *Sie* ist nun dran. Gemeldet hat sie sich nicht. Außerdem wäre Aileen womöglich auf die Idee gekommen, sich heute Abend mit ihm treffen zu wollen. Heute ist Ivonne-Tag! Und wieder das Kribbeln. Die Semesterarbeit einer seiner Studentinnen nimmt er sich noch vor, und dann Feierabend!

Zu Hause warten im Kühlschrank zwei Gläser mit Weißkohleintopf auf Thomas. Eines nimmt er heraus und wärmt es in der Mikrowelle auf. Derweil geht er die Zeitung durch und schaltet auch schon mal den Fernseher ein. Die Tagesnachrichten gehören zu seinem Abend wie für andere Leute, ihren Hund Gassi zu führen. Bis dahin aber ist noch Zeit. Nach kurzem Zappen erscheint ein Liedermacher mit Klampfe auf der Bildfläche. Intelligent scheint er zu sein, zumindest sind es dessen Texte. Auf Seelen- und Weltschmerz hat sich dieser – wie hieß er doch gleich? – spezialisiert, jedenfalls kennt er ihn nicht anders als mit traurigem Blick und melancholischer Stimme. Die Leute wollen ihn so, und so, als Schmerzensmann, wurde er prominent. Im Colosseum einst verlangte es die Massen nach Kampf und Blut, und heutzutage eben ist es ein gerüttelt Maß an ästhetisierender Bitternis. Das Leben der meisten Menschen ist bitter, zu Teilen wenigstens, mitunter sogar beschissen. Daher brauchen sie Leute, denen es noch dreckiger geht, auch wenn diese nur so tun.

Thomas steht auf, holt das Glas aus der Mikrowelle und fängt an, es genüsslich auszulöffeln. Warum auch soll er sich Umstände machen? Lebensmittelingenieure haben ihr Bestes getan. Es schmeckt nach Kümmel. Gemüse-Eintopf oder gar ein Pilzgericht ohne Kümmel waren zu Hause undenkbar.

Der Sänger erinnert ihn an den Hund von Tante Walli. Der hatte auch solche Kummerfalten. Selbst wenn Pluto von der freundlichen Fleischersfrau einen Wurstzipfel kriegte, seine Falten blieben. Vielleicht möchte der Barde hier im Fernsehen zur Abwechslung auch mal auf lustig machen? Darf er aber nicht, sein Publikum wäre

enttäuscht. Es will von ihm nichts anderes als diesen unspaßigen, flachhirnigen Tiefsinn hören. Das ist sein Los. Ein selbstgewähltes. Er, Thomas, hat sich auch eines gewählt, die Geschichte. Und dieser Trauerkloß da, um die Bitternis des Daseins zu besingen. Arbeitsteilung nennt man das.

Es klingelt an der Wohnungstür. Thomas springt auf, es wird doch nicht etwa ...? Tatsächlich, Aileen! Mit Mühe unterdrückt er seine Aufregung.

»Hallo, komm rein, ich hab schon auf dich gewartet«, lügt er drauflos. Aileen schaut ein bisschen verlegen drein. Als er seine Arme ausbreitet, tut sie es ihm nach und drückt ihn fest an sich. Er geleitet sie zum Tisch. Auf sein Eintopfglas weisend, in dem noch der Löffel steckt, sagt sie leise: »Wenn das Marion sehen könnte!« Und nachsichtig lächelt sie ihn an.

»Du kannst gerne von dieser Delikatesse was abhaben«, grient Thomas sie in halber Verzweiflung an. »Es ist noch mehr davon im Kühlschrank.«

Der Gedanke, dass er in Kürze mit Ivonne in der Bar sitzen will, durchfährt ihn abwechselnd heiß und kalt. Verstohlen wagt er einen Blick auf die Uhr. Wie bloß soll er das hinkriegen?! Grundgütiger Gott, eine Finte bitte! Als er Aileen aus dem Augenwinkel heraus betrachtet, erkennt er in ihr wieder das Anrührende vom vorigen Abend, eine Sanftmut, als ob sie es gar nicht selbst wäre, jedenfalls nicht die, wie er sie bisher gekannt hat. Ihre Augen zeigen den Glanz rückhaltloser Offenheit, und gar nichts mehr von der alten Spottlust.

Aileen kommt auf Marions Gesundheitsfimmel zu sprechen und schmunzelt dazu gutmütig. Vielleicht hätte er eine falsche Meinung von ihr. Etwas eigenartig sei sie schon, dafür aber könne man sich auf sie verlassen. Sie selbst hätte das mehr als einmal erfahren dürfen. Außerdem wäre Marion ihre beste Kundin, eine Viel-Leserin sei sie. Ja, und ob er es auch gehört hätte, schon wieder so viele Tote, ein neuer Anschlag von religiösen Fanatikern. Schrecklich, die Bilder. Sorgsam scheint sie das Thema von neulich vermeiden zu wollen.

Der Zeiger an der Wanduhr rückt unterdessen weiter, gnadenlos. Als ob es in seinem Gehirn geblitzt hätte, kommt Thomas eine Idee. Sich rasch versichernd, dass das Handy noch in seiner Hosentasche ist, bittet er Aileen um einen Moment Geduld. Gerade falle ihm ein, etwas in seinem Auto vergessen zu haben, er sei sofort zurück. Aileen schaut

ihn eigenartig an. Eilig verlässt Thomas die Wohnung, holt vorm Haus sein Handy hervor und – Welch Glück, Ivonnes Telefon-Nummer ist noch gespeichert! Und gleich noch einmal hat er Glück: Ivonne meldet sich.

»Hallo, Ivonne, wie gut, dass ich dich erreiche. Es tut mir sehr, sehr leid, etwas ist dazwischen gekommen. Ich ...«

»Wegen heute?«

»Ja, ich ...«

»Ach, das macht gar nichts«, unterbricht sie ihn. »Ich wollte sowieso nicht kommen.«

»Aber ... wieso hattest du denn gestern ...?«, fragt Thomas konsterniert.

»Ich weiß ja auch nicht, mir war einfach so. Ich wollte doch nur mal wissen, wie es dir geht, und ob es dich überhaupt noch gibt.«

»Aber ...«

Ivonne seufzt aus tiefster Brust.

»Na gut, Ivonne, ich muss mich jetzt beeilen. Ich ruf dich wieder an, demnächst.«

Nach ein paar weiteren Worten und einem freundschaftlichen »Tschüss« sind sie getrennt. Einige Sekunden verharrt Thomas im Nachdenken. – Meine Ivonne, wie enttäuschend! Oder? Und mit fliegender Hast kehrt er zurück.

Aileen steht am Herd, wärmt den Eintopf auf und vermischt in einem Tiegel Zwiebel und Wurst, mehr an Vorräten konnte sie nicht finden. In seine Nase steigt ein feiner Duft. Wieder muss er an seine Mutter denken. In ihrer Küche roch es auch immer gut, geradeso wie jetzt eben. Wie er Aileen da stehen sieht, weiß er es plötzlich, und dieses Mal ganz genau: *Sie* ist es. Sie und keine andere! Nie mehr eine andere!

Langsam geht er auf sie zu und umfasst ihre Schultern von hinten. Sie wendet sich ihm zu, schaut ihn durchdringend an, und mit dem tiefsten Kuss, der je zwischen ihnen ausgetauscht wurde, ist alles besiegelt. Thomas will etwas sagen. Doch alles, was ihm einfällt, ist zu matt. Es wäre der Moment für ein authentisches Ich-liebe-dich, doch zu oft schon hatte er es benutzt, anderen gegenüber, den Falschen. Und dann mitunter auch als Argument, oder als Instrument, und sogar als Waffe.

Bis spät abends und im Bett noch vor dem Einschlafen machen sie Pläne. Heiraten wollen sie, konventionell. Und nicht, wie in der traditionsfeindlichen Gegenwart üblich, bloß zusammenziehen. Wen sie alles zur Hochzeit einladen werden, und in welchem Abstand ihre Kinder folgen sollen. Und wo sie künftig ihr Zelt aufschlagen wollen. Aileen erzählt von einer herrlichen Wohnung in der Parkstraße, nicht zu groß, vor allem aber nicht zu klein. Die Fenster gingen direkt auf den Stadtpark, wunderschön der Ausblick. Und am Wochenende wollen sie zu Aileens Mutter fahren.

In vollkommener Harmonie schlafen sie ein. Doch nicht lange, da wird Thomas wieder durch diesen entsetzlichen Traum geweckt. Immer dasselbe Muster: Einem dunklen, bewaldeten Hang geht es entlang. Aus dem Tal steigt Nebel herauf, immer wieder unterbrochen durch das grelle Licht der Sonne, die ihm entgegensteht und sich ihren Weg durch die Nebelschwaden frisst. Dann wird es dunkel, nur noch schemenhaft erkennt er die Baumwurzeln, die seinen Pfad überwachsen. Schmäler und schmäler wird der Pfad und immer steiler der Hang. Anstatt umzukehren, fühlt sich er wie getrieben. Bald darauf gerät er wieder in die Felswand. Immer dieselbe schreckliche Szene. Seine Füße verlieren den Halt, und gerade noch kann er sich mit einer Hand an einer Baumwurzel festkrallen. Von oben herunter ruft Aileen, angstvoll ihr Gesicht. Zur Hilfe entschlossen reicht sie ihm ihre Hand. Festhalten soll er, schreit sie mit äußerster Anstrengung. Dieses Mal ist auch Ivonne zu sehen. Sie aber lächelt nur und winkt Thomas zu. Er spürt, wie die Kraft in seiner Hand nachlässt, und dann gleitet er ab. Ins Bodenlose stürzt er. Durch einen Tunnel fliegend wacht er auf.

Aileen ist ebenfalls aufgewacht, fragt, ob alles in Ordnung sei, rutscht rüber auf seine Seite und kuschelt sich an ihn. Und so liegen sie noch am Morgen, als die Sonne die beiden weckt. Sie hatten vergessen, die Jalousien zu schließen.

Sabine macht sich Sorgen um Hilmar. Der kommt aus seinem Schneckenhaus gar nicht mehr raus, ist einfach nicht richtig bei der Sache. Gestern, als Sandra aus der Schule kam und zwei Einsen mitbrachte, eine für den Aufsatz, die andere in Mathe, konnte er sich überhaupt nicht so freuen, wie das doch sonst immer der Fall war. Keine lieben Worte kommen mehr von ihm. Stattdessen führt Hilmar ständig Selbstgespräche, redet von Gott, immerzu von Gott. Viel, viel mehr als sonst. Auch vom Teufel, und dass er im Auftrag des Herrn stünde, Gottes Welt vor dem Höllenfürsten zu schützen. Irgendwelche komische Strahlen wären da. Die würden ihn leiten. Wenn Sabine etwas zu ihm sagt, guckt er sie an, als ob sie eine Fremde wäre. Meist sitzt Hilmar in seinem Sessel und grummelt vor sich hin. Wenn nicht die armen Kinder wären, würde sie davonrennen. Pfarrer Herold meinte, dass Gottesfürchtigkeit zwar eine schöne und wichtige Sache sei, bei Hilmar aber käme ihm das zunehmend ungewöhnlich vor. Dieser hätte ihm erzählt, dass der Herr zu ihm spräche und dass Gott ihn als seinen Vertrauten auserwählt habe.

Ihrer Nachbarin Karin musste Sabine heute ihr Herz ausschütten. Sie meinte, das käme manchmal vor, sie solle sich da keine unnötigen Gedanken machen. Ihr Mann hätte auch solches Zeug geredet, damals, als ihre Ulrike gestorben sei. Und gleich darauf fing Karin zu weinen an. Seit dem Tode ihrer kleinen Tochter hat sie sich verändert. Sabine versuchte sie zu trösten und meinte, vielleicht hatte der Herr die Ulrike ganz besonders in sein Herz geschlossen und sie deshalb so früh gerufen. Nein, nein, sagte Karin unter Weinen, mit anderen liebe er sich ja auch Zeit. Gott habe bei ihr für immer ausgespielt. »Und wenn es den wirklich gibt, dann geht der auch über Leichen«, wimmerte sie. »Wurscht ist er mir, absolut egal! Soll er mich doch in seiner dämlichen Hölle braten, mir ist alles egal.« Ganz fest presste Karin ihre Lippen aufeinander, konnte dann aber nicht länger standhalten und wurde von einem Weinkrampf geschüttelt. Beide hielten sich umschlungen, und Sabine musste mit ihr weinen.

So schlimm es um Karin bestellt ist, die Sorge um Hilmar bleibt. Heute Morgen nun hatte auch noch sein Meister angerufen. Hilmar

sei tagsüber, wenn er zu den Kunden unterwegs sein sollte, oft völlig unauffindbar. Sein Handy hätte er dann abgestellt und melde sich erst nach Stunden wieder. Überhaupt wäre er in der letzten Zeit schwer ansprechbar, als ob er nicht ganz da sei. Hilmars Kollegen wüssten ebenfalls nichts Genaues. Er sondere sich von ihnen ab, mehr als sonst, würde sich kaum noch mit ihnen unterhalten. Oft spräche er von irgendwelchen Hektoplodenstrahlen, die ihn lenkten. Kein Mensch ahne, was das sei. Noch nicht mal sein Schwager, und der wäre Physiker. Ob sie, Sabine, wenigstens wisse, was mit ihm los sei?

Hilmar indes fragt sich, was mit Sabine los ist. Immer wieder redet sie auf ihn ein, er solle seine »Wunderlichkeiten«, wie sie sagt, aufgeben. Sogar geweint hatte sie. Ganz unmissverständlich aber hat er ihr geantwortet, dass alles zum Besten stünde. Er sei tief erfüllt von Gottes Gegenwart. Verlässlich würde er von ihm geleitet. Niemandem könne es besser gehen, hatte er sie versichert. Wie schön wäre es, wenn auch sie, Sabine, diesen Weg zum Herrn fände und dazu die Kinder anleitete, und zwar mit größerem Bemühen als bisher.

Tatsächlich, Gott hält seine Hand schützend über die ganze Familie, das weiß Hilmar genau. Sehr beruhigend ist das, da ihn immer öfter diese fürchterliche Höllenbrut belästigt. Teuflich, das Kichern und die grässlichen Beschimpfungen! Satan ist überall, in einem jeden kann er stecken. Da heißt es aufgepasst, Vorsicht! Sogar bei seiner Sabine hat er da eine gewisse Vermutung. Sabine ist seit einiger Zeit sehr verändert. In einem Fort will sie ihn von Gott abbringen. Dem Teufel ist alles zuzutrauen. Die arme Sabine. Manchmal beobachtet er, wie sie und die Kinder leise miteinander sprechen. Bemerkten sie ihn, brechen sie ihre Tuschelei ab und reden über etwas ganz anderes. Hilmar geht es jetzt darum, Gott nicht zu enttäuschen. Meist sagt ihm der Herr nicht direkt, was er tun soll und steuert ihn stattdessen mit den Hektoplodenstrahlen. Satan weiß von Hilmars Bund mit Gott. Mit kreischenden Stimmen und boshafem Gelächter will der ihm Angst einjagen. – Oder will Gott ihn nur prüfen?

Für heute Abend wurde Hilmar über die Hektoplodenstrahlen befohlen, zu einem Vortrag ins Begegnungszentrum der Stadt zu gehen. Um Gott ginge es, stand in der Zeitung. Und um Menschen, die fähig sind, Gott ganz intensiv zu erfahren. »Das Gottesbild. Eine

Zeitreise«, so lautet der Titel. Allerdings war der Zeitungsartikel ärgerlich. Als ob Gott nur Einbildung sei, vom Gehirn gemacht, klang es heraus. Von den Menschen, seinen geliebten Geschöpfen, so gelästert zu werden, muss den Herrn zürnen. Bloß ein Hirngott wäre er vielleicht, ein »Hirngespinnst« gar hieß es da! – Sabine will nicht mitkommen. Sie hat noch zu tun, muss sich ja auch um die Kinder kümmern.

Als Hilmar auf den Beton-Glas-Bau zugeht, sieht er, dass viele andere dasselbe Ziel haben. Der kleine Vortragssaal musste gegen einen größeren getauscht werden, so viele sind gekommen. Pfarrer Herold ist schon da, auch Uwe, sein Gartennachbar. Beide sitzen weit vorn in der Mitte. Sie tuscheln gerade über ihn, winken ihm dann aber zu. Doch Hilmar nimmt weiter hinten neben einer alten Dame Platz. Mit zittrigen Händen bemüht sie sich gerade, eine neue Knopfzelle in ihr Hörgerät einzubauen. Auch jüngere Leute sieht er, Studenten womöglich. Noch immer kommen Hörer hinzu. Einige quetschen sich an Hilmars Knien vorbei, um zu den noch freien Plätzen in der Mitte zu gelangen.

Eine Weile später erhebt sich ein älterer, untersetzter Herr und stellt sich als Leiter des Begegnungszentrums vor. Sehr froh wäre er, dass so viele der Einladung zum Vortrag gefolgt seien. Sicher hätte dazu der Artikel in der Zeitung beigetragen. Ein spannendes Thema wäre es, und bestimmt würden wir alle heute mit ganz neuen Erkenntnissen und Einsichten auseinander gehen, versichert er. Er sei froh, Herrn Professor Wisweh für das Thema gewonnen zu haben, und nun wolle er sie, die verehrten Damen und Herren, nicht länger auf die Folter spannen. Mit einer höflichen Geste bittet er den Professor zu Wort.

Hilmar hatte sich einen Professor anders vorgestellt. Dieser hier ist noch ziemlich jung und macht nicht den Eindruck eines Gelehrten. Einen grauen Anzug trägt er und ähnelt ein wenig dem Direktor der Sparkasse, bei der Sabine und Hilmar ihr Konto haben. Nach seinen einführenden Worten zeigt der Professor ein Bild von Buddha, der – wie er dazu sagt – erleuchtete Buddha unter dem Bo-Baum. Dann ein Bildausschnitt aus der Sixtinischen Kapelle, auf dem zu sehen ist, wie Gott Adam erschafft. Sabine und Hilmar waren schon einmal in Rom und hatten sich dort die Sixtinische Kapelle angesehen. Wunderbar,

wie dieser Michelangelo malen konnte. Aber den Herrgott stellt sich Hilmar anders vor, viel heller, leuchtend hell. Und groß, riesig groß. So groß wie das Weltall müsste er eigentlich sein. Oder noch größer, weil er es ja erschaffen hat.

Im Vortrag geht es nun weiter, nämlich um die Frage, wie wir Gott überhaupt erfahren können. Außerordentlich wichtig ist das, wie der Vortragende das bloße Wissen um Gott von dem tiefen Glauben unterscheidet, der viel erfüllender sei. Aber alles, was er dazu sagt, klingt, als ob er daran selbst nicht so recht glauben könne. Ein richtiger Wissenschaftler ist er eben. Die dürfen nicht anders, immer zweifeln müssen sie. In der Geschichte, sagt der Professor, gäbe es viele Zeugnisse dafür, dass Menschen durch ihre übersinnlichen Fähigkeiten auch in Schwierigkeiten geraten seien. Bilder von Scheiterhaufen sind jetzt zu sehen, von Folterungen, dann von den Kreuzzügen, von Selbstmord-Attentätern. Andere Menschen wieder hätten von ihrer spirituellen Erfahrung profitiert. Ein Bild von dem Maler Dalí ist zu sehen, der Mann mit dem verrückten Schnauzbart. Die Enden des Bartes hätte der Maler deswegen so spitz und nach oben weisend gezwirbelt, weil sie ihm als Antenne dienen sollten, über die er direkt von Gott seine künstlerischen Eingebungen erhielte. Viele weitere schöne Beispiele erwähnt der Professor, auch sehr nachdenklich stimmende, wie das von dem Schriftsteller Dostojewski. Der wäre, wie der Professor sagt, von einer seelischen Erkrankung geplagt worden und dadurch erst zu jenen Offenbarungserlebnissen gekommen, die für seine schriftstellerischen Qualitäten so entscheidend gewesen seien. Der Professor will doch damit nicht etwa sagen, dass man geisteskrank ist, wenn man glaubt? Der Teufel bläst ihm das ein!

Hilmar spürt, wie sich Gott-Vater wieder einschaltet. Der Orgelton ist es, der ihm die Nähe Gottes anzeigt. Die Hektoplodenstrahlen wirken wieder auf ihn ein, ganz deutlich. Irgendetwas muss die alte Dame neben ihm bemerkt haben. Sie schaut ihn scheu von der Seite her an. Wahrscheinlich ist es gar kein Hörgerät, das sie da trägt, sondern ein Apparat, über den sie mit Satan in Verbindung steht! Die Macht der Finsternis will meine Gedanken lesen, will meinen Bund mit Gott ausspionieren. Der vor Hilmar Sitzende dreht sich halb zu ihm um. Auch dieser junge Mensch ist vom Höllenfürsten auf ihn

aufmerksam gemacht worden. Als Hilmar zur Seite blickt, kann er erkennen, wie die Menschen in seiner Sitzreihe unruhig werden und über ihn reden. Zwar vermeiden sie, direkt zu ihm hinzusehen, sie spüren aber seine Anwesenheit. Und sie spüren Gott, in dessen Auftrag er hier wacht. Gott wird ihm dazu die Kraft geben. Hilmar fasst den Professor fest ins Auge, und prompt wird dieser gezwungen, zu ihm hinzuschauen. Der Professor spricht nun nur noch zu ihm und für ihn, das kann Hilmar spüren. Auch dann, wenn der Professor in ganz andere Richtungen blickt.

Der anfangs noch ferne Orgelton kommt näher, immer näher, wird stärker und stärker. Alles füllt die Orgel aus, Hilmars Körper, den Saal, ja, das gesamte Weltall. Jetzt ertönt auch Gottes Stimme, tief und schallend ist sie. Nur kann er wieder nicht verstehen, *was* Gott sagt. Ihn, nur ihn, Hilmar, hat er auserwählt, denn die anderen um ihn herum hören nichts davon, jedenfalls lassen sie es sich nicht anmerken.

Jetzt schalten sich wieder diese kreischenden, kichernden Stimmen ein und übertönen sich gegenseitig. Satan ist es und seine Höllenbrut: »Dreckschwein« kichert und meckert es, »Gottessklave! Du Drecksau! Widerliche Kröte du, dich werden wir zertreten! Zertreten werden wir dich, zertreten, zertreten, zertreten ...«

Nach einer ganzen Weile werden die Stimmen leiser und verstummen schließlich ganz. – GOTT, ich danke DIR!

Auch der Orgelton verschwindet.

Der Professor zeigt Bilder vom Gehirn, die ihm, wie er sagt, ein anderer Professor gegeben habe. Man sieht rote und grüne Flecke, auch gelbe, von denen der Vortragende meint, sie hätten etwas mit Gott zu tun. Gott würde an diesen Stellen vom Gehirn wahrscheinlich produziert, jedenfalls nähmen das manche Hirnforscher an, sagt er.

Das darf Gott sich nicht bieten lassen! Hilmar sieht den Vortragenden fest an. Es wirkt. Wenn Gott den Menschen erschaffen habe, lautet es nun aus dem Mund des Wissenschaftlers, hätte er ja auch dessen Gehirn so hervorgebracht, wie es nun einmal ist, nämlich in der Lage, ihn, den Schöpfer, zu erfahren. Der Professor sieht unsicher in Hilmars Richtung, und Hilmar nickt als Zeichen dafür, dass er sehr genau aufpasst. Als der Professor dann von einem 'Hirngott' spricht, setzt Gemurmel unter den Anwesenden ein. Das alles sei – so sagt er mit erhobener Stimme – zu ihm, zu Hilmar, und alle

anderen hören es auch –, allerdings nur ein Erklärungsversuch, das mit dem Gottesmodul. Man wisse überhaupt nichts Genaues. Immerhin gäbe es Hinweise darauf, dass die Stelle im Gehirn, wo Gott womöglich zu Hause sein könnte, sich hinter dem Ohr befinde. Der Professor hebt seine Hand und weist mit ausgestrecktem Zeigefinger auf diese Stelle.

Dort also soll Gott sein, dort soll er wohnen?! – fragt sich Hilmar.

Als dann ein anderes Bild vom Gehirn folgt und er genauer hinsieht, formen die roten und grünen Flecken ein Gesicht. Je länger der Professor über diese Flecken spricht, umso deutlicher wird das Gesicht. Kein normales Gesicht ist es, nein, eine Fratze ist da zu sehen, eine Teufelsfratze! Hilmar schließt die Augen. Nicht lange, da sieht er die hässliche Visage auch mit geschlossenen Augen. Und die Stimmen sind wieder da, lauter als vorher dröhnt der Klamauk, alles kreischt durcheinander: »Du Dreckschwein!«, »du Drecksau!«, »Gottesdiener, ...diener, ...diener!« scheppert es.

Jetzt, irgendetwas zerrt an Hilmars Beinen, greift nach seinem Hals. Angst befällt ihn, schreckliche Angst: »Oh Gott!!« Sogleich lässt das Würgen an seinem Hals nach. Hilmar sieht, wie die roten und grünen Flecken langsam verfließen, und nun erkennt er etwas Anderes. Es ist ein verschnörkeltes »H«, genauso, wie es seine Mutter als Monogramm verwendet hatte, um seine Wäsche zu kennzeichnen. HILMAR bedeutet es. Die Orgel dröhnt, und die satanischen Stimmen verschwinden. Gott hilft ihm! Für ihn verwendet er dieses Zeichen. Überall ist jetzt das H zu sehen. An den Wänden leuchtet das Zeichen, an den Fenstervorhängen. Gottes tiefer Orgelton erfüllt Hilmars ganzen Körper. Doch dann verklingt er langsam.

Der Professor versucht zum Schluss noch einmal, in Hilmar Zweifel zu säen, und auch bei der übrigen Hörerschaft. Gott tut er als Hirngespinnst ab und nennt ihn wieder einen »Hirngott«. Satan hat sich des Professors bemächtigt! Hilmar weiß es genau, Gott hat es ihm bedeutet.

Viele klatschen, einige aber nicht oder nur ganz verhalten. Auch Hilmar klatscht nicht. Hier und da erste Handzeichen. In der Reihe hinter Hilmar steht eine Frau auf und fragt, wie sie denn das mit dem Gott im Gehirn zu verstehen habe. Wolle der Professor etwa sagen, dass alle, die an Gott glauben, nur spinnen? Spöttisch klirrt ihre

Stimme. Vor Erregung ist das Gesicht der Frau puterrot angelaufen. Sie jedenfalls wisse ganz genau, dass Gott groß sei und dass es nur den einen Gott gäbe. Wenn das stimme, was der Professor ihnen erzählt habe, dann müsse es ja Gott so oft geben, wie da Köpfe sind, die an ihn glauben. Das könne doch wohl nicht sein, absurd wäre das! »Grotesk!« schleudert sie am Schluss noch heraus und lacht dann unsicher.

Viele lachen mit, und in Hilmar's Nachbarschaft ruft einer, dass der da vorne vielleicht selber spinne. Das Gelächter nimmt noch zu. Ganz vorn in der ersten Reihe steht einer auf und verkündet, er sei Hirnforscher. Als solchem könne er sich gut vorstellen, dass es manchen nicht leicht fiele, so einfach hinzunehmen, was Professor Wisweh über Gott im Gehirn gesagt habe. Er selbst wolle noch einmal betonen, dass es hier bestimmt nicht darum ginge, Gott zu leugnen. Die Dame dürfe da ganz beruhigt sein. Aber auf der anderen Seite eben sei die Existenz Gottes wissenschaftlich nicht zu beweisen. Immerhin könne es ja sein, dass Gott nur ein Produkt der Fantasie sei, ein Produkt unseres Gehirns. Jedenfalls böten die Naturwissenschaften für das Zustandekommen einer Gottesvorstellung weit plausiblere Erklärungen an, als dass die Bibel je könne.

Im Saal macht sich ein Raunen breit. Einer steht auf und widerspricht mit lauter Stimme. Er sei Pfarrer und hätte größte Sorge, dass, wenn Gott das Existenzrecht abgesprochen würde, die Menschen auf ihrem Verderben bringenden Weg nicht länger aufzuhalten wären. Und wenn der Professor schon die Kreuzzüge und die Hexenprozesse erwähne, dann solle er aber keinesfalls vergessen, auch die guten Seiten der Kirche zu benennen. Unsere Kultur wäre wesentlich von ihr geprägt, und wo sonst könnten die Menschen Trost und Hilfe finden, wenn das Schicksal zuschlägt, und wo blieben die menschlichen Werte, wenn nicht die Kirche sich ihrer annähme und ...

Den Rest versteht Hilmar nicht, weil einige in seiner unmittelbaren Nachbarschaft laut dazwischenreden und ihm auch wieder diese Stimmen zu schaffen machen. Die Orgel spielt, und die hässlichen, kreischenden Laute mengen sich ein. Zum Schluss ruft der Pfarrer, vernehmlicher als vorher, dass der Professor drauf und dran wäre,

seine moralischen Pflichten zu verletzen, indem er versuche, den Menschen ihren Glauben zu nehmen. Stattdessen solle er ...

Der Professor unterbricht den Diskussionsredner, er wolle etwas richtigstellen. Er hätte nie gesagt ... Doch gehen seine Worte unter, zu viele melden ihren Protest an. In der anderen Saalecke erhebt sich ein junger Mann und spricht mit lauter, klarer Stimme. Wenn er den Vortragenden richtig verstanden hätte, meint er, würde das Gehirn aus den verschiedenen religiösen Ansätzen eine Art Einheitserfahrung machen. Bei Buddhisten wie bei Christen käme es, so jedenfalls wäre das doch wohl gesagt worden, an ein und derselben Stelle des Gehirns zur Erleuchtung. Ob man da nicht besser die unterschiedlichen Religionen zu einer einzigen Weltreligion zusammenfassen solle. Damit könnten viele schlimme Spannungen in der Welt vermieden werden. Der Professor hätte ja gezeigt, wie religiöser Fanatismus in der Geschichte der Menschheit ... – Hilmar hält seine Hand hinter das Ohr, so groß ist Unruhe – ... der Terrorismus und dessen Globalisierung verlange, dass auch die Kirche ...

Derselbe in Hilmars Nachbarschaft, der vorhin schon dazwischengerufen hatte, steht auf und unterbricht den anderen mit lauter Stimme:

»Und wenn hier in der Gegend noch so viele Pagoden und Moscheen gebaut werden sollten, zum Beten gehe ich in die Kirche, und nur in die Kirche!«

Wieder allgemeines Gemurmel, einige lachen. Viele haben sich gemeldet und manche wollen nicht abwarten, bis sie aufgerufen werden. Sie reden einfach drauflos, die meisten mit empörter Stimme. Einer, der mit der lautesten Stimme, beteuert, dass er schon immer gewusst hätte, dass das da, was die Kirche behauptet, nur Hirngespinnste wären. Unsereinem würde die Kirche samt ihrer Pfaffen nur etwas vormachen, um an unser Geld heranzukommen. Sagenhaft reich wären die alle. Mit ihrem Geld könnten sie die Armut in der Welt auf einen Schlag ... Ein Anderer ruft dazwischen, dass aber dann die Kirche gar nicht mehr existieren könnte. Darauf der Erste wieder: Ob sich denn die Kirche nicht der Gräuel der Hexenprozesse schäme, ihrer menschenverachtenden Missionierungsstrategien, und wie sie auch noch in den Weltkriegen auf beiden Seiten die Mordwaffen

gesegnet hätte..., nie wäre ... Ein Weiterer steht auf und dankt dem Vortragenden für seine so außerordentlich aufschlussreichen Ausführungen. Sie hätten einmal mehr deutlich gemacht, wie doch der Glaube Gefahr bedeute ... Fast alle Konflikte früher wie heute seien religiös motiviert. Millionen, ja Milliarden Religionsopfer wären zu beklagen, der Terrorismus von heute ... Auch seine Stimme geht unter. Einer schreit: »Gott lasse ich mir nicht nehmen, nie und nimmer, und wenn da noch so viele gelehrte Leute ...«

Der Direktor des Hauses winkt schon seit einiger Zeit aufgeregt mit beiden Armen. Als sich seine Stimme endlich Bahn bricht, bleibt ihm nur noch übrig, dem Vortragenden für seinen interessanten Beitrag zu danken. Er selbst, der Professor, müsse ja erkennen, wie stimulierend sein Vortrag war. Noch nie hätte es in diesem Hause eine derart stürmische Diskussion gegeben. Die Veranstaltung müsse unbedingt wiederholt werden, dann aber mit einer sorgfältig vorbereiteten Diskussion, die es gestatte, jedem, der da wolle, das Wort einzuräumen. Für heute aber ...

Lautes Stimmengewirr lässt seine Worte untergehen. Die meisten sind bereits aufgestanden und drängen dem Ausgang zu.

Sabine schläft schon, als Hilmar zu Hause ankommt. Leise legt er sich neben sie. Dieser Professor, freundlich sieht er aus, doch handelt er im Auftrag des Teufels! Wie gut, dass sich so viele gewehrt haben, ihm Glauben zu schenken.

Nach kurzem Schlaf wird Hilmar von der Orgel geweckt. Wieder lenkt ihn der Heilige Geist mit seinen Hektoplodenstrahlen. Dann immer ist ihm, als ob Gott für ihn denke. Hilmar steht auf und lässt sich treulich führen. Leise verlässt er das Zimmer und steht bald darauf draußen vorm Haus. Unter dem Tosen der Orgel erzittert die ganze Gegend. Hilmar schaut empor. Die Sterne flimmern. Und sieh dort: Da oben, wo die Baulücke den Blick bis fast zum Horizont freilässt, ist wieder das verschnörkelte H zu erkennen, dieses Mal aus den Sternen des Himmels geformt! Eine Botschaft ist es, und der Allmächtige verwendet die Sterne dazu, Gott ruft ihn!

Gebannt betrachtet Hilmar das himmlische Zeichen, wie wild jagen ihm Gedanken durch den Kopf. Der Professor, dieser Professor Wisweh, will den Menschen Gott ausreden. Ein elender Trick von Satan ist es, sich in eine so hochgestellte Persönlichkeit einzunisten und sie dann in aller Öffentlichkeit Gott lästern zu lassen. Satans Fratze habe ich auf den Bildern vom Gehirn erkannt. Zusehen konnte ich, wie sie sich aus den Farbpunkten zusammensetzte, dort in dem Gottesmodul, dem angeblichen. Nein, nicht Gott, Satan haust da, und Gott hat es mir gezeigt – mir, Hilmar! Auf seinen Kopf links hinter dem Ohr hatte der Professor gewiesen. Dort also ist die Stelle, wo der Teufel sich bei ihm eingenistet hat. Und von dort muss er vertrieben werden. Vertrieben werden muss er, vertrieben!

Die wunderbaren Zeichen des Herrn, Gott spricht zu mir, in Bildern spricht er, durch Zeichen. Überall sind sie, ich muss sie nur sehen lernen. Einen Auftrag geben sie mir. Ich, Hilmar, habe von Gott einen Auftrag erhalten! Und wirklich, überall ist das Zeichen jetzt zu sehen, in den dunklen Schatten der Bäume, in den Zaunfeldern gegenüber, und auch an den Häuserwänden.

»Ja, HERR, ich gehorche!«, ruft Hilmar halblaut in die Nacht, und gebannt heftet er den Blick weiter auf das Sternen-H. Lange steht er so. Überall ist das H zu erkennen, selbst im Gras. Ihn schaudert.

Die Hektoplodenstrahlen lenken Hilmar zurück ins Haus, während der Wille des himmlischen Vaters weiter in ihm ist. Er, Hilmar, wurde von ihm ausgewählt! Ja, HERR! Unwiderstehlich ist die Kraft, die ihn umtreibt. Des Herrn Wille geschieht in ihm. Auf wunderbare Weise wird Hilmar gewahr, was zu tun ist: Jawohl, das Telefonbuch! »Wisweh« hieß der Professor. Fieberhaft überfliegt er die Seiten. Drei »Wisweh« gibt es, und hier: »Wisweh, Gottwin Thomas, Prof. Dr., Holbornstr. 11«. Von hier nicht sehr weit ist das.

Hilmar drängt es wieder nach draußen, geradewegs dorthin, wo der Professor wohnt. Nicht lange, da steht er vor dem Haus. Ein größeres Wohnhaus ist es, eigentlich wie alle anderen Häuser hier. Eine »11« leuchtet über dem Eingangstor. Auf der anderen Straßenseite stehend, starrt Hilmar auf das Haus. Ihm ist, als ob er schon mal hier gestanden hätte, alles kennt er genauestens: die Tafel mit den Klingeln und den Namen der Mieter neben der wuchtigen Eingangstür, die Rollos hinter den Fenstern, die Straßenlaterne, die zwischen der ersten und der zweiten Etage am Haus befestigt ist, die vorstehenden Fenstersimse, die Blumenkästen in der oberen Fensterreihe, das Fenster mit dem flackernden Fernsehlicht dahinter.

Wind kommt auf, und der Ton der himmlischen Orgel schwillt an. Wind und Orgel vermischen sich zu einem Brausen. Während Hilmar auf das Haus starrt, wächst dieses, wird größer, und noch größer. Tatsächlich, das Haus bläht sich, und heller ist es als die anderen Häuser. In einem rötlichen Licht schimmert es, während die Umgebung dunkel bleibt. Ein Teufelsspuk. Doch Hilmar ist in der Hand Gottes sicher. Die Fensterrahmen flirren gelblich. Was sieht er da: Einige glühen flammenrot, sie formen das H! Nein, murmelt er vor sich hin, das ist kein Spuk hier, der Herr gibt ihm wieder das Zeichen. Jetzt auch lässt sich Gott wieder vernehmen, tief und schallend ist seine Stimme. Als ob er durch eine lange Röhre ruft. Aber die Worte sind nicht zu verstehen. »Ja, HERR ..., ich höre !«, ruft Hilmar in die Nacht, laut genug, um das Brausen zu übertönen. Reglos verharrt er so eine lange Zeit, während er weiter gebannt das Haus beobachtet.

Hier also wohnt der Professor, hinter diesen Fenstern. Satan hat sich seiner bemächtigt. In seinem Gehirn haust er. »Gottesmodul« hatte der Professor die Stelle hinterm Ohr genannt. Dort hat er sich eingenistet, der Teufel. Und Gott zeigte mir dessen Fratze. Satan ist abtrünnig geworden und hat sich nun endgültig mit seinem Herrn überworfen. Er will die Weltherrschaft, und in das Gehirn des Professors ist er gefahren, damit dieser die Menschen lehrt, Gott zu leugnen. Denn Gottesfürchtigkeit bricht die Macht des Teufels. Gewusst hatte der Professor, dass ich von Gott gesendet bin. Wie er mich angeschaut hatte! Mich von Gott abbringen will er, dieser von Satan besessene Mensch. Und alle die anderen, die da saßen und zuhörten, will er ebenfalls verführen. Den Kopf dieses Mannes muss man anbohren, damit der teuflische Eiter ausfließen kann.

Auch die anderen Stimmen hört Hilmar jetzt wieder. Die Höllenbrut kichert und ruft: »Du Dreckschwein, Du wirst uns nicht vertreiben. Aus dem Professor wirst du uns nicht vertreiben, ... nicht vertreiben, du Dreckschwein, du aasiges. Mieses Aas! He-he-he-he-he«, scheppert es so laut, dass Hilmar meint, die Menschen in dieser Gegend könnten davon aufwachen und hier, bei ihm, zusammenlaufen. Mit beiden Händen presst er sich die Ohren zu, doch die Stimmen werden nicht leiser. Tatsächlich, überall öffnen sich die Fenster. Menschen schauen heraus und sehen ihn hämisch an, rufen, schreien. Die Straße hallt wider vom Kreischen und Schreien der Leute in den Fenstern. Schrecklich! Hilmar ruft: »GOTT, mein lieber GOTT! Mein GEBIETER, ich weiß, DÜ willst mich prüfen. Bitte, verlass mich nicht! Hilf! ... Hilf mir! ... Hilf mir doch!«

Die Stimmen bleiben: »Du Dreckschwein, ...schwein, ...schwein. Der Professor gehört uns. Hau ab ... ab, ...ab, ...ab ...ab!«, hallt es durch die Straße.

»Was soll ich denn tun, mein Gott!«, ruft Hilmar in die Nacht. »Was verlangst DÜ von mir, warum lässt DÜ mich hier allein?«

Gott hat ihn verlassen, seine Macht ist gebrochen! Der Teufel herrscht mit seinem Pack. Ausgeliefert ist er ihm. Und was sieht er da?! Satans Fratze, direkt vor seinem Gesicht, heiß weht ihn der Atem des Verruchten an, und dann greift Satan nach seinem Hals!!! Hilmar schreit, bringt aber nur ein Röcheln hervor. An der Kehle gepackt würgt ihn der Höllenfürst, Hilmars Körper zuckt, elektrische Ströme

peitschen durch ihn hindurch, er windet sich, seine Beine sind gelähmt – erkämpft um sein Leben.

Hilmar muss geschlafen haben. Die Orgel hat ihn weckt. Wieder dieser einzelne himmlische Ton. Kurz schwillt er an, dann wird er leiser, immer leiser, und entschwindet ganz. Stille. Nichts mehr. Auch kein Satan. Hilmars Kopf ist klar, sonderbar klar, wie schon lange nicht mehr.

Er steht auf, sieht sich um. Es ist Nacht, noch immer leuchtet die Elf über dem Eingang des Hauses, aber ein Haus ist es wie auch die anderen Häuser hier. Alles hat sich zurückverwandelt, zurück in die flache Normalität. Hilmar weiß nicht, wie lange er hier zugebracht hat. Kalt ist ihm. Er versucht, die Zeiger auf seiner Armbanduhr zu erkennen. Zwei Uhr. Im Schlafanzug steht er da. Ein Auto biegt aus einer Nebenstraße ein und hält hundert, zweihundert Meter vor ihm. Die Scheinwerfer verlöschen. Ein junges Paar steigt aus, angetrunken, wie es scheint. Die Frau macht lachend irgendeine Bemerkung, nicht laut, aber die Stille der Nacht lässt ihre Stimme weithin schallen.

Hilmar hetzt nach Hause. Sabine schläft noch immer. Gekratzt hätte er sich, sagt er, als ihn Sabine am nächsten Morgen nach den Spuren an seinem Hals fragt. Ihr Gesicht verrät, dass sie eingeweiht ist. Neulich hatte er Sabine beim Schreiben überrascht. Ganz unsicher war sie geworden und ließ dann den Brief unter anderen Briefen verschwinden. Regelmäßig schreibt sie an den Höllenfürsten. Satan hat sich auch seiner Sabine bemächtigt!

Der Pfad, der Hang, der Nebel, das grelle Licht, dann die Dunkelheit – immer dasselbe! Doch neben Aileen steht dieses Mal nicht Ivonne, sondern ein junger Mann, der Thomas ganz eigentümlich anschaut, wie ein Geist aus einer anderen Welt. Wieder gleitet Thomas ab, und wieder vermag Aileen ihn nicht zu halten. Unverwandt schaut der Fremde zu. Thomas rutscht in die Tiefe, und gellend schreit Aileen seinen Namen. Er stürzt weiter, immer weiter, durchbricht den Nebel und mit ihm die Dunkelheit. Dann schwebt er eine Weile über offenem, von einer gleißenden Sonne beschienenem Land. Ein Sog erfasst ihn und lässt ihn auf einen Berg zu fliegen. Immer gewaltiger wird der Sog. Der Berg öffnet sich, und wieder der Tunnel, an dessen Ende das helle Licht scheint. Thomas fliegt und fliegt, doch das Ende des Tunnels kommt nicht näher. Er strampelt, seine Füße sind gefesselt, das Atmen wird schwer. Noch immer ruft Aileen aus der Ferne, verzweifelt kämpft er, bis sein Atem aussetzt ...

Endlich wacht er auf.

»To-ommy! ... Hallo, Thoomas! Sag mal, du Schnarcher, so müde kann doch ein einzelner Mensch gar nicht sein. Der Kaffee ist fertig! Um neun wolltest du aufstehen.«

Thomas ist ganz benommen, Aileen beugt sich über ihn:

»Wie verschwitzt du bist!« Mit dem Handrücken streichelt sie über seine stopplige Wange und flüstert: »Hat denn mein Tommy gut geschlafen? Bestimmt hast du das. Mein Bett ist nämlich viel kuscheliger als deins.«

Benommen noch, umarmt er Aileen und schlurft ins Bad. Nach einer ganzen Weile dann sitzt Thomas rasiert und frisch geduscht am Frühstückstisch. Die Zeitung hat sie ihm hingelegt, so, dass sein Blick auf die Leserbrief-Ecke trifft. Unter »Gott im Hirn« heißt es: »Ich kann nicht glauben, und ich will nicht glauben, dass Gott nur eine Illusion ist, nur ein Hirngott. Millionen und Abermillionen Menschen müssten verzweifeln.« Und ein Stückchen weiter: »Wir dürfen nicht zulassen, dass da im Namen der Wissenschaft ...«

An den Vortagen hatte es auch schon Leserschriften gegeben, die sich auf die beiden Artikel vor und nach Thomas' Vortrag bezogen.

Endlich wäre es so weit, dass uns die Wissenschaft vom biblischen Aberglauben befreie, hieß es da. Eine Leserin sprach von schlimmen Verfehlungen der Institution Kirche und der Religion überhaupt, in der Vergangenheit bis heute. Kein Tag verginge ohne die Schreckensmeldungen von Mordanschlägen im Namen Gottes. Doch eben auch Protest. Von einem teuflischen Komplott der Wissenschaft gegen die Religion und gegen die christliche Moral war in einem der Briefe die Rede.

Konrad Sobetzki ist begeistert von dem Erfolg des Vortrags. Als es in der Diskussion hoch herging, hatte er Thomas Flankenschutz gegeben. Einige Kollegen wünschten, er möge seinen Vortrag wiederholen, sie hätten die Ankündigung leider nicht mitbekommen. Dinkelbach schien ebenfalls zufrieden. Endlich stand der Name seines Institutes mal wieder in der Zeitung. Kurz darauf wurde Thomas vom Dekan angesprochen, als sie sich zufällig auf dem Korridor begegneten. Er hätte von dem Vortrag gehört und von der großartigen Resonanz, Gratulation! Viel öfter sollten sich die Fakultätsmitglieder mit »derartigen Aktivitäten« an die Öffentlichkeit wenden. Die Sache mit der Professur übrigens, ihre Überführung in eine reguläre, sei auf dem besten Wege, er hätte ein Gespräch mit dem Rektor und dem Kanzler gehabt. Aus Maues Augen blitzte Anerkennung. Allerdings waren zu diesem Zeitpunkt die Proteste der Bürger noch nicht an sein Ohr gedrungen.

»Möchtest du noch etwas Kaffee?«, fragt Aileen mit der Kanne in der Hand. »Ach, übrigens, einen schönen Gruß von Marion. Sie hat dir eine Probe von ihrer Himbeermarmelade geschickt.« Und mit Griff in den Kühlschrank: »Hier, bitte schön. Die hat sie selbst gemacht, aus Früchten, die aus – wie sie versicherte – garantiert ökologischem Anbau stammten. Schmeckt wirklich besonders!«

»Meinen verbindlichsten Dank!«, flötet Thomas in Marions Manier. Und nach einem Geschmackstest mit der Messerspitze: »Sag ihr, dass ich zum Sinneswandel bereit bin, falls es mit der Belieferung weiterhin klappt.«

»Sie scheint dir die Neckerei von neulich nicht übelgenommen zu haben. Im Gegenteil eher.«

Thomas winkt ab:

»Apropos Neckerei, da fällt mir doch der Wendekamm ein. Gestern Mittag war es, in der Mensa. Ich versuchte, mit meinem Tablett an ihm vorbeizusteuern. Doch dieser machte eine einladende Handbewegung, und ich konnte das Angebot nicht ausschlagen. Ein blasierter Typ aus der Philosophie, dem Nachbarinstitut im vorderen Teil unseres Flurs. Als wir dann Seite an Seite ...«

»Na, den kenn ich doch. Das ist doch der, der beim Fakultätsball am Nachbartisch saß. Nein, ich finde den nett, ausgesprochen charmant. Und ein wirklich guter Tänzer ist er!«

»Ach, ich dachte schon, den hättest du vergessen?«

Aileen streicht Thomas über das Haar und schnurrt: »Der charmanteste von allen bist du natürlich. Nur eben mit dem Tanzen ...«

»Hm. Egal auch. Wir hockten also über Makkaroni mit Wurstbröckchen und Tomatensoße, er sprach mich auf mein Projekt hin an, ich aber wollte nicht, habe ja schon mit einem anderen von den Philosophen Kontakt aufgenommen. Ja, und da kam ich – einfach um irgendwas anderes zu sagen – auf einen Zeitschriftenartikel zu sprechen, genau den, den ich kürzlich im Bett gelesen hatte. Um die Informationsschwemme dreht der sich, wie sie sich allein schon mit der Bücher- und Zeitschriftenflut über die Menschheit ergieße, ganz zu schweigen vom Fernsehen, Internet und so weiter. Wendekamm, dieser Piefke, fast immer im weißen Hemd und mit einem seidenen Halstuch drunter ...«

»Könnt ich mir auch bei dir ganz gut vorstellen.«

»Na ja. Schließlich schüttelte der feine Herr Kollege betont langsam sein Haupt und entgegnete herablassend – dieses Arschloch! – es wäre ein Irrtum – *Irrtum* sprach er gesperrt und mit seinem schnurrendem *Rrrrr* aus, Bayern oder so ...«

»Was wäre denn nun ein Irrtum?«

»Ein *Irrrrtum* wäre es, sagte der, Bücher und Zeitschriften, Gedrucktes also, mit Information gleichzusetzen. Die Information entstünde erst im Menschen, und zwar just in dem Moment, wenn er das Gedruckte lese. Ansonsten handele es sich lediglich um Druckerschwärze, und damit sei schlimmstenfalls eine Schwemme von auf Buchseiten verteilter Druckerschwärze zu beklagen.«

»Nichts als Druckerschwärze? Da verkaufe ich in meinem Laden also nur Papier und Druckerschwärze?«

»Unerträglich, die belehrende Art, in der er das sagte! Zum Glück habe ich hin und wieder etwas zur Informationstheorie gelesen, und so konnte ich dem einiges zum Mitschreiben diktieren: 'Aber, mein lieber Herr Wendekamm', hatte ich gesagt, 'wenn man in ein Buch hineinschaut, kann man aus der Druckerschwärze immerhin Informationen beziehen. Das ist nicht der Fall, wenn dieselbe Menge an Schwarz nur *irgendwie* über die Buchseiten verteilt wäre, als Klecks zum Beispiel.' Das Schwarz forme Buchstaben, hab ich gesagt, die eigens als Informationsträger erfunden worden seien. Hintereinander gereiht ...«, Thomas hebt bedeutungsschwer den Zeigefinger und schließt ihn mit dem Daumen zum Ring, »hintereinander gereiht bildeten sie Wörter und Sätze, so etwas wie, nun, wie potenzielle Information seien sie, habe ich gesagt. Tatsächlich, *potenzielle Information* ist das nämlich, und nicht einfach nur Druckerschwärze!«

Aileen hat ihm ein weiteres Toastbrot mit Marions Marmelade bestrichen und hört aufmerksam zu, wenn auch immerzu schmunzelnd. Überhaupt scheint sie wieder ganz die alte zu sein.

»Der Besserwisser schüttelte ständig seinen Kopf«, fährt Thomas kauend fort, »und ich fühlte mich noch mehr herausgefordert. Ob es den Begriff *potenzielle Information* überhaupt gibt, wusste ich selbst nicht, weiß ich auch jetzt noch nicht. Aber ich musste an einen Versuch im Physikunterricht denken, einen zur potenziellen Energie. Denn ich fragte mich, warum das mit der Information nicht vergleichbar sein sollte.«

»Womit?«

»Also gut, machen wir es so rum: Unser Lehrer, der Herr Bosselmann, der hatte einen Eimer mit Wasser gefüllt, ihn dann auf das Pult gehievt und wieder runter auf den Fußboden gesetzt. Ein paar Mal wiederholte er das, ächzend, denn der Eimer war voll und Bosselmann nur ein dünnes, unспортliches Männlein. Immer wieder betonte unser *Bosselmännchen*, wie wir ihn nannten, nichts würde sich ändern, nur eben der Energiezustand des Wassers.«

»Du hattest mir ja schon mal von einem deiner Lehrer erzählt, dem für Geschichte. Habt ihr denn, frag ich mich, überhaupt auch Lehrerinnen gehabt?«

»Und ob. Die aufregendste von allen war Fräulein Mieder. Unsere Deutschlehrerin. Frisch vom Studium kam sie, trug ganz enge

Klamotten und weckte in uns Jungs Gefühle, die wir bis dahin noch gar nicht so richtig kannten.

»Aber mittlerweile kennst du dich da aus, stimmt's?«

»Meinst du?«, kommt es von Thomas, und dazu verdreht er provokant seine Augen. »Also, mit dem Anheben, so hatte das Bosselmännchen betont, hätte er dem Wasser eine *potenzielle Energie* verliehen. Zum Beispiel ließe sich damit eine Wassermühle betreiben, wobei sich die potenzielle in die kinetische Energieform wandle. 'Sie werden doch einsehen, Herr Wendekamm', sagte ich dann, nachdem ich ihm das Bosselmann-Experiment kurz erläutert hatte, 'dass das mit der Information ganz ähnlich ist. Der Lesestoff – oder meinethalben eben die Information, die potenzielle – ... Da unterbrach er mich und meinte, er glaube, ich sei da auf einem *Irrrrr-Weg*. 'Nein, nein', darauf ich wieder, 'lassen Sie mich das bitte noch sagen: Der Lesestoff *ist* potenzielle Information! – Was sonst?'«.

»Ihr Männer seid ein eigenartiges Völkchen!«

»Und *potenziell* hatte ich dann genauso sperrig ausgesprochen, wie der mir das mit seinem *Irrrtum* und *Irrrweg* zugemutet hatte. Die Information in dem Gedruckten, hatte ich ihm eingegeben, die warte nämlich ebenfalls darauf, fließen zu können, hinein in den Kopf des Lesers, um das Räderwerk im Gehirn anzutreiben. Druckerschwärze könne das nicht!«

Thomas fährt sich mit beiden Händen durch das frischgekämmte Haar und sitzt nun ganz verwuselt da. Aileen mag ihn so ganz besonders. Doch er lässt sich von ihrem Blick nicht beirren:

»Und zuletzt musste ich dem noch verflüstern, dass Information der Urstoff der Welt sei, die Materie würde durch die Information in Form von Kraftpaketen erst geformt. Stoff und Energie wären mithin sekundär. Die Quantenphysiker wüssten das oder gäben das zumindest zu wissen vor. Ja, und als ich dann noch sagte, diese Ureigenschaft des Alls, die Information, die könne man getrost Geist nennen, Weltgeist meinethalben oder auch Gott, da hatte der Blödmann in seinen Makkaroni herumgestochert und schließlich gemeint, ja, das mit der Information sei sowieso alles noch nicht in trockenen Tüchern. Aber eben hochinteressant, wirklich hochinteressant!«

»Der Arme!«, ruft Aileen. »Da hätte sich doch in deinem Gehirn das Mitleidsmodul zuschalten müssen!«

»Hör mal, weltweit zerbricht man sich über das Wesen der Information den Kopf, und ganz zum Schluss, da sagte der Ochse doch, das Ganze müsse er mir – *er* mir! – irgendwann einmal extra erklären, semantischer Aspekt, Neg-Entropie und so weiter. Mimt mit dem Wissen vom vorigen Jahrhundert den Geistesfürsten. Die Studenten nennen ihn »Immanuel«, weil er angeblich kaum zehn Sätze sagen kann, ohne wenigstens ein Mal seinen Kant zu zitieren. – Aber egal, heute ist Sonnabend, ich muss mal wieder raus ins Grüne.«

»Dann beeil dich, du weißt, heute Abend noch geht's zu meiner Mutter!«

Aileen wollte derweil ins Zentrum fahren, um ein Mitbringsel für ihre Mutter geht es. Ein bisschen aufgeregt kommt sie ihm vor. Gestern Abend noch hatte sie ihn zum Friseur gescheucht. Und er möge bitte seinen schönen Blazer tragen, wünscht sie sich. Thomas zieht es in den Stadtpark, alles andere ist für heute zu weit. Immerhin gibt es dort abseits der Hauptwege recht lauschige Winkel.

»Ach Tommy«, ruft Aileen ihm noch nach, als er schon draußen auf dem Treppenflur ist, »sei doch so lieb und denke an die Blumen für Mutti.«

Als er aus dem Haus tritt, ist er überrascht. Genau der junge Mann steht dort, den er im Traum gesehen hat. Schwarzhaarig, Haarsträhnen im blassen Gesicht, ein bisschen sonderbar. Auf irgendjemanden wartet er. Jetzt blickt dieser Typ ihn an, so eigenartig, so entrückt. Thomas scheint, als ob er den schon mal gesehen hätte. Wie sonst denn sollte der komische Kauz in seinen Traum gelangt sein? Thomas geht zu seinem Auto, legt sein Fernglas auf den Rücksitz und startet in Richtung Stadtpark.

Was für ein schöner Herbsttag! Nur wenige Spaziergänger sind zu sehen. Der Weg, den er entlanggeht, ist mit Kastanien übersät. Auch sind schon die ersten Blätter gefallen. *Plops*, kurz vor ihm schlägt eine Kastanie aus großer Höhe auf den festgetretenen Weg. Krähen watscheln in kleinen Trupps oder auch einzeln über die große Parkwiese. Alle paar Meter stochern sie in der Erde herum, wenden Blätter und schauen dann misstrauisch rüber zum Weg. Saatkrähen sind es, wie er weiß. Aus dem Norden und dem Osten kommen sie zu uns, um hier zu überwintern.

Der Sommer hat das Gras ausgetrocknet, und die meisten Blumen sind verblüht. Ein junges Paar mit Kind kommt entgegen. Das Kind, ein Baby noch, löst sich von der Hand der Mutter und übt jauchzend, freihändig zu gehen. Nicht lange, da schaukelt es auf den krummen Beinchen hin und her, und schon sitzt es auf seinem dicken Windelpaket.

Wie doch die Dichter den Herbst rühmen, seine Farben, seinen Duft. Aber das Ende ist es, das er ankündigt. Das Frühjahr gefällt Thomas weit besser. Einfach noch zu jung ist er, um am Herbst Gefallen zu finden.

»Kjäck, ... kjäck«, – ein Specht? Jetzt auch sieht er den Vogel. In flachen Bögen fliegt er Berg und Tal, typisch für die Spechte. Groß ist der Vogel, und grün. Ein Grünspecht. Wie das Grün im Sonnenlicht schillert, als ob der Vogel sich aus den Tropen hierher verirrt hätte. Thomas hebt das Fernglas an die Augen. Deutlich ist nun auch die rote Kopfplatte zu sehen. »Kjäik«, ruft er wieder. Als er das Glas absetzt, steht jemand neben ihm. Genau der ist es, dieser eigenartige Kerl, der vorhin noch vor der Haustür stand! Thomas geht ein paar Schritte weiter und bleibt dann abrupt stehen, scheinbar um noch einmal durch das Fernglas zu spähen. Aus dem Augenwinkel heraus sieht er, wie ihm der wunderliche Typ folgt. Zögernd tut er das. Thomas wendet sich entschlossen um und fasst den anderen fest ins Auge:

»Haben Sie den Specht gesehen? Ein Grünspecht ist das, ein wunderschönes Tier!«

Der andere war stehen geblieben und sieht Thomas wortlos an. Seine rechte Hand hält er krampfhaft in der Joppentasche.

»Wenn Sie wollen, bitte, nehmen Sie mein Fernglas! Dort ist er, sehen Sie?«

Eigenartig ist der Blick des anderen, genauso wie in dem Traum! Langsam zieht der junge Mann seine Hand aus der Joppentasche, streckt sie aus, greift nach dem Fernglas und zieht die Hand dann doch wieder zurück. Ohne ein Wort zu sagen, stiert er Thomas weiter an. So abgerückt. Thomas fühlt sich nicht wohl, möchte am liebsten schnell weiterlaufen. Lächerlich, ein harmloser Irrer wird es sein. Oder Rauschgift? Noch einmal blickt er durchs Glas. Jetzt ist der Grünspecht durch einen Ast verdeckt. Thomas geht ein paar Schritte vom Weg ab, und nun kann er den Vogel wieder in seiner ganzen Pracht sehen.

Der seltsame junge Mann ist gefolgt und steht jetzt direkt hinter ihm. Was der nur will? Vielleicht sollte ich ihm noch einmal ...

Thomas spürt, dass da etwas hinter seinem Ohr ist. Dann: der lauteste Donnerschlag und der grellste Blitz seines Lebens!

Eingeschlagen hat es, begreift Thomas noch, dann wird es dunkel. Er fällt und fällt, bald aber geht das Fallen in ein sanftes Schweben über. In der Ferne zeichnet sich ein Lichtpunkt ab. Thomas beginnt, sich darauf zu bewegen, langsam erst, dann schneller und schneller. Der Lichtfleck wird größer, erweist sich als das Ende einer Röhre. Durch sie fliegt er auf ein jenseitiges Land zu.

Im hellen Schein zeichnet sich eine Figur ab. Immer größer wird sie. Noch bevor Thomas sie erkennen kann, wird das Licht ganz grell, und im gleißendsten Weiß zerstrahlt die Figur.

Der Grünspecht fliegt mit lautem »Kjäck ...kjäck ...kjäck« über Thomas hinweg. Immerzu ruft es »Kjäck ...kjäck ...kjäck ...kjäck ...« Selbst im Schlaf, der ihn nun übermannt.

Ist das der Schlaf des Todes, fragt er sich jedes Mal, wenn er zwischendurch aufwacht. Was bloß soll dann das ständige Kjäck-kjäck-kjäck? Auch jetzt, wo Aileen neben ihm sitzt. Wieso ist sie hier, neben mir? Thomas kann sie nicht sehen, aber hören. Mit Weinen in der Stimme erklärt sie ihm immer aufs Neue, welches Glück er gehabt hätte. Tot könne er sein, tot! Eine Nahschuss-Verletzung wäre es gewesen, Schmauchspuren, aber eben auch Papierreste wären in der Wunde gefunden worden. Zwischen dem Ohr und der Augenhöhle. Ein Wahnsinniger sei es gewesen.

Aileens Wimmern geht in Schluchzen über. Sie will einfach nicht wahrhaben, dass ich tot bin, sickert es durch Thomas' abgestorbenes Gehirn. Stockdunkel ist es, schlafen möchte er. Ewig schlafen. – Schlafen wollen, spürt man im Tod Schläfrigkeit? Und wieso dieses ständige Kjäck-kjäck, wenn man tot ist?

Kurze Zeit später: Thomas sieht sich in der Aula ihrer Universität aufgebahrt. Ein großer akademischer Trauerakt, Buxbäume, dazwischen Dekan Maue. Von einem »heroischen Einsatz für die Wissenschaft« hört ihn Thomas sprechen, »ja, für die Wahrheit schlechthin.« Laut, sehr laut geht es unter dem Ruf des Spechtes

weiter, Gottwin Thomas Wiswehs Kampf für die Wissenschaft wäre lebensgefährlich gewesen, wie ein jeder hätte nun erfahren müssen.

Thomas muss wieder eingeschlafen sein, gerade noch hört er, wie der Dekan von einer tragisch klaffenden Lücke spricht. Nach einem zwischenzeitlichen Erwachen ist von einer Legierung aus fachlicher Kompetenz und Kollegialität die Rede. Und von Wertschätzung durch die Studierenden. Später dann ein Blick auf Westphal. Mit Frau Behrens sitzt er in einer Schar dunkel gekleideter Menschen. Und jetzt, endlich, Aileen. »Aileen!«, versucht Thomas zu rufen. In der ersten Reihe sitzt sie, doch nicht in Schwarz gehüllt, sondern in einem roten Kleid mit weißen Punkten, wie er es immer so mochte. Bei Astrid zum Beispiel. Rechts neben Aileen Marion, zur Linken Konrad Sobetzki und René. Dahinter Ivonne und Astrid. Sie unterhalten sich leise.

Eine kurze Dämmerphase jetzt, und dann – kann denn das wahr sein, Thomas sieht sich selbst, quietschvergnügt sitzt er neben seiner Witwe! Das bunte Sommerhemd hat er an, das sie kürzlich erst beim Discounter erstanden hatten. Zu einem Preis, der jeden Unternehmer in den Konkurs treiben muss.

Träumt er oder wacht er, ist das nicht Westphal da vorn am Pult? Zwischen den Buxbäumen hindurch ruft dieser in den Saal, der so überaus geschätzte Professor Wisweh habe paradiesische Gefilde erschauen dürfen. Solche von höchster intellektueller Erkenntnismöglichkeit. Von Gefilden schmerzlich-schöner Grenzerfahrungen spricht der Theologe, und schließlich laut tönend:

»Zuletzt noch hat unser Kollege der Heimstatt Gottes in uns nachgespürt, nämlich Gott in unserem Gehirn. In tragischer Verkennung wählte ein Anderer hier die Heimstatt des Teufels!« Beifall kommt auf, immer stärker wird er. Schließlich übertönt das Tosen des Beifalls den Ruf des Spechtes.

Beifall auf meiner Trauerfeier?

Wieder ein Blackout, und dann Dinkelbach. Blass sitzt er da, die Augen wässrig, seine Hand umkrampft ein Taschentuch. Zwischen ihm und Gitte hat Frau Gänsecke Platz genommen. Immer wieder wird sie von Weinkrämpfen geschüttelt. Gitte hält ihre Hand und sieht mit tränennassen Augen zu Aileen hin. Ohne ihn, Thomas, sitzt völlig starr da. Ihre Gesichtszüge wirken wie in Stein gemeißelt, grau wie Stein auch ist ihr Teint. Das Kleid muss sie gewechselt haben. Grau ist es jetzt, so grau wie sie selbst.

Mehrere Tage braucht es, bis der Ruf des Spechtes verklingt und Thomas wieder ganz zu sich selbst gefunden hat.

»Ach, mein Tommilein«, seufzt Aileen, während sie in die warme Wintersonne blinzelt. Mit ihrer linken Hand umschließt sie Thomas' rechte und führt sie behutsam über ihren Bauch. »Freust du dich?«

Er plinkt gutgelaunt zurück und fragt, ob der Bursche denn nun unbedingt »Thomas« heißen müsse. Könnte ja sein, dass sie später mal ständig verwechselt werden.

»Sei da ganz unbesorgt«, lacht Aileen, »du wirst deinen Altersvorsprung schon halten.«

Just an dem Tisch haben die beiden platzgenommen, wo sie ganz zu Anfang gesessen hatten. In der *Waldschänke*.

Ein paar Augenblicke sitzen sie schweigend nebeneinander. Dann, Thomas kratzt sich mal links am Kopf, mal rechts, und bringt schließlich unter ständigem Räuspern hervor, dass er ja gespannt sei, was der Maue ihm morgen verflüstern wolle.

Wieso?

Um die Stelle ginge es, worum denn sonst. Um die Entfristung. Den Dinkel habe er gefragt, der aber wollte nichts sagen. Nur dumm gegrinst hätte der.

»Vielleicht könntest du den Irren mitnehmen, den mit seiner Pistole?«, meinte Aileen.

»Wie? Was?«

Und dann in einem Ernst, der Thomas besorgt aufblicken lässt:

»Der läuft immer noch frei herum und hätte allen Grund, an dir etwas wiedergutzumachen. Schließlich geht es um unsere Familie!«